HEIMATKUNDLICHES

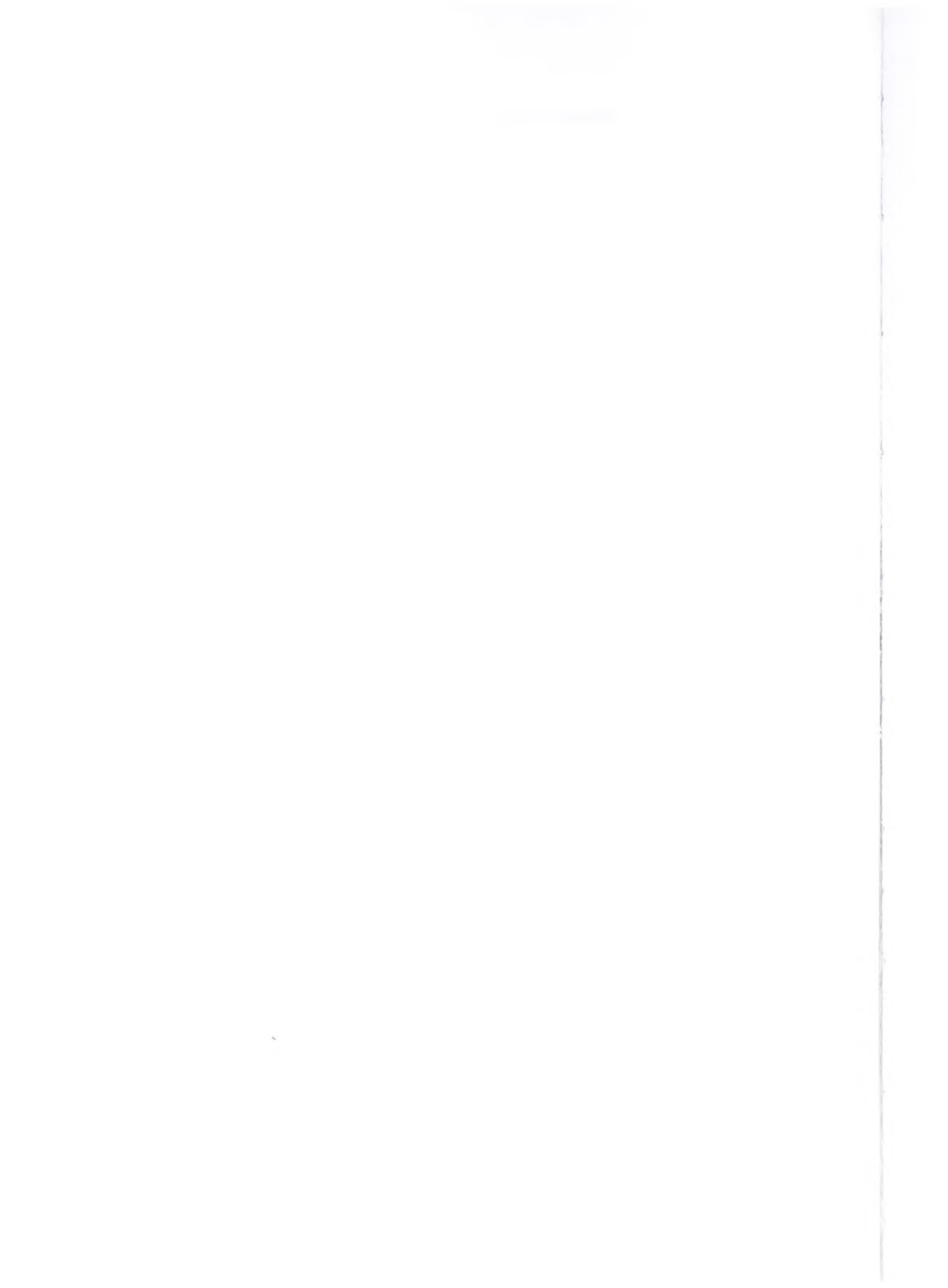
JAHRBUCH

FÜR DEN KREIS SEGEBERG

2005







HEIMATKUNDLICHES

JAHRBUCH
FÜR DEN KREIS SEGEBERG

Herausgegeben vom

Heimatverein des Kreises Segeberg e.V.

Kreisgruppe des Schleswig-Holsteinischen
Heimatbundes e.V.

2005

EINUNDFÜNFZIGSTER JAHRGANG

GRAFIK + DRUCK, KIEL

Außenumschlag:

Paul von Lettow-Vorbeck

Zusendungen für das Jahrbuch
sind erbeten an Schriftleiter **Ulrich Bärwald,**
Am Markt 20, 23867 Sülfeld.
Die Mitarbeiter werden höflichst gebeten,
Manuskripte vollständig druckreif und
nur auf einseitig beschriebenen Blättern sowie möglichst in
Maschinenschrift auch ggf. auf Diskette vorzulegen.
Einsendungen sind jederzeit willkommen
und an keinen Termin gebunden.

*

Das Heimatkundliche Jahrbuch für den Kreis Segeberg
erscheint einmal jährlich
als offizielle Schrift des Heimatvereins des Kreises Segeberg
(Kreisverein des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes (SHHB).
Mitglied kann jeder Interessierte werden.
(Jahresbeitrag 16 Euro)

Anfragen, Beitrittserklärungen und Anschriftenänderungen erbeten an
Ernst Steenbuck, Struvenhüttener Straße 13, 24641 Sievershütten; Telefon 04194/680.

Die namentlich gekennzeichneten Beiträge
geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto:
Kreissparkasse Südholstein, Nr. 25 062 · BLZ 230 510 30

Druck: G+D Grafik + Druck, Rendsburger Landstraße 181, 24113 Kiel

ISBN 3-00-017054-5

Inhaltsverzeichnis

Hans Mehrens, Großenaspe

Hans Claußen zum Gedenken

Am 11. März 2005 verstarb im hohen Alter von 91 Jahren unser Ehrenmitglied Hans Claußen aus Großenaspe. Als Schulleiter bzw. Rektor der Volksschule Großenaspe (1955 bis 1978) gehörte Hans Claußen noch zu der Generation von Volksschullehrern, die sich für die heimatkundlichen Belange der hiesigen Gemeinde eingesetzt hat. Zur Erforschung der Historie befragte er Dorfbewohner und forschte in Archiven. 1958 gründete er die „Arbeitsgemeinschaft Dorfchronik". Von 1962 bis 1970 erschienen vierteljährlich insgesamt 45 Hefte mit heimatkundlichen Themen, die 1985 in drei Bänden zusammengefasst und als Gemeindechronik zum Verkauf angeboten wurden. Das von Hans Claußen gegründete Gemeindearchiv hat inzwischen einen beachtlichen Bestand und erinnert an den Heimatforscher. Von 1970 bis 1994 war er im Vorstand des Heimatvereins des Kreises Segeberg. Für das Heimatkundliche Jahrbuch verfasste er im Laufe der Jahre insgesamt 58 Beiträge. 1994 wurde er für diese Arbeit mit der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet. –

Von 1950 bis 1987 war Hans Claußen Chorleiter des Gemischten Chores „Liederkranz von 1871 Großenaspe e.V." Für seine Verdienste als Chorleiter und Chronist verlieh ihm die Gemeinde die Ehrenbürgerschaft. Seine höchste Auszeichnung erfuhr Hans Claußen 1978, als er mit der Schleswig-Holstein-Medaille ausgezeichnet wurde.



Dr. Jürgen Hagel, Nürtingen,
Dr. Peter-Helmut Ross, Altenholz

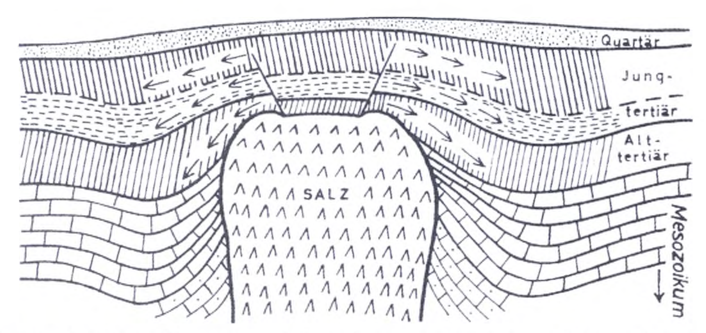
Die Segeberger Seen geben noch Rätsel auf

Unter den zahlreichen Seen des östlichen Holsteins nehmen drei der Segeberger Seen – Großer, Kleiner und Klüth-See – eine Sonderstellung ein. Während die nördlich, westlich und östlich von Bad Segeberg liegenden Seen und auch der Ihlsee ihre Entstehung den landschaftsprägenden Vorgängen der letzten Vereisung und der ihr folgenden Nieder- und Tieftauphase verdanken (Verschüttung und Abschmelzen von Toteis bzw. Aufstauung von Schmelzwässern), sind die drei genannten Seen an die Struktur des Segeberger Salzstocks gebunden. Dabei gehören sie zwei verschiedenen Typen an: Die beiden großen sind als Seen im Scheitelgraben anzusehen, der Kleine See dagegen ist eine wassererfüllte Doline. Die Geschichte des Letzteren ist relativ gut bekannt (Gripp 1963), doch die beiden anderen Seen geben noch einige Rätsel auf, nicht zuletzt auch bezüglich der Frage, ob der Große See bei der Entstehung der Kalkberghöhle eine Rolle gespielt hat oder nicht.

Hier zunächst die wichtigsten Daten der Seen:

Name	Wasserspiegel*	Fläche**	maximale Tiefe***
Großer Segeberger See	28,9 m + NN	178,15 ha	12,0 m
Klüthsee	29,1 m + NN	29,10 ha	14,5 m
Kleiner Segeberger See	37,9 m + NN	0,70 ha	10,0 m
Ihlsee	27,6 m + NN	29,33 ha	22,0 m

* Nach der TK 1:25.000 und TK 1:5.000. Das LAWK nennt für den Großen See (auf S. 4) 28,5 m. Der Wasserspiegel schwankte allein 1990-1991 zwischen 28,86 und 29,13 m (LAWK). Das mag z. T. die unterschiedlichen Tiefenangaben von Tse (max. 11,40 m) und des LAWK (max. 12,0 m) erklären.



Schematische Darstellung eines Scheitelgrabens über einem Salzstock in der norddeutschen Tiefebene. Aus Baxmann 1954

** Mitteilung des StABS
*** Nach LAWK

Scheitelgräben sind nach Baxmann unmittelbar an die Topregion eines Salzstocks gebundene Grabeneinbrüche. Sie entstehen, weil das vom aufsteigenden Salz hochgedrückte Deckgebirge seitlich schräg abwärts in die Randsenken drückt und dabei im Scheitelbereich eine Zerrung entsteht, so dass sich ein Grabenbruch bildet (Abb. 1). Ist das Salz – wie bei Bad Segeberg – hoch genug aufgestiegen, so kommt es in hinreichend warmen Zeiten zusätzlich durch das Grundwasser zur Subrosion (Auflösung im Untergrund). In der Senke, die dadurch auf dem Segeberger Salzstock entstand, sammelte sich Wasser, ein oder mehrere Seen entstanden.

Der Einbruch muss relativ spät erfolgt sein. Zum einen sind nämlich westlich des Sees bis zur Linie Negernbötel – Schackendorf – Fahrenkrug – Wittenborn Moränen des Segeberg-Oldesloer Eisvorstoßes zu finden, bei dem der Kalkberg möglicherweise als Nunatak aus dem Eise ragte; erst die Moränenzüge des älteren Frankfurter Stadiums zeigen durch ihren Verlauf an, dass der Salzstock hoch genug aufgestiegen war, um ein Hindernis für das Eis zu bilden. Zum anderen sind eiszeitliche Ablagerungen (wohl des ersten Vorstoßes) bei der Entstehung des Sees mit eingesunken.

Die Bindung an den Salzstock kommt in dem überdurchschnittlich hohen Chlorid- und Sulfat-Gehalt des Großen Segeberger Sees zum Ausdruck. Tse (1983, S. 40) fand bei seinen 1980-1982 durchgeführten Analysen einen Chlorid-Gehalt von 123 mg/l und einen Sulfat-Gehalt von 131,5 mg/l, und das LAWK ermittelte bei einer 1989/90 vorgenommenen Untersuchung Chlorid-Gehalte von 103-122 mg/l (gegenüber normal 21-62 mg/l) und Sulfat-Konzentrationen von 127,0-149,5 mg/l (gegenüber sonst 28-67 mg/l). Entsprechend hoch sind auch die Werte der Rönnau. Dies lässt sich mit den geologischen Verhältnissen erklären. Das LAWK nimmt an, dass die Konzentrationen durch unterirdische Zuflüsse bedingt sind. Zwar sind auch die Konzentrationen der oberirdischen Zuflüsse hoch, sie liegen

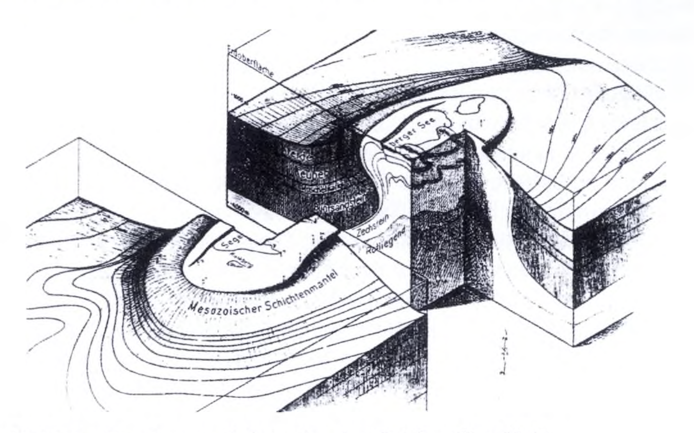


Abb. 2. Blockbild des Segeberger Salzstocks. Aus Teichmüller 1946

jedoch erheblich unter denen des Sees. Wenig wahrscheinlich ist, dass es sich um einen Rest der Sole handelt, die 1872 in den See geleitet wurde.

Das ziemlich geradlinige Steilufer im NW, das sich auch unter Wasser nach unten fortsetzt, unterstreicht die Deutung als Einbruchsbecken. Die Reliefenergie beträgt am NW-Ufer bis zum Seeboden etwa 25-26 m auf 500 m. Die SO-Seite ist jedoch nicht so markant ausgebildet. Teichmüller erklärt dies damit, dass die Schollen des Gipshuts beim Nachsacken gekippt seien. Wahrscheinlich ist das dadurch bedingt, dass sich nur auf der NW-Seite des Scheitelgrabens eine Bruchlinie gebildet hat, wie dies Teichmüller in seinem berühmten Blockbild andeutet (Abb. 2).

Zieht man die von Averdieck u.a., von Tse und vom LAWK angefertigten Tiefenkarten in die Betrachtung mit ein (vgl. Abb. 4), so ergibt sich allerdings ein differenzierteres Bild; denn danach bildet der Seeboden am Ost-Ufer weithin eine bis 300 m breite Ebene und fällt dann ab etwa 4 m Tiefe rasch auf 7-8 m ab, und der S- und der N-Teil haben eher eine beckenförmige Gestalt von >9 m Tiefe mit Spitzenwerten von 10,5 m im südlichen und an zwei Stellen 12,0 m im nördlichen Teil. Das mittlere Südufer und das Ufer südlich Spitzenort fallen steiler ab.

Etwa 600 m nördlich der Landzunge von Spitzenort ragt eine Untiefe, die „Steinbank", auf, die bei niedrigem Wasserstand sichtbar werden kann. Schon Steffens (1810, S. 127) hatte dort „aus ein paar Lachter Tiefe einen Kalkmergel erhalten, der so weiß war, dass er allenthalben rein weiß abfärbte; er brauste sehr stark mit Säuren und enthält sehr wenig Ton." Tse erbohrte dort bis 31 cm Seekreide mit Schalenresten und Flintgeröllen, darunter bis 36 cm Flintgerölle und Kreidestücke, von 36-61 cm Sand und Flintgerölle und von 61-86 cm grauen Sand, Flintgerölle und Kreidestückchen. Er fand die Seekreide im Segeberger See meist in Flachwasser-Gebieten.

Stein wies darauf hin, dass sich durch den Kurpark ein heute trocken liegendes Tal mit einer Sohle in ~38 m Höhe hinzieht, das sich vom Ufer des Sees über die heutigen Fischteiche bis zur Trave verfolgen lässt. Es dürfte ein alter Abfluss des Großen Sees gewesen sein, der zuletzt bei 38 m gestanden haben muss, auch den Klüthsee umfasste und nur 150-200 m von der Kalkberghöhle entfernt war. Eine Bestätigung für seine Hypothese sieht Stein in der Talform des südlich Stipsdorf mündenden Baches: In der Höhe des 38-m-Sees weist dessen Tal bei Rechtswert 3588,3 / Hochwert 5979,3 eine Terrasse auf, an die sich ein schluchtartiger Abschnitt anschließt, der nach der Absenkung durch rückschreitende Erosion entstanden sein dürfte. Das vom See durch das Tal im heutigen Kurpark abgelaufene Wasser sammelte sich zunächst in der Senke südlich Klein-Niendorf, wo es in ~34 m einen Abfluss zur Trave fand und ein enges, etwa 8 m tiefes Tal einschnitt. Ein später entstandener Abfluss durch das Rönnautal ließ dann den Wasserspiegel auf etwas unter 30 m sinken. Der Klüthsee blieb dabei zunächst noch ein Teil des Großen Sees. Im S reichte der See noch immer bis nahe an die Altstadt heran, und die Höhen des 2. und 3. Friedhofs ragten als Inseln heraus. Die Entstehung des Abflusses durch das Rönnautal muss bereits vor der Gründung des 1150 erstmals erwähnten Dorfes Klein Rönnau erfolgt sein, weil Bach und Dorf denselben

Namen tragen. Wieweit ein mittelsteinzeitlicher Fund vom Nordende des Sees und ein jungsteinzeitlicher vom SW-Ende (Backofenwiese) zur Datierung herangezogen werden können, bleibt offen, solange eine nachträgliche Verschleppung der Fundstücke nicht ausgeschlossen ist. Die von Teichmüller erwähnten jungsteinzeitlichen Fischersiedlungen liegen abseits des heutigen Ufers an Plätzen, die am Ufer des 38-m-Sees gelegen haben könnten.

Der Große Segeberger See gehört der Stadt Bad Segeberg seit dem 21. Oktober 1885, doch die Rönnauer Wassermühle hatte das Recht, die Rönnau zu nutzen (StABS). Um einen möglichst gleichmäßigen Betrieb zu gewährleisten, senkte der Müller den Seespiegel um ~1 m ab, wobei ein als „Schleuse“ bezeichnetes Wehr eingebaut wurde, um Schwankungen des Wasserstandes ausgleichen zu können[1]. Das machte den Klüthsee nach Stein zu einem eigenständigen See.

Hagel nahm 1954 an, von Steins Hypothese ausgehend, es habe sich nach dem Aufhören des Bodenfrostes, der die Auflösung des Salzes durch das Grundwasser unterband, das Salz im Untergrund gelöst und sei fortgeführt worden, und in dem dadurch (sicherlich allmählich) entstandenen Becken habe sich das Wasser gesammelt, habe sich also der See gebildet. Das bedeutete, dass das Alter des Sees nicht größer als 11.000 Jahre sein dürfte. Die Herren Averdieck, Erlenkeuser und Willkomm konnten 1972 mit Hilfe der Pollen-Analyse und der Radiokarbon-Methode eine genauere Bestimmung vornehmen und nachweisen, dass der Südteil des Großen Sees vor etwa 12.000 Jahren zu entstehen begann. Der Bohrkern wurde von der tiefsten Stelle (10,30 m) dieses Teils gezogen. Angesichts der Konfiguration des tieferen Seegrundes kann man diese Angabe aber nicht auf den ganzen See übertragen. Es ist nämlich denkbar, dass nicht nur das südliche und das nördliche Seebecken, sondern auch das Klüthsee-Becken und wahrscheinlich auch die Wiesenzone zwischen Stadt und See nicht alle gleichzeitig, sondern unabhängig von einander entstanden und erst nach und nach den See bildeten.

Schon Teichmüller wies darauf hin, dass es im Segeberger Salzstock zu einer Vergitterung rheinischer (NNO – SSW) und herzynischer Elemente (WNW – OSO) gekommen ist. Die herzynische Querfaltung zeichnet sich nach seiner Darstellung in drei „Härtlingsachsen“ ab: in der Kalkkuhlen-, der Kalkberg- und einer Achse bei der Höhe 42,5 m nw Stipsdorf (Abb. 3). Man kann jedoch noch weiter differenzieren; denn im Gelände wie im Kartenbild und nach der Tiefenkarte lassen sich von SW nach NO folgende Höhen- und Tiefenzüge feststellen:

1a) Die versumpften Wiesen beim Weinhof südlich des Kalkbergs.

1b) Die „Kalkberg-Achse“ mit dem Kalkberg als der höchsten Erhebung. Die Reliefenergie zwischen Berg und Stadtwiesen (Zone 2a) beträgt ~60 m auf 550 m.

2a) Die Senke mit den Wiesen nördlich der Segeberger Altstadt mit der Backofenwiese im W, der Stadtwiese im S und der Havwiese im O. Zu dieser Zone gehört auch der als Erdfall anzusehende Drosselteich sö des Camping-Platzes. Nördlich der Kirche ragte in die Backofenwiese, den Karten von 1804 und 1825 zufolge, ein flacher Rücken hinein, der ab 1832 zur Anlage des 1. Friedhofs ausgenutzt und um 1860 durch Anschüttung erweitert wurde (Siemonsen).

2b) Der Höhenzug vom 2. über den 3. Friedhof bis zum DAK-Fortbildungszen-

trum am Kastanienweg. Er wird an beiden Enden von Wiesen begrenzt, die die Zone 2a mit Zone 3a verbinden, setzt sich aber nö des Camping-Platzes über den Wittmaack-Park bis zur Höhe >60 m fort. 1877/78 wurde allerdings zur Anlegung des 2. Friedhofs ein Teil des Mönkbergs abgetragen und das anschließende Gebiet teilweise aufgeschüttet, wobei insgesamt 7859 m³ bewegt wurden (KgA).

3a) Der Südteil des Großen Segeberger Sees von der Stipsdorfer Bucht bis zur Seepromenade. Er weist etwas nw seiner Mitte die größte Tiefe von 10.50 m auf, ist aber im O relativ flach und geht dort in eine Niederung über.

3b) Der Höhenzug n von Stipsdorf zur Landzunge von Spitzenort mit 42,5 m Höhe. Er fällt im See allerdings rasch bis auf 7 m Tiefe ab und wird durch eine ~600 m lange Rinne von >7 m Tiefe vom West-Ufer getrennt.

4a) Nordöstlich von 3b erreicht der See seine größte Breite. Das Ost-Ufer fällt dort allmählich bis >8 m ab. Am Ufer schließt sich an die Bucht eine Wiesenfläche an. In dieser Zone liegt die erwähnte Untiefe. Entgegen Stein (1955, S. 132) ist ihr auch der 81,5 m hohe Moosberg zuzurechnen.

4b) Die Kalkkuhlen-Achse mit bis zu 51,2 m Höhe. Bemerkenswert ist, dass der See gerade auf dieser Achse ein großes Becken bildet, das 12 m Tiefe erreicht. Auf dieser Achse verlässt die Rönnau in >40 m hoher Umgebung ziemlich geradlinig den See, weshalb die Annahme nahe liegt, dass ihr Abfluss tektonisch bedingt ist. Die Reliefenergie zwischen Kalkkuhlen und Seebecken beträgt >34 m auf ~1,5 km.

5a) Eine Senkungszone mit einer nach SO ausgreifenden Bucht des Sees,

5b) Die Schwelle von Klüthseehof, die den Großen See vom Klüthsee trennt.

6) Der 14,5 m tiefe Klüthsee und der Kagelsberg, die wie Höhe und Tiefe in Zone 4b auf einer Achse neben einander liegen. Die Senke ö Christianenthal ist als eine Fortsetzung des Klüthsees anzusehen. Die Reliefenergie beträgt hier >65 m auf ~1,4 km.

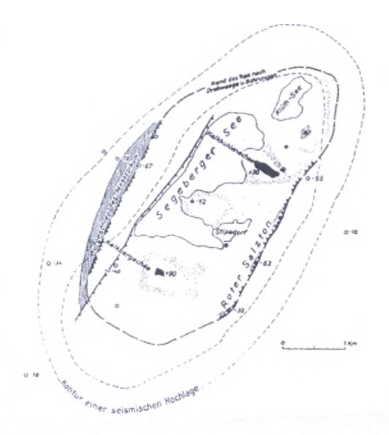


Abb. 3. Lage der tektonischen Linien am Segeberger Salzstock. Aus Teichmüller 1946

Es fällt auf, dass die Tiefe der Seebecken vom Südteil (3a) über das Nordbecken (4b) bis zum Klüthsee (6) von 10,5 über 12 auf 14,5 m zunimmt.

Lässt sich die Entstehung dieser einzelnen Zonen näher datieren?

Es gibt Anzeichen dafür, dass sich bis heute anhaltende Horizontal-Bewegungen entlang der NO-SW-Linie aus dem tieferen Untergrund bis an die Oberfläche durchgepaust haben und dies noch heute tun.

Wichtig ist noch ein Befund aus der Kalkberghöhle: Karl Gripp fand 1913 in der Höhle verbreitet Schalen des Posthörnchens (*Planorbarius corneus*) und der Schlammschnecke (*Lymnaea stagnalis*), und zwar auch an Stellen, an denen, so Gripp, an eine Verschleppung durch andere Tiere nicht zu denken sei. Da diese Schnecken normalerweise im Süßwasser leben, muss es eine Verbindung von einem der Seen zur Höhle gegeben haben. Gripp nahm den nur 60 m entfernten Kleinen See als Vorfluter an. Da dieser sich vor 5.000 Jahren zu bilden begann, wäre die Höhle dann auch nicht älter (Gripp 1963, 1964). Eine Verbindung zum Großen See des 38-m-Niveaus lehnte Gripp 1955 ab. Er ging dabei von Voraussetzungen aus, die neu diskutiert werden sollten. Zudem enthält seine Entgegung auf Hagel (1954) einige Missverständnisse[2]. So unterstellte Gripp fälschlich die Angabe, der Große See sei auf 34-35 m abgesunken, obwohl Hagel diese Höhe ausdrücklich für einen Überlauf in der Senke südlich Klein-Niendorf annahm. Dementsprechend ging Gripp in seinen weiteren Ausführungen auch von einem 35-m-Niveau des Seespiegels aus statt von 38 m. Weiter nahm Gripp an, der Abfluss der Rönnau sei durch Toteisschmelze in der Niederung südlich von Klein-Rönnau möglich geworden. Der Fluss habe sich dann nur langsam einschneiden und den Seespiegel nur langsam absenken können. Dagegen ging schon Stein davon aus, dass bei dem Geschehen Brüche eine Rolle spielten, und er wies darauf hin, dass das Rönnau-Tal genau auf der Kalkkuhlen-Achse (oben Nr. 4b) liegt[3]. Bei einem Einbruch aber kann durchaus ein plötzliches Absinken des Seespiegels erfolgen.

Die von Gripp bis 1963 vertretene Annahme, das Leerlaufen der Höhle sei 1871 erfolgt, als der erste Bergwerksschacht ersoff, und dadurch sei die Verbindung zum Kleinen Segeberger See verschlammt, lässt sich nach der Auswertung der Bergwerksakten nicht aufrecht erhalten[4].

Gripp wies auch darauf hin, dass das Posthörnchen erst zur Litorina-Zeit, d.h. vor ~9.000 Jahren, eingewandert ist. Dies ist jedoch kein Gegenbeweis, sondern könnte eher andeuten, dass der Einbruch des Rönnau-Tals erst später erfolgte oder der Nordteil des Großen Sees erst später als der Südteil entstand oder erst später durch den Einbruch des Mittelteils mit dem Südteil Verbindung erhielt. Das muss aber noch bewiesen werden.

Diese Befunde und Überlegungen regen uns dazu an, die folgende Hypothese zur Diskussion zu stellen:

Der Große Segeberger See liegt im Scheitelgraben des Segeberger Salzstocks, dessen NW-Seite durch eine Bruchlinie bezeichnet wird (siehe Abb. 1-3). Subrosion spielte bei seiner Entstehung eine wesentliche Rolle. Der Südteil des Sees begann sich vor ~12.000 Jahren zu bilden. Dessen Abfluss erfolgte durch das heute trocken liegende Tal im Kurpark in ~38 m Höhe. Das Nordbecken mit dem Abfluss

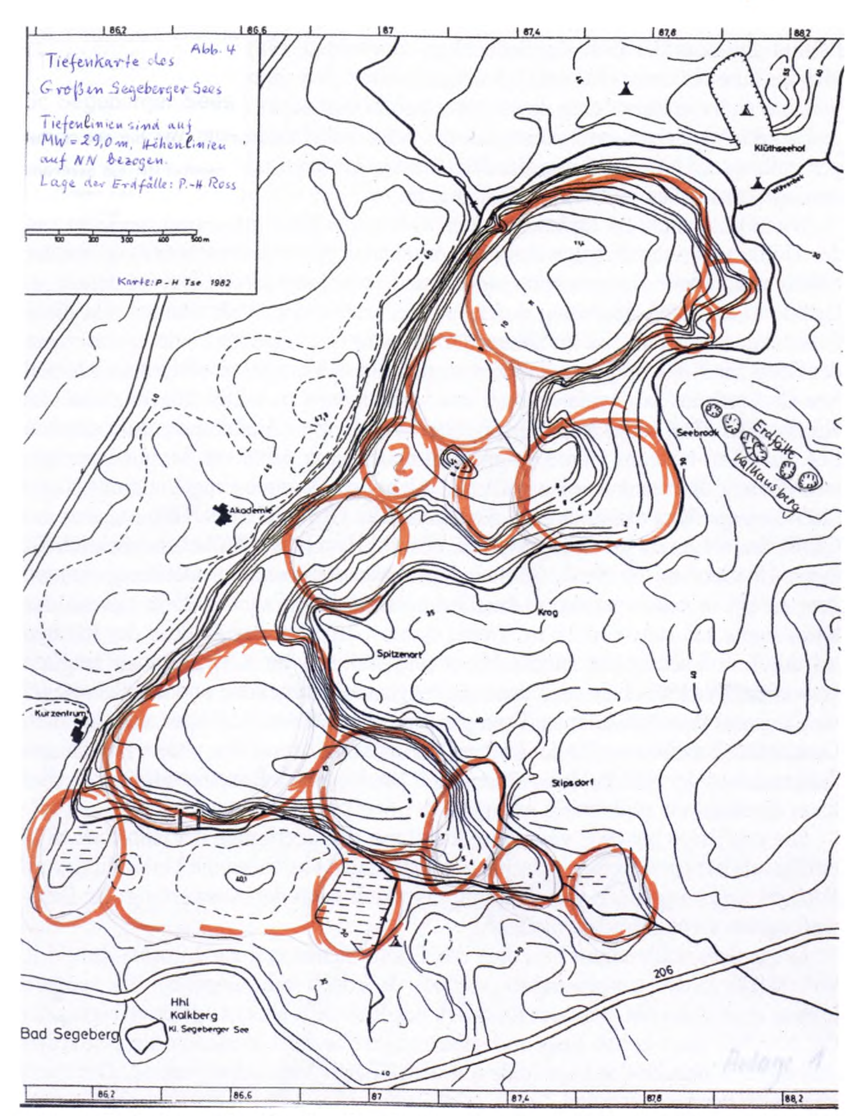


Abb. 4. Tiefenkarte des Großen Segeberger Sees nach P.-H. Tse. Die Tiefenlinien sind auf das Mittelwasser von 29,0 m NN bezogen, die Höhenlinien auf NN. Lage der Erdfälle: P.-H. Ross

durch die Rönnau entstand unabhängig vom südlichen Teil möglicherweise zu einer etwas anderen Zeit. Es ist nämlich durchaus denkbar, dass der See durch eine Aneinanderreihung von vielen Erdfällen entstanden ist und der Nord- und der

Süd-Teil dabei erst durch den Einbruch des schmalen mittleren Teils miteinander verbunden wurden. Auch der Klüthsee kann zu einer anderen Zeit entstanden sein. Alle diese Teile wuchsen zu einem großen See im 38-m-Niveau zusammen, bis durch den Einbruch des Rönnau-Tals ein neuer Abfluss entstand und der Wasserspiegel auf etwa 1 m über das heutige Niveau abfiel. Später wurde er künstlich auf den heutigen Stand abgesenkt. Der Kleine See bildete sich unabhängig davon seit etwa 5.000 Jahren durch Subrosion (Gripp 1963).

Solange der Südteil in ~38 m Höhe stand und damit auch der Grundwasserspiegel höher lag, kann, so Stein, die Kalkberghöhle entstanden sein. Möglicherweise sind dabei durch Klüfte im Gestein die Süßwasser-Schnecken in die Höhle gelangt, deren Schalen Gripp dort 1913 fand. Die Höhenverhältnisse widersprechen dieser Hypthese nicht. Heute liegt das Niveau der Höhlendecke in ~39,5-40,7 m Höhe, also ~2 m höher als der Spiegel des 38-m-Sees. Die Differenz kann durch den anhaltenden Salzaufstieg erklärt werden. Dieser beträgt zur Zeit ~1 mm/a, am Kalkberg 1,2-1,5 mm/a. Das könnte, wenn man mit dem genannten Wert überhaupt zurückrechnen darf und von 1 mm/a ausgeht, andeuten, dass der Abfall des Seespiegels vom 38-m-Niveau erst vor ~2000 Jahren stattfand. Allerdings muss die Berghebung räumlich ziemlich gleichmäßig erfolgt sein, weil die Höhlendecke keine sehr große Schrägstellung aufweist. Gripps Ablehnung dieser Hypothese ist dann nicht stichhaltig, wenn man den Vorgang für die Zeit nach der Einwanderung des Posthörnchens annimmt.

Allerdings steht der Hypothese, es hätte zwischen dem Großen See und der Höhle eine Verbindung bestanden, die große Entfernung von 150-200 m gegenüber (Gripp 1955). Zudem hätte die anzunehmende Abdichtung durch Schlamm eine

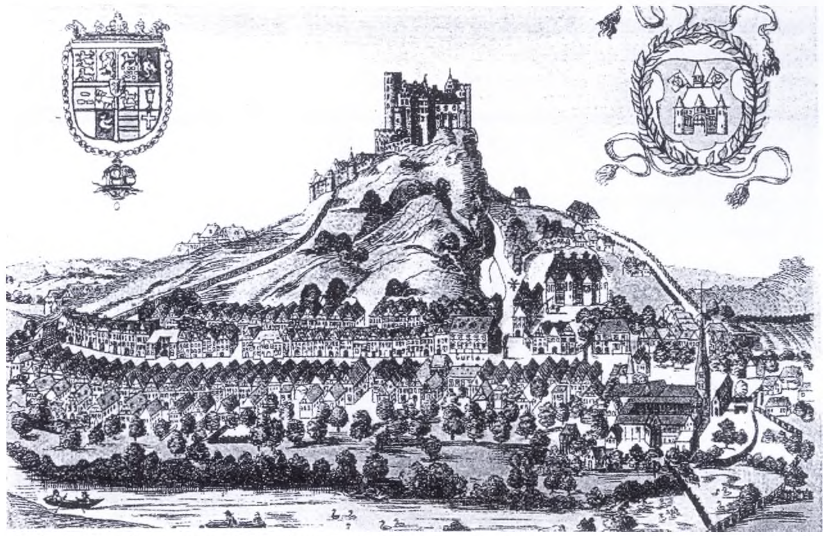


Abb. 5. Segeberg um 1588. Aus dem Städtebuch von Braun und Hogenberg 1588

solche Schnecken-Wanderung verhindert. Stammen die Schnecken-Gehäuse also doch aus dem Kleinen Segeberger See, wie es Gripp schon 1913 vermutete?

Bei den Segebergern ist die Ansicht verbreitet, der Große See habe früher höher gestanden als heute, weil der Stich von Braun/Hogenberg von 1588 den Rücken des 2. Friedhofs als Insel zeigt (Abb. 5). Tatsächlich ist der Stich, wie Untersuchungen über die Grundstücksverhältnisse der Segeberger Altstadt durch Henry Helling ergaben (unveröffentlicht), erheblich genauer als andere Stiche dieser Zeit, die mancherlei Fehler aufweisen. Glaubt man der Darstellung, dann standen die Wiesen der Zone 2a im Jahre 1588 noch unter Wasser. Wo die Backofenwiese liegt, schwimmen Schwäne, ja es scheint dort eine kleine Wasserfläche durch den nördlich der Kirche liegenden kleinen Rücken abgetrennt zu sein. Der Name „Stadtwiese" könnte die Annahme stützen, die Stadt habe die trocken gefallene Fläche übernommen. Das links erkennbare Land wäre dann der Mönkberg. Träfe dies zu, dann müsste die Absenkung des Sees erst nach 1588 erfolgt sein. Das ist aber sehr unwahrscheinlich, weil die Rönnauer Mühle bereits 1342 erwähnt ist, der Abfluss zu dieser Zeit also bereits bestand. Zudem ist der angebliche Mönkberg viel zu flach dargestellt, so dass die Vermutung nahe liegt, dass die Darstellung im Vordergrund perspektivisch verkürzt ist, wie es auch bei anderen alten Stadtbildern der Fall ist. In diesem Fall wäre das links in das Bild hineinragende Land die Halbinsel von Spitzenort. In alten Karten wie in Abb. 6 und auch später sind die Wiesen jedenfalls als solche verzeichnet, haben zu der betr. Zeit also bereits bestanden. Das gilt auch schon für den Grundriss der Stadt Segeberg Anno 1648 auf der „Landtcarte vom Süderntheil des Wagerlandes" aus dem Atlas von Danckwert (Kärst 1962, Witt 1982 Abb. 56).

Bleibt noch die Frage nach der Entstehung des Ihlsees. Er wird allgemein als ein Toteiskessel angesehen (Kubitzki 1957, Gripp 1963, S 103), zumal er nicht mehr

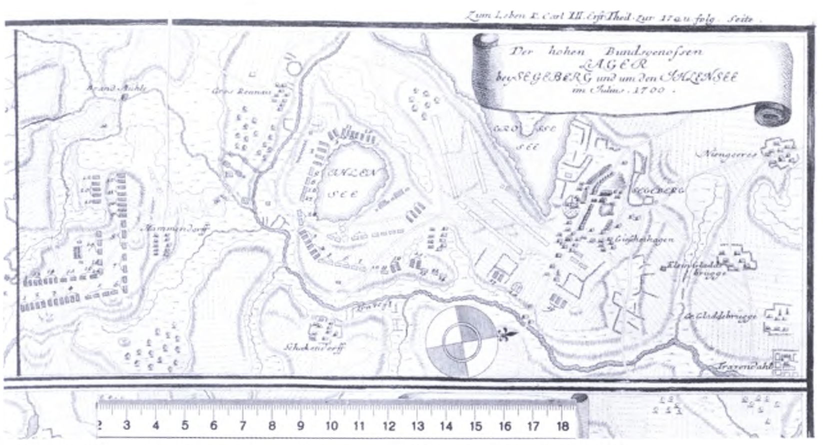


Abb. 6. Plan der Gegend um Segeberg 1700. Aus Heubel 1700.

auf dem Salzstock liegt. Ähnliches könnte für die feuchte Niederung sw Klein Rönnau angenommen werden.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich die Notwendigkeit, im Großen See mehrere Sondierungen bis zu den eiszeitlichen Ablagerungen hinab vorzunehmen und sie geologisch, pollenanalytisch und radiokarbonisch auszuwerten, und zwar in folgenden Teilen:

1. Im Wiesenzug (oben Nr. 2a): Hat er jemals unter Wasser gestanden? Wann?
2. An mehreren Stellen im Süd-, Mittel- und Nord-Teil des Sees, und zwar möglichst an mehreren Stellen. Sind mehrere getrennte Erdfälle nachweisbar? Wann sind sie entstanden?
3. Im Klüthsee und in der Senke bei Christianenthal. Wann sanken diese Becken ein?
4. In den Wiesen bei den heutigen Fischteichen, über die der Abfluss des 38-m-Sees erfolgte. Standen sie zeitweise unter Wasser? Wann und wie lange?
5. Im Ihlsee. Wie alt ist er, und wie ist er entstanden?
6. Auf der Untiefe und auf der Schwelle 5b (zwischen dem Großen Segeberger See und dem Klüthsee).

Bei den Datierungen dürften die Basal-Torfe besonders wichtig sein, denn möglicherweise lässt sich daraus ein Schema des altersmäßigen Aneinanderwachsens der einzelnen See-Becken ableiten. Leider gibt es bisher zu wenig Bohrungen in den Seen, doch scheinen die Torfe im Südteil des Großen Sees tiefer zu liegen als im NO-Teil, was vermuten lässt, dass der NO-Teil der jüngere ist. Vermutlich ist die Bildung der Becken von S nach N fortgeschritten. Das könnte auch erklären, warum die Senke bei Christianenthal noch nicht wassererfüllt ist.

Ziel derartiger Untersuchungen muss sein, die Geschichte der Segeberger Seen genauer zu klären und damit zu überlegen, ob eine Verbindung des Großen Segeberger Sees zur Kalkberghöhle bestanden haben kann oder nicht. Untersuchungen der Kalkberghöhle, die ebenfalls noch mancherlei Rätsel aufgibt, sollten sich anschließen.

Literatur:

Averdieck, F. R., H. Erlenkeuser u. H. W. Willkomm: Altersbestimmungen an Sedimenten des Großen Segeberger Sees. - Schr. Naturwiss. Ver. Schl.-Holst. 42, 1972, S. 47-57.

Baxmann, B.: Scheitelgräben über Salzdomen. - Diss. Kiel 1954.

Gripp, K.: Über den Gipsberg in Segeberg und die in ihm vorhandene Höhle. - Jb. Hamb. Wiss. Anst. XXX, 1912, 6. Beiheft, S. 35-41, Hamburg 1913.

Gripp, K.: Die Entstehung der Segeberger Höhle. - Die Heimat 62, 1955, S. 1-2.

Gripp, K.: Neues über den Gipsberg und die Höhle zu Segeberg. - Heimatk. Jb. Kr. Segeberg 9, 1963, S.97-103.

Gripp, K.: Erdgeschichte von Schleswig-Holstein. - Neumünster 1964 (S. 156f., 322-324)

Hagel, J.: Neues über die Segeberger Kalkberghöhle. - Die Heimat 61, 1954, S. 263-266.

Hagel, J.: Mit großer Gewalt drang das Wasser in den Schacht. - Heimatk. Jb. Kr. Segeberg 12, 1966, S. 81-92.
Hagel, J.: Der Kleine Segeberger See sollte verschwinden. - Heimatk. Jb. Kr. Segeberg 13, 1967, S. 113-117.
Hagel, J.: Wohin mit der Sole aus den Schächten? - Heimatk. Jb. Kr. Segeberg (50, 2004, S. 70-91).
Heubel, J. H.: Leben Carl des Zwölften Königs in Schweden mit Münzen und Kupfern. - Band 1, 1745 (enthält bei S. 172 Plan „Der hohen Bundesgenossen Lager bei Segeberg" Juli 1700).
Kärst, P.: Unsere Heimat im Kartenbild vergangener Zeiten. - Heimatk. Jb. Kr. Segeberg 8, 1962, S. 74-86.
Kubitzki, K.: Der Ihlsee bei Bad Segeberg - ein schleswig-holsteinisches Naturschutzgebiet. - Heimatk. Jb. Kr. Segeberg 3, 1957, S. 177-186.
LAWK = Landesamt für Wasserhaushalt und Küsten: Der Große Segeberger See. Bericht über die Untersuchung des Zustandes des Großen Segeberger Sees vom Dezember 1989 bis Dezember 1990. - Vervielfält. Bericht. Kiel 1995.
Siemonsen, H.: Die Segeberger Friedhöfe. - In: Bad Segeberg in neun Jahrhunderten. Bad Segeberg 1964, S. 102-121 (Erstveröff. 1955).
Steffens, H.: Geognostisch-geologische Aufsätze, als Vorbereitung zu einer innern Naturgeschichte der Erde. - Hamburg 1810.
Stein, K.: Morphologie einer Salzstocklandschaft. - Heimatk. Jb. Kr. Segeberg 8, 1955, S. 125-135 (als Ms. bereits 1953 vervielfältigt und von Hagel 1954 zitiert).
Teichmüller, R.: Das Oberflächenbild des Salzdoms von Segeberg in Holstein. - Z. Dt. Geol. Ges. 98/1946 (1948), S. 7-28.
Tse, P.-H.: Segeberger See und Wardersee. Eine vergleichende geologische, hydrochemische, sedimentologische und geochemische Untersuchung. - Teil I einer unv. Dipl.-Arbeit Fachbereich Geowiss. Univ. Hamburg 1983.
Witt, R.: Die Anfänge von Kartographie und Topographie Schleswig-Holsteins 1475-1652. - Heide i. H. 1982.

Karten:

Plan des derniers Camps des Alliés et des Danois l'an 1700. - Aquarellierte Federzeichnung. Abgebildet in: Segeberger Zeitung 8. 3. 1967. (Darstellung ähnlich wie bei Heubel).
Charte von dem Segeberger Kalkberge und den Stipsdorfer Kalkgruben und der zwischen liegenden Gegend von U. Salchow, 1804. - Landesarchiv Schleswig-Holstein 402 A 3.
Top. Karte 1:20.000 von H. Ch. Schumacher, 1825. - Im Ausschnitt als Kt. 4 bei Kärst 1962.
TK 1:25.000 Blätter 2027 Bad Segeberg und 2028 Pronstorf, hg. v. Landesvermessungsamt Schleswig-Holstein, 1994.

Quellen:

KgA = Kirchengemeinde-Archiv Bad Segeberg: Nr. 194 (Anlegung des 2. Friedhofs).

StABS = Mitteilung des Stadtarchivs Bad Segeberg vom 22. 10. 1998.

1 Stein (1955) hat die Information über die künstliche Absenkung wahrscheinlich mündlich in Klein Rönnau erhalten; leider macht er dazu wie für den Zeitpunkt des Eingriffs keine Angaben. Im Landesarchiv in Schleswig sind keinerlei Unterlagen über die Mühle von Klein Rönnau mit Bezug zu unserem Thema vorhanden.

2 Eine Richtigstellung dieser Missverständnisse des namhaften Professors wurde dem Studenten Hagel seinerzeit von der Redaktion der „Heimat" verweigert, vermutlich weil sie die Diskussion nicht fortsetzen wollte.

3 Obwohl Hagel 1954 den noch unveröffentlichten Aufsatz von Stein (1953) zitierte, versuchte Gripp nicht, diesen einzusehen. Vielleicht wäre seine Stellungnahme von 1955 sonst etwas anders ausgefallen.

4 Vgl. Hagel 1966, 1967. Gripp erfuhr das Ergebnis der Auswertung durch Hagel anlässlich des „Höhlenjubiläums" in Bad Segeberg im März 1963.

Peter Zastrow, Bad Segeberg

Vor 850 Jahren starb der Apostel der Wenden

Ohne den Apostel der Wenden gäbe es die Stadt Bad Segeberg nicht. Der Priester Vicelin war es nämlich, der Kaiser Lothar III 1134 auf den Kalkberg führte und ihm vorschlug, zur Missionierung der Slawen hier eine Burg und an dem Fuße des Berges eine Kirche mit einem Kloster zu errichten. Das alles wurde auf Geheiß des Kaisers erbaut. Einher ging damit auch die Gründung einer Siedlung, aus der sich die Stadt Segeberg schließlich entwickelte. Der später noch zum Bischof geweihte Vicelin starb am 12. Dezember 1154 an den Folgen eines Schlaganfalles in Neumünster.

Geboren wurde Vicelin um 1090 in Hameln. Nach dem frühen Tod seiner Eltern führte er, wie es hieß, einen leichtsinnigen Lebenswandel. Daher nahm ihn sein Onkel Ludolf zu sich. Dieser war Geistlicher in einem Dorf bei Hameln, später auf Burg Evenstein bei Holzminden. Durch seine Erziehung ging der junge Vicelin in sich und wurde sogar ein gelehriger Student der Theologie an der Domschule zu Paderborn. Seine Wandlung war wohl so gründlich, dass ihn sein Lehrer und Meister Hartmann sogar zu seinem Gehilfen in der Leitung der Schule machte. 1118 kam Vicelin nach Bremen. Hier erhielt er eine Anstellung am Domstift und wirkte vier Jahre als Scholaster (Vorsteher) an der Domschule. Wie es hieß, erzog er seine Schüler mit Strenge und sparte auch nicht mit Schlägen. Um seine eigene theologische Ausbildung fortzusetzen, ging Vicelin 1122 nach Frankreich. Hier kam er mit Prämonstratenser in Verbindung, ein Kanonikerorden, der sich asketischen Idealen sowie der Mission unter den Heiden verpflichtete. Sie waren seit 1124 mit einem Kloster in der Bischofstadt Laon nordöstlich von Paris in der Picardie vertreten. Vicelin hielt sich daher für längere Zeit in dieser Stadt auf, um auch noch neue Methoden der Bibelauslegung zu studieren.

1126 reiste Vicelin nach Magdeburg und ließ sich hier vom Gründer der Prämonstratensergemeinschaft, Norbert von Xanten, der kurz zuvor Erzbischof von Magdeburg geworden war, zum Priester weihen. Vicelin trat jedoch weder in diesen Orden ein, noch wurde er von Magdeburg aus in die Heidenmission entsandt, wie er vielleicht gehofft hatte. Er kehrte deshalb nach Bremen zurück. Hier übernahm er jedoch nicht wieder die Leitung der Domschule. Vicelin fühlte sich zum Missionaren berufen und übernahm gerne vom Erzbischof Adalbert von Bremen den Auftrag, unter das zum wendischen Obotritenstamm gehörende Volk der Wagrier im Raum zwischen Lübeck und Oldenburg in Ostholstein den christlichen Glauben zu verbreiten. Noch im Jahre 1126 reiste Vicelin nach Lübeck und begann hier mit seiner Missionierungsarbeit. Durch politische Machtkämpfe um die Nachfolge des gerade verstorbenen Obotritenfürsten Heinrich musste Vicelin jedoch im Frühjahr 1127 nach Westen in den Ort Wippendorf im Gau Faldera im Siedlungsgebiet der

Holsaten ausweichen. Hier, am heutigen Südrand des Stadtkerns von Neumünster, gründete Vicelin auf Geheiß seines Bischofs Adalbert als Basis für seine Missionsarbeit eine Kirche und wenig später ein Kloster, dessen Name „novum monasterium (neues Kloster) auf den Ort überging.

Bei den rund um Neumünster lebenden Holsaten konnte Vicelin den christlichen Glauben erfolgreich wieder neu wecken, jedoch erwies sich dieser Standort als Basis für seine Missionsarbeit bei den Wagriern als nicht ausreichend. So versuchte er in der letzten Aprilwoche des Jahres 1134 bei einem Besuch bei Kaiser Lothar III in Bardowick dessen kaiserliche Gewalt in seine Missionsstrategie einzubezie-



So stellte sich Prof. Karl Storch die Gründung Segebergs vor und malte anlässlich der 800-Jahr-Feier der Stadt im Jahre 1937 dieses Ölgemälde. Es zeigt Vicelin Anfang Mai 1134 vor dem auf seinem Pferd sitzenden Kaiser Lothar III und weist nach Osten, ins Land der Slawen. Im Gefolge des Kaisers befindet sich auch der spätere Befehlshaber der Burg, der „Getreue Hermann". Auf Befehl des Kaisers sind aber auch die Fürsten der Slawen erschienen, die später beim Burgbau mit helfen mussten. Helmold von Bosau berichtet in seiner Chronik der Slaven über ein Gespräch zwischen den Slawenfürsten während dieser Besichtigung: „Wer hat uns dieses Unglück denn bereitet und hat dem König diesen Berg gezeigt?" Da erwiderte der Fürst: „Siehst du den kleinen Mann mit dem kahlen Haupte, der dort beim König steht? Der hat dies Unglück über uns gebracht."

Bild: Archiv Zastrow



Bischof Vicelin mit einem Modell der Bosauer Kirche. Heinrich der Löwe schenke Vicelin 1150 zu seiner Bischofsweihe das Dorf Bosau. „Zuerst lagerte man unter einer Buche, bis Hütten errichtet waren, in denen man wohnen konnte. Dort begann Vicelin eine Kirche zu erbauen im Namen des Herrn und zum Gedächtnis des heiligen Petrus", beschriebt Helmold von Bosau in der Chronik der Slaven die Gründung Bosaus. Foto: Waßner-Foto, Lübeck

hen. Vicelin regte an, auf dem Alberg im Lande Wagrien eine königliche Burg für den Schutz des Landes zu erbauen. Der Kaiser entsandte sachverständige Leute, um den Berg zu besichtigen, ob er zur Befestigung geeignet wäre. Als diese Vicelins Ansicht bestätigten, kam der Kaiser persönlich zwischen dem 5. und 10. Mai 1134 hier her und ordnete den Bau der Siegesburg auf dem Kalkberg und am Fuße des Berges eine Kirche mit einem Augustiner Chorherren-Stift an.

Von diesem neuen Missionsstandort aus konnte Vicelin jedoch nur drei Jahre lang im Gebiet der Wagrier predigen. Weil christliche Sachsen, Westfalen und Niederländer im Land der Wagrier siedelten, gab es fortwährend gewalttätige Auseinandersetzungen. Die unsichere politische Lage nach dem Tode Kaiser Lothar III ließen die Wagrier um 1139 die Siegesburg und die kirchlichen Gebäude in Segeberg in Flammen aufgehen. Vicelin verlegte daher den Segeberger Konvent in das westlich der Trave gelegene Högersdorf. Der Wendenkreuzzug 1147 endete schließlich mit der Niederlage der Slawen und deren Annahme des christlichen Glaubens.

Erzbischof Hardwig von Bremen, dem nun dieses große neue Bistum unterstand, musste Bischöfe einsetzen. Daher weihte der Erzbischof 1149 in Harsfeld bei Stade Vicelin zum Bischof von Oldenburg, ohne jedoch die Landesherrschaft in Kenntnis zu setzen. Schon gab es mit Heinrich dem Löwen wegen der Investitur Streit. Vicelin zuliebe erkannte Heinrich schließlich 1150 diese Ernennung an, und so empfing der Gottesmann „das Bistum durch den Stab aus der Hand des Herzogs". Gleichzeitig schenke er ihm das Dorf Bosau am Plöner See. Wegen der unruhigen Verhältnisse konnte Vicelin seinen Bischofsitz in Oldenburg jedoch nicht einnehmen. Von Neumünster aus verwaltete und visitierte er

seinen Sprengel. Trotz seiner vielen Kirchengründungen war die Christianisierung nicht sehr erfolgreich und die Lage blieb weiterhin trostlos.

Im Frühsommer 1152 hielt sich Vicelin zum letzten Mal in Oldenburg auf. Über Bosau kehrte er nach Neumünster zurück und erlitt eine Woche später einen schweren Schlaganfall, durch den seine rechte Seite gelähmt wurde und er die Sprache verlor. Nach zweieinhalb Jahren auf dem Krankenlager starb er am 12. Dezember 1154 in Neumünster. Seine sterblichen Überreste begrub man zunächst in Neumünster. 1332 überführte man sie, nachdem Vicelin heilig gesprochen war, in die Klosterkirche nach Bordesholm. Sein Grab ist heute jedoch nicht mehr nachweisbar.

Während seiner Missionstätigkeit ließ Vicelin unter seiner Leitung und Aufsicht viele Kirchen erbauen. Als Baumeister arbeitete für ihn der aus Flandern stammende Volchart. In Wagrien lagen damals überall große Feldsteine herum, mit denen er als natürliches Baumaterial große, breite und schön gegliederte Dorfkirchen schuf, die noch heute in den Grundzügen erhalten sind. Zu diesen Feldsteinkirchen gehören die Bauten in Bosau, Bornhöved, Pronstorf, Ratekau, Sarau, Süsel, Schlamersdorf und Warder. Wo das natürliche Baumaterial nicht vorhanden war, ließ er Ziegelbauten errichten, so in Oldenburg, Oldesloe, Plön und Segeberg. Auch die Vicelinkirche in Neumünster war ursprünglich eine Feldsteinkirche. 1813 hatte man diesen unförmigen abbruchreifen Bau abgerissen, und an seine Stelle erbaute man 1828 eine klassizistische Kirche nach Entwürfen des holsteinischen Landesbaumeisters Chr. F. Hansen.

Dass wir, nach 850 Jahren, noch solche Detailkenntnisse aus dem Leben dieses Apostels der Wenden kennen, verdanken wir Helmold von Bosau. In seiner „Chronik der Slaven" widmete er mehrere Kapitel dem Leben und Wirken Vicelins, mit dem er eng verbunden war. Helmold von Bosau stammte wahrscheinlich aus der Gegend um Goslar und lebte von 1120 bis um 1180. Helmold lernte Vicelin wohl im Segeberg Kloster kennen, denn er nahm hier am Unterricht der Klosterbrüder teil und wurde 1156 von Bischof Gerold, dem Nachfolger Vicelins, als Pfarrer in Bosau eingesetzt.

Literatur:

Helmold von Bosau, Chronik der Slaven, Phaidon Verlag, Essen
Wolf Werner Rausch, Vicelin um 1090 bis 1154-Missionar und Bischof in Ostholstein und Lübeck, Nordelbisches Kirchenamt, Kiel.
Gustav Wulff, 800 Jahre Vizelin-Kirchen, Verlag Max Schmidt-Römhild, Lübeck

Günther Bock, Großhansdorf

Sülfeld 1207 bis 1684 – Kirche und Gesellschaft

Unter den zahlreichen Veröffentlichungen, die alljährlich hierzulande zu historischen Themen erscheinen, beschäftigen sich nur wenige mit kirchengeschichtlichen Fragen. Das Kirchspiel als kleinräumige Einheit in den ländlichen Räumen wird zwar verschiedentlich angesprochen, kaum jemals jedoch in seinem Werdegang kritisch hinterfragt und einer besonderen Untersuchung unterzogen. Hinter den vielerorts erscheinenden Ortsgeschichten, die in vielen Fällen immer noch in der ebenso anspruchslosen wie inhaltlich überholten Form einer „Dorfchronik" praktiziert werden, tritt das Kirchspiel nahezu völlig zurück. Dieser wenig befriedigende Zustand ist sicherlich unterschiedlichen Voraussetzungen geschuldet. Doch diesen Widrigkeiten ungeachtet soll nachfolgend in groben Zügen das Projekt einer Kirchspielgeschichte vorgestellt werden.

Für die bislang nördlich der Elbe nur selten und kaum in überzeugender Weise realisierte Gattung Kirchspielgeschichte sind nicht zuletzt die erheblichen Anforderungen an den Bearbeiter und Autor verantwortlich zu machen. Man hat nicht nur ein einzelnes Dorf zu erarbeiten, sondern eine Mehrzahl von Dörfern, die zudem in vielen Fällen noch recht verschiedenartige historische Prozesse durchlaufen haben. Es sind überdies ganz unterschiedliche Archivbestände zu konsultieren, bis hin zu der für die Ortsgeschichte oft vernachlässigten übergeordneten Verwaltungsgeschichte. Und vor allem ist die kirchliche Entwicklung mit ihren vielen Facetten zu untersuchen. Fragen der Theologie und der Frömmigkeit sind wahrlich nicht jedermanns Sache und gehören zumindest im Norden Deutschlands nicht zu den Kernbereichen der historischen Forschung. Vorarbeiten über benachbarte Kirchspiele, die als Orientierung dienen könnten, fehlen gleichfalls und erschweren die Arbeit. Und all die erarbeiteten Inhalte, gewonnenen Erkenntnisse und unterschiedlichen Aspekte müssen vom Autor überdies in eine lesbare Form gegossen werden – das Ziel ist eine Präsentation, die wissenschaftlichen Standards ebenso zu genügen hat wie den Kauf- und Lesegewohnheiten von Menschen, die seltener zu einem Buch greifen. Fürwahr ein Spagat, der hier erforderlich wird.

Unter diesen keineswegs ermutigenden Ausgangsbedingungen trat der Sülfelder Kirchenvorstandsvorsitzende, Herr Ulrich Bärwald, mit dem Wunsch zur Erarbeitung einer Geschichte des Kirchspiels Sülfeld an mich heran. Den Anlass zu diesem Auftrag bildete, wie es nicht selten der Fall ist, ein rundes Jubiläum. In diesem Fall ist es die urkundliche Ersterwähnung des Kirchspiels Sülfeld im Jahr 1207.

Sülfeld befand sich vor den ab den 1520er Jahren von der Reformation ausgelösten Umwälzungen direkt an der Grenze zwischen dem Erzbistum Bremen und dessen Suffraganbistum Lübeck. Es unterstand dem Hamburger Domdekan. Seiner inzwischen nahezu 800-jährigen institutionellen Kontinuität ungeachtet

fand sich das Kirchspiel Sülfeld im Laufe der Zeiten verschiedenen Veränderungen ausgesetzt, die im letzten Jahrhundert eine drastische Verkleinerung seiner geographischen Ausdehnung bewirkten. Während die meisten Dörfer verloren gingen, kamen mit Tönningstedt und Grabau zwei Siedlungen hinzu, die historisch nie zu Sülfeld gehört hatten, sondern vielmehr jenseits der Bistumsgrenze nach Leezen eingepfarrt waren. Dies erfordert seitens des Bearbeiters zusätzlich die

Das Kirchspiel Sülfeld einst und jetzt
Entwurf und Zeichnung G. Bock



Einbeziehung zumindest der wichtigsten historischen Bezüge des Bistums Lübeck und des Kirchspiels Leezen. Hinzu kommt, dass sich die heutige Ausdehnung des Kirchspiels Sülfeld mit Sülfeld, Borstel und Tönningstedt auf den Kreis Segeberg, mit Grabau hingegen auf den Kreis Stormarn erstreckt.

In der Gesamtbetrachtung erscheint dieser Raum vielfältig mit seinen Nachbargebieten vernetzt, verliefen hier doch neben tradierten Handelswegen auch alte Siedlungs- und Sprachgrenzen ebenso wie die Bistumsgrenze zwischen dem zum Erzbistum Bremen gehörenden Bereich des Hamburger Domkapitels und der Diözese Lübeck. In diesem Raum endeten die Moränen der letzten Vereisung, was dem Landschaftsbild eine besondere Prägung verlieh und darüber hinaus auch der historischen Entwicklung seinen Stempel aufdrückte. Da während der gesamten frühen Neuzeit die Sülfelder Dörfer zu den großen Gutsbezirken Borstel und Jersbek respektive zu den herzoglichen Ämtern Trittau und Tremsbüttel gehörten, ergeben sich Parallelen zu anderen Gutswirtschaften und Amtsdörfern des Stormarner und des Segeberger Raumes. Letztlich gehörte dieser Landstrich zu dem nur schwach ausgeprägten Einzugsbereich der kleinen Stadt Oldesloe, was Möglichkeiten zur Untersuchung des Stadt-Land-Gefüges während des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit eröffnet. In vielfältiger Hinsicht bieten sich historische Vergleiche mit dem benachbarten, einst jedoch jenseits der Bistumsgrenze liegenden Kirchspiel Leezen an, dessen quellenmäßige Überlieferung im Vergleich mit Sülfeld erheblich günstiger ausfällt. Bereits jetzt lässt sich feststellen, dass historische wie auch aktuelle Grenzlagen für dieses Kirchspiel geradezu eine substanzielle Bedeutung besaßen und besitzen.

Aber gerade diese höchst unterschiedlichen, ja widersprüchlichen Anforderungen bilden für mich eine große Herausforderung. Hinzu kommt im Falle des Kirchspiels Sülfeld ein eklatanter Mangel an Quellen. Es sind für die zu behandelnden Jahrhunderte nur wenige Urkunden, Briefe und Akten erhalten geblieben, die Lücken überwiegen bei weitem. Nicht einmal der Name eines an der Sülfelder Kirche praktizierenden Priesters aus den Zeiten vor der Reformation ist bislang bekannt geworden. Auch den Namen des Heiligen, dem die Kirche geweiht war, kennen wir nicht. Vieles, was zu einer lesenswerten Darstellung benötigt wird, ist bestenfalls aus der Überlieferung der benachbarten Kirchspiele zu schöpfen, was zusätzliches Engagement erfordert. Gleiches gilt für die kirchliche Realüberlieferung. Zwar blieb die Sülfelder Kirche als mittelalterliches Bauwerk im Kern erhalten, doch ihr vorreformatorisches Inventar ist bis auf wenige Abendmahlskelche verloren. Wie aber sah ein Kirchenraum im 14. oder 15. Jahrhundert aus? Wo stand die Taufe, wie waren Altarraum und Apsis gestaltet? Wie beging die Gemeinde die Messfeier? Was lässt sich über das Glaubensleben der Eingesessenen des Kirchspiels sagen? Auch diese Fragen wollen und sollen ungeachtet aller Probleme einer Beantwortung näher gebracht werden.

Einer zeitgemäßen historischen Arbeit steht ein breites methodisches Spektrum zur Verfügung. Dass die Quellen kritisch zu prüfen sind, versteht sich ebenso wie die unvermeidliche Skepsis gegenüber den bislang vorgelegten heimatbelletristischen Versuchen. Anregungen unterschiedlicher historischer Schulen werden



Während der vergangenen Jahre vorgenommene vielfältige Sanierungsmaßnahmen sichern auf weite Sicht den Bestand eines über viele Jahrhunderte gewachsenen Ensembles. Im Zentrum des historischen Kirchhofes, der durch eine Mauer aus losen Feldsteinen vom profanen Dorfbereich abgehoben ist, befindet sich in beherrschender Position die Sülfelder Kirche. Doch darf nichts darüber hinweg täuschen, daß zwar das Mauerwerk des Kirchenschiffes weitgehend mittelalterlicher Herkunft ist, der Turm jedoch nach den Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges in rechteckiger Form neu errichtet wurde. (Photo G. Bock März 1996).

aufzugreifen sein, der Strukturgeschichte, der Mikrogeschichte, der historischen Statistik, der Technikgeschichte, der Alltagsgeschichte und anderer mehr. Den Mentalitäten wird ebenso Beachtung zu schenken sein wie den übergreifenden Wellenbewegungen, die nicht nur im kontinentalen Maßstab wirkten, sondern auch im lokalen Bereich mit ihren teilweise dramatischen Konsequenzen aufzuspüren sind. Und über all dem steht der Anspruch, den übergeordneten Wechselbeziehungen zwischen dem kirchlichen Leben in seiner Gesamtheit und der säkularen Gesellschaft nachzugehen und die Ergebnisse in nachvollziehbarer Weise aufzuzeigen. Hierzu werden im hohen Maße Karten und Abbildungen als den Text ergänzende Darstellungsmedien heranzuziehen respektive kreativ zu schaffen sein.

Die angesprochene Grenzlage Sülfelds besitzt historische Gründe, die zu untersuchen und darzustellen sind. Entwicklungsgeschichtlich verstanden erweist sich diese Position von großem Interesse, da sich auf diesem Wege Einblicke in die angrenzenden Regionen ermöglichen. Unter diesen historisch bedingten Voraussetzungen ist das Untersuchungsfeld möglichst breit anzulegen. Es reicht von den päpstlichen Residenzen zu Rom und Avignon bis zur kleinsten Hofstelle in den zu Sülfeld eingepfarrten Dörfern, von den Zeiten lange vor der Kirchspielgründung bis zum Westfälischen Frieden, der den unsäglichen Dreißigjährigen Krieg beendete, von den geographischen und klimatischen Rahmenbedingungen über Orts-, Personen- und Rufnamen bis hin zur Untersuchung der Siedlungsformen, des Alltagslebens, den Herrschaftsträgern, der Heiligen, der kirchlichen Institutionen, der Steuern und der landwirtschaftlichen Anbaufrüchte bis hin zu den Verkehrswegen und der zwischenmenschlichen Kommunikation. Nicht zu vergessen sind Siedlungsbewegungen, Bevölkerungsschwankungen, soziale Umwälzungen und Konflikte, denn es waren und sind Menschen, die dieses Kirchspiel prägten und prägen. Dennoch – alles wird sich auch hier nicht untersuchen und behandeln lassen; eine Totalgeschichte bleibt selbst für ein vergleichsweise überschaubares Gebiet wie das Kirchspiel Sülfeld notgedrungen eine Utopie. Und mehr als etwa 300 möglichst locker gestalteter und zur Lektüre einladender Seiten darf dieser Band auch nicht umfassen.

Aufgrund meiner bisherigen Ausrichtung auf mittelalterliche und frühneuzeitliche Forschungen kam eine Behandlung des Kirchspiels über die gesamten 800 Jahre seiner Existenz nicht in Betracht. Nach eingehenden Überlegungen beschränkte ich meinen Bearbeitungszeitraum auf die Jahrhunderte bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Wenn in diesem Vorhaben die Sülfelder Kirche und das dortige Kirchspiel gerade nicht als von der gesellschaftlichen Realität quasi losgelöste Einheiten behandelt, sondern vorrangig deren soziale Vernetzungen in zeitlicher Dimension behandelt werden, so spiegelt sich dieses Vorhaben auch in dem gewählten Arbeitstitel „Kirche und Gesellschaft – Aus der Geschichte des Kirchspiels Sülfeld 1207 bis 1684."

Für die nachfolgenden Zeiten, die bezüglich der Schriftquellen erheblich besser dokumentiert sind, wird noch eine geeignete Bearbeiterin oder ein Bearbeiter gesucht. Dass beide Teile inhaltlich miteinander korrespondieren sollten, darf als selbstverständlich vorausgesetzt werden.

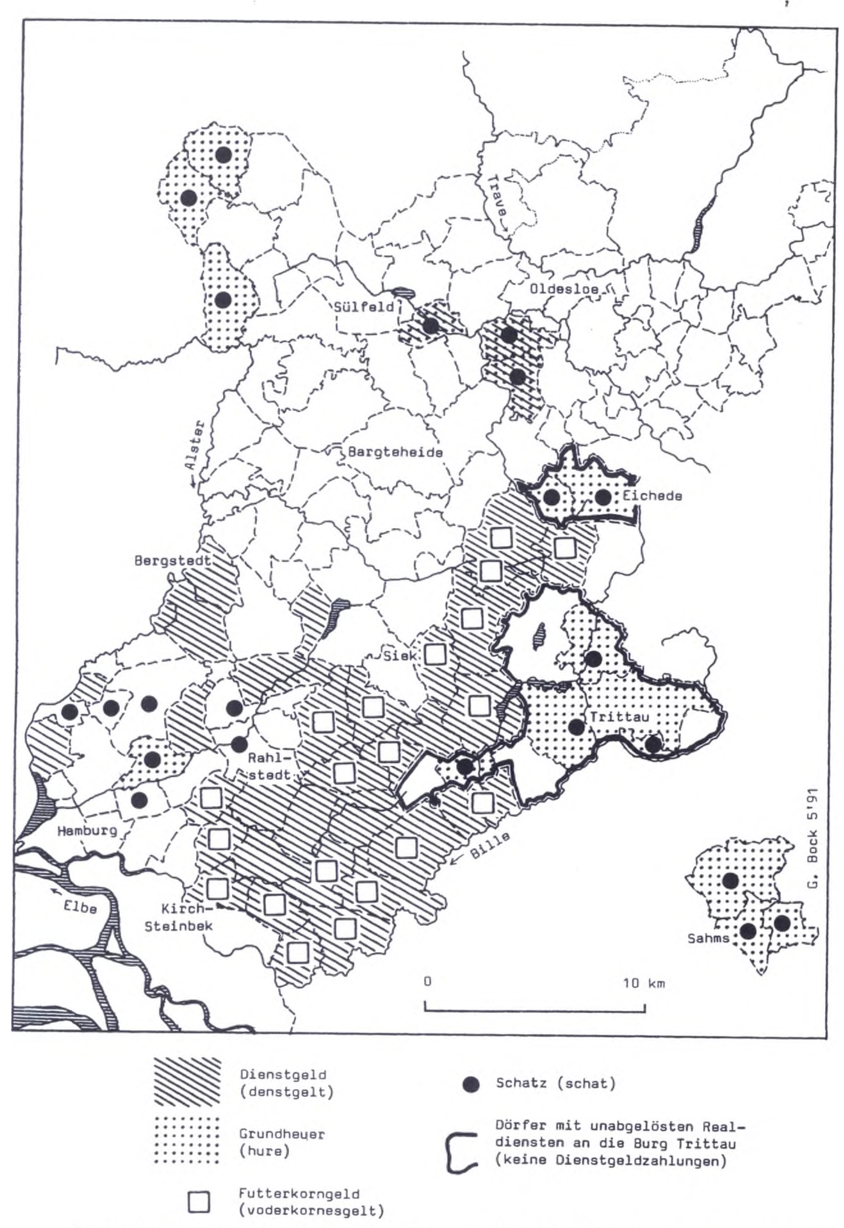
Ernst Steenbuck, Sievershütten

Die Gründung der Ortschaft Sievershütten



In Form einer Gebärdensprache erfahren wir aus dem Sachsenspiegel – einem Gesetzbuch aus dem 14. Jahrhundert, das als Gebärdensprache geschrieben wurde – nicht nur etwas über die Rechtsordnung, sondern erhalten einen Einblick in die Kulturgeschichte der damaligen Zeit. So, oder ähnlich, wie auf dem Bild dargestellt, könnte die Dorfgründung auch in Sievershütten gewesen sein. Der Grundherr links, übergibt dem Burmeister die Urkunde über die Verleihung des Erbzinsrechts, auf der man die Worte liest: – Ego dei gratia do – (Ich, von Gottes Gnaden, gebe). An der Urkunde hängt ein dreieckiges Siegel. Zwei Bauern roden den Wald, der ihnen vom Landesherrn übergeben wurde. An dem ihnen zugewiesenen Ort dürfen sie sich ihre Häuser bauen. Sie schulden dem Grundherrn, dafür in Zukunft Abgaben zu leisten. Ein dritter Bauer zimmert an seinem Haus, das ihm als Eigentum anvertraut wird.

Die Ortschaft Sievershütten gehörte bis 1867 zum Amt Trittau, sie ist den jüngeren Dörfern zuzuordnen. Die Gemarkung lag einst im Gebiet des Limes Saxonia. Eine Flächengrenze zwischen den altsächsischen Gauen Stormarn/Holstein einerseits und dem Slavenstamm der Wagrier. Dieses Gebiet war über Jahrhunderte bis ins 12. Jahrhundert kaum besiedelt. Das 13. Jahrhundert war in Schleswig-Holstein und darüber hinaus in vieler Hinsicht durch Krisen gekennzeichnet. Die Bevölkerungszahlen waren zurückgegangen. Erst im auslaufenden 14. Jahrhundert und im 15. Jahrhundert tritt dann eine Besserung ein, es begann eine Epoche des Wachs-



Bäuerliche Abgaben und Dienste an die Burg Trittau, Ende des 15. Jahrhunderts (Entwurf und Zeichnung G. Bock).

tums. In dieser Zeit könnte auch die Gründung der Ortschaft (Sievers)Hütten liegen. Auf Betreiben der Landesherren entstanden östlich der Alster schon im 14. Jahrhundert einschneidende Gebietsveränderungen. An Stelle der älteren kleinräumigen Vogteien bildete sich das umfangreiche Amt Trittau. Die in den 1320er Jahren erbaute Trittauer Burg wurde zum Machtzentrum in Stormarn.[1] Über die Gründung der Ortschaft Sievershütten gibt es keine Urkunde und auch keinen überlieferten schriftlichen Bericht. Die Gründung scheint jedoch von der Burg Trittau aus erfolgt zu sein, wie sonst konnte die erste uns bekannte Steuererhebung von der Trittauer Burg aus ausgestellt worden sein. Es ist eine Abgabenliste, die in den Jahren 1460 bis 1500 erstellt wurde. Christian I., König von Dänemark, wurde 1460 auch Herzog für Schleswig, Holstein und Stormarn. Im Jahre 1483 bewilligte ihm der Landtag die Erhebung einer Steuer. Es ist davon auszugehen, dass es sich bei der undatierten Steuerliste um die Steuererhebung von 1483 handelt.[2] In dieser Steuerliste wurden alle 22 Amtsdörfer und die amtseigenen Einrichtungen veranlagt. Unter den 22 Ortschaften befindet sich auch die Ortschaft „to der Hütten". Aus „to der Hütten" wurde 200 Jahre später der Ortsname Sievershütten. Der Vorname des letzten Glashüttenbesitzers und Burvogten – Syvert Stenbuck – wurde dem Ortsnamen Hütten vorweggesetzt. (Syvers)Hütten gehörte zu den landesherrschaftlichen Dörfern, es unterstand in der Rechtssprechung den Landesherren. Die Bauern galten zwar als freie Bauern, wurden aber zu Diensten an landesherrlichen Einrichtungen verpflichtet. Das Land und der Wald gehörten dem Landesherrn, über den Amtmann in Trittau wurden die Steuern, Abgaben und die Dienste eingefordert.

Die Steuerliste aus dem Jahre 1483 bedeutet für (Sievers)Hütten) eine Art Ersatzurkunde für die Gründung der Ortschaft. Die Überschrift dieser Rechnung ist beschädigt, es fehlen einige Wörter vor der Überschrift – *„Trittouwe grevenschat uth der vagedi."* – und die Bestätigung, dass es sich um das Jahr 1483 handelt.[2]

Fünf steuerpflichtige Einwohner werden unter der Ortsbezeichnung „to der Hutten" aufgeführt:

to der Hutten
Langhemake 12 ß
Merten Sten 8 ß
Hans Wrage 12 ß
Detleff Stenbuck 12 ß
Hartich Stenbuck 3 Mk

Auffallend ist, dass Hartich Stenbuck mit 3 Mark die höchste Abgabe zu leisten hatte. Es ist davon auszugehen, dass seine Hufe größer war als die der anderen oder dass er Nebeneinkünfte hatte – z. B. eine Glashütte betrieb.

Fragestellungen:

Die Frage, dass die Ortschaft Sievershütten schon ein paar Generationen vor der ersten Steuererhebung gegründet wurde, kann zumindest in Erwägung gezogen werden. Urkundliche Beweise dafür fehlen jedoch. Allerdings gibt es einige

Urkunden/Regesten aus dem 13. und 14. Jahrhundert, die auf die Existenz des Dorfes hinweisen könnten.
1266: Heinrich Propst, Johann Dekan und das Kapitel zu Hamburg setzen den Zehnten aus dem Kirchspiel Sülfeld für die älteren Dörfer auf je sechs Himten Weizen und Hafer von jeder Hufe, für die von den Gebrüdern von Borstel bebauten Ländereien auf das Doppelte fest und unterstellen auch die neuangelegten Dörfer dem Zehnten. –
(zu den neuen Dörfern könnten Sievershütten und Stuvenborn gehören, sie werden allerdings nicht aufgeführt.)

Der Wortlaut der Urkunde:[3)]

Heinricus die gracia prepositus Johannes decanus et totum Capitulum ecclesie Hamborgensis omnibus hoc scriptum scire volentibus salutem in nomine iesu cristi // Nouerint vniuersi quod nos ad desiderium et instantiam venerabilis viri fratris adolfi de ordine fratrum minorum olim comitis et domini terre nostre et// nobilium virorum filiorum suorum Johannis et Gherardi comitum et consilio prudentum super decima a perrochianis de suuueuelde ecclesie Hamdorgensi// persoluenda conuenimus in hunc modum, de villis ex autiquo in eadem parrochia sitis de quolibet manso singulis annis in festo sancti martini persoluentur//tres hemeten siliginis Hamborgensis, mensure que borcmate wlgariter appellantur et totidem auene. Sed quia incertum erat quot mansi//sua propriis expensis colit singulis annis sex hemeten siliginis et totidem auene predicte mensure pro decima persoluet, Si vero//agros suos alii tradiderit excolendos colonus quilibet de manso totidem mensuras persoluet quot in villis aliis habitantes persoluunt ut superius//est expressum. Ville vero de nono exculte licet ad eandem parrochiam pertineant decimam tamen quam cetere noue ville exsoluunt soluere//tenebuntur, In cuius rei tetimonium presentem litteram sigillo ecclesie nostre fecimus roborari. Acta sunt hec hamborg anno domini//M .CC .LX . VI.

Die Tatsache, dass in der ersten Steuer-Liste von 1483 vier verschiedene Familiennamen aufgeführt sind, könnte darauf hinweisen, dass die Großfamilie (Steenbuck, Steen oder Langmaack) die hier neu siedelte, schon einige Generationen lang ansässig waren.

Die erste Steuerliste im Nachbarort Stuvenborn enthält z.B. sechs Familien mit dem Namen Steen. Und einmal den Namen Henneke Kulen.

Der Name Steen begegnet uns u.a. im Jahre 1343 in Stormarn.
„Der Knappe Johann Steen verkauft das halbe Dorf Seefeld bei Oldesloe.“[4)]

Der Name Henneke Kule begegnet uns im Jahre 1365:
Der Ritter Nikolaus Kule und der Knappe Henneke Kule erklären, dass ihr Zwist mit dem Rat von Lübeck wegen der Tötung ihres Dieners Wardenburg vor dem Grafen Adolf von Holstein beigelegt ist.[5)]
Könnte diese Familien Steen und Kule im weiteren Sinne zu den Begründern der Ortschaft Stuvenborn gehören?

Der Name Steenbuck ist in den Steuerlisten von 1483 in keinem der übrigen Dörfer des Amtes Trittau zu finden. Hartig Steenbuck war offensichtlich das Dorfoberhaupt in (Sievers)Hütten. Wo diese Familie Steenbuck einmal hergekommen ist, bleibt im Verborgenen. 1334 wird von einem advocatus in Castro

Stenborch innerhalb des Plöner Machtbereiches als regionaler Vogt hingewiesen. Sievershütten gehörte um 1330 zum Machtbereich Johann III. von Plön.[7)] Anm.: In alten Schriftstücken ist der Name Steenbuck gelegentlich mit – ch – und – gh – geschrieben.

Eine zusätzliche Frage wirft die Gewinnung von Eisen durch Rennöfen auf. Ob das Wissen der Rennöfenbetreiber – nämlich große Hitze für das Schmelzen des Raseneisenerzes zu erzeugen – für den Betrieb der Glashütte genutzt wurde, kann in Erwägung gezogen werden. Fest steht, dass es unter den Familien, die sich in (Sievers)Hütten ansiedelten, Männer gegeben haben muss, die sich mit dem Köhlerhandwerk und mit dem Glasbrennen auskannten. – Eine Möglichkeit, warum Sievershütten und Stuvenborn zum Amt Trittau geschlagen wurde, könnte darin liegen, dass die Burg sich aus der Eisenverhüttung und der Glasproduktion dieser „fernen" Dörfer Vorteile sichern wollte.

Knapp 10 Jahre nach der ersten Steuerliste liegt die nächste Abgabenliste vom Amt Trittau vor:[8)]

Uptobringe van mynes gnedigen Herren Hertogen Frederiches von der borgh Trittouw wegenn anno (14)92 Hure empfangen und bedaget upp Michaelis anno (14)92.

Hure tor Hutten

Hertich Syverdes	*6 M*
Marten Steen	*10 M*
Olde Treven	*4 ß*
Karsten Haveman	*4 ß*
Lange Make	*4 ß*
Detleff Stenbuck	*14 ß*
Clawes Poggentzee	*2 M to Wolthure*

Die Glashütte und damit auch das Dorf waren offenbar wohlhabender und zahlungskräftiger geworden und somit eine gute Einnahmequelle für den Landesherren. Sieht man sich die Namen in der Liste an, so fällt auf, dass nach neun Jahren vier neue Familiennamen unter den Bewohnern sind. Aber auch die unterschiedlichen Beträge in der Abgabeliste von (Sievers)Hütten werfen Fragen auf, denn in anderen Dörfern des Amtes sind die Steuersätze ausgeglichener. In Stuvenborn z.B. zahlen die Hufner alle den gleichen Betrag von 12 ß Wolthure (0,5 Mark). Die Begründung müssten die Glashütte und die privilegierte Burvogtstelle sein. Der Betrieb der Glashütte von Hartich Stenbuck scheint zwischenzeitlich entweder in den Besitz des Marten Steen gegangen zu sein oder wurde an ihn verpachtet. Die Abgabe von 10 Mark, die er 1492 zu leisten hat, ist mit Abstand die höchste Steuerabgabe, die in den 26 Dörfern des Amtes Trittau bezahlt wurde! Selbst die zweithöchste Abgabe im gesamten Amtsbezirk Trittau mit 6 Mark von Hartich Syverdes wird in (Sievers)Hütten erhoben. Es kann sich hier also – wie schon in der ersten Steuerliste bei Hartich Steenbuck – nur um eine Sonderbesteuerung gehandelt haben, und das ist die Glashütte gewesen.

Der Wald war der Lebensraum der ersten Siedler, er lieferte Futter und Nahrung für Mensch und Tier. Für die Köhler, die für den Glashüttenbetrieb die Kohlen zu

liefern hatten, war ein ertragreicher Wald wichtig. Der Zuwachs an Bäumen wurde jedoch durch den zweiten Erwerbszweig, nämlich der Landwirtschaft mit hohem Viehbesatz gestört. Durch die Beweidung der abgeholzten Waldflächen wurde der Wald zur Waldweide und danach zu Ackerflächen umgewandelt. Nicht durch das Abholzen, sondern durch die Nachnutzung als Waldweide wurde der Wald zerstört.

Die Behausungen der ersten Generationen im Dorf bestanden aus kleinen Strohdachkaten oder Erdhöhlen. Mittelpunkt des Ortes war die Burvogtstell (jetzt der Hof Hellmann). Zu den Privilegien gehörte das Braurecht und die Schankwirtschaft. Am Haus hatte jeder Bauer einen Kohlhof (Garten), der mit einem Holzzaun umgeben war, um das Wild abzuhalten. Rodungsflächen befanden sich weiterhin hinter den Hufenstellen bis hin zum Schierhagen, auf dem Kamp, dem Grevensberg, auf der Loh und im Dänischmüssen. Hafer, Roggen und Buchweizen waren die Hauptanbaufrüchte. Im Erdbuch von 1692 heißt es: *die 1. Saat ist teils Buchweizen, teils Habern, die zweite Saat ist Mist-Roggen, die dritte Saat ist Stoppelhaber oder Roggen.* Die Ernteerträge waren so gering, dass sie mit den heutigen Erträgen nicht zu vergleichen sind:

In guten Jahren brachte der: Buchweizen 3. Korn, Hafer 3. Korn, Roggen 4. Korn, Stoppelhafer 3. Korn.

In mittleren Jahren: Buchweizen 2. Korn, Hafer 3. Korn, Roggen 3. Korn

In schlechten Jahren: Buchweizen 1 Korn, Hafer 1 Korn, Roggen 2. Korn, – 4. Saat 1 Korn

Da die Dorfbewohner im 15. Jahrhundert noch Selbstversorger waren, kam es bei schlechten Ernten immer wieder zu Notlagen. Für die Haustiere wie Kühe, Schafe, Ziegen, Pferde und Federvieh langte oft nicht das Winterfutter, es gab Jahre, in denen das Vieh verhungerte. Essen und Trinken für die Menschen waren wenig abwechslungsreich. Der heimische Boden musste die Bewohner ernähren und kleiden. Arbeit gab es genug, graute der Tag, stand man auf. Die „innere Uhr“ bestimmte den Tagesablauf, und das Feuer des offenen Herds war abends meistens die alleinige Lichtquelle. Die Einfachheit der Lebensverhältnisse können wir uns heute kaum noch vorstellen.

Die Gemarkung Sievershütten umfasst ca. 700 ha. Vor 1800 hatten die 7 Hufner zusätzlich noch Ländereien in Stuvenborn, die aber nach und nach verkauft wurden. 2/3 der Fläche war um 1800 noch mit Wald bzw. Waldweide bedeckt. – Unerklärlich bleibt, warum Sievershütten, Stuvenborn und Nahe als Exklaven weit von der Burg in Trittau entfernt, einen Nutzen aus „Schutz und Schirm“ des Landesherrn ziehen sollten. Sievershütten an der Heerstraße von Trittau nach Itzehoe gelegen, lag ungefähr auf halbem Wege. Man kann sich vorstellen, dass die Vogtei in Sievershütten als Übernachtungsmöglichkeit für herrschaftliche Durchreisende genutzt wurden und man deshalb daran interessiert war, die Zugehörigkeit zum Amt aufrecht zu erhalten. Der privilegierte Sievershütter Burvogt war als Holzvogt für die Umsetzung aller Anordnungen, die der Landesherr über den Amtmann geltend machte, zuständig. Bei Reisen des Amtmannes und des Landesherrn hatte der Sievershütter Burvogt im Bedarfsfall für Quartier und für die Versorgung der

Pferde zu sorgen. Das 1871 abgebrannte Bauernhaus im Niedersachsenhausstil mit einer großen strohgedeckten Scheune lag, wie auch alle übrigen sechs Hufenstellen, unmittelbar an der Wegführung nach Bramstedt.

Eine neue Quelle zur Sievershütter Dorfgeschichte eröffnete sich erst vor einigen Jahren. Die neu gefundenen Abgabelisten stammen aus einer Zeit, als Lübeck das Amt Trittau während der Grafenfehde 1534 innehatte. In der Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterskunde, ist u. a. die Abgabeliste von 1534, die erstmals die „hutte" als Steuerzahler aufführt. Wer allerdings zu der Zeit der Besitzer der Hütte war, ist nicht zu ersehen.[9)]

1534: Thor Hutten

De hutte	*10 M*
Eler Wrage	*14 ß*
Lange Make	*26 ß*
Titke Stute	*1 M*
Hans Wrage	*14 ß*
Hinrick Stenbuck	*12 ß*

Auch 1573 war die Glashütte noch in Betrieb. Gretke Stenbuckes bezahlt 10 Mark. Vermutlich war sie die Witwe des Glashüttenbesitzers und Mutter des nachfolgende Burvogten Syvert Stenbuck. Wolfgang Prange berichtet, dass Hinrich Steenbock aus Sievershütten mit Dirick Vogets, dem derzeitigen Kirchspielvogten von Kaltenkirchen, verschwägert war, ein Mann mit Macht und reichem Besitz.[10)]

„Gelthure 1573" Amtrechnung1573 Hutten Wolthure[11)]

Gretke Stenbukes	*10 Mk*	
Hinrich Stenbuck		*14 ß*
Hinrik Langemake	*1 Mk*	*10 ß*
Hans Kokemester	*1 Mk*	*8 ß*
Hinrick Kron		*14 ß*
Hartich Stenbuck		*12 ß*
Laurens Stenbuck	*1 Mk*	*8 ß*

1597 ist Syvert Stenbuck Besitzer der Glashütte. Wärend seiner Zeit wurde die Glasproduktion eingestellt. Syvert Steenbuck war Zeitgenosse des mächtigen Heinrich Rantzau, mit dem er offensichtlich auch Kontakte pflegte. Nach Syvert Steenbuck wurde das damals unter dem Ortsnamen „Hütten" geführte Dorf – „Sievershütten" – benannt. Er ist 1624 gestorben und war mit Catrina Thießen – eine Schwester des Kirchspielvogten aus Kaltenkirchen – verheiratet.

In der Bestallungsurkunde von 1613 heißt es u.a.:

„Wir von Gottes Gnaden, Friedrich, Erbe zu Norwegen, Herzog von Schleswig, Holstein, Stormarn und der Dithmarschen ... urkunden und bekennen hiermit unseren Unterthan und Holzvogt Syvert Steenbuck, dass er sein Gehöft, die Hütten, mit allen dabey concedirten und seither gebrauchten Immunitäten, Begnadigung und Freyheiten zu genießen habe. Von seinen eigenen Schweinen darf er jährlich in unsere Höltzungen Hütten, Nahe und des Ortes herum zehn Schweine ohne Erlegung des Mastgeldes treiben. Gleichwohl ist er schuldig kraft geleisteter sonderbarer Eydespflicht, Hütten, Stuvenborn, Nahe und Breitenbeckshorst, sowohl an

Eichen und Buchen als weichen Unterholz, bestens getreuen Fleißes, zu bereiten, dass dessen nichts veruntreut und gestohlen werde und dass er solches aufrichtig ohn einigen Unterschied zu Register bringt, und unserem Ambtsschreiber so oft es nötig – zum wenigsten aber alle viertel Jahr – zu übergeben. Auch bekommt er freie Mast für 10 Schweine und ein Schneidelschwein, doch dass er auch ein Pferd halten, und damit die Holtzungen bereiten müssen.
Urkundlich unters aufgedruckten Fürstlichen Secrets
und unterschriebenen Handzeichens
geben auf unserem Hause
Reinbeck d. 4. Juny An: 1613"[11])

Die Glashütten wechselten, wenn der Wald abgeholzt war, ihren Standort. Glashütten in unmittelbarer Nachbarschaft gab es in Struvenhütten, Hüttblek und Ostermannshörn. Spätestens am Ende des 30-jährigen Krieges wurde von diesen Glashütten kein Glas mehr gebrannt. Die Glashütte in Struvenhütten soll von den Schweden zerstört worden sein. Andere Glashütten fanden keinen Absatz für ihr Glas, denn der Adel und die Kirche als Abnehmer waren durch den Krieg zahlungsunfähig geworden. Eine Nachricht im Heberegister des Augustiner-Chorherrenstiftes zu Segeberg aus dem Ende des 15. Jahrhundert sei hier noch erwähnt: „*...in Parascene Hasken bubulco pro eo quod ivit tor hutten pro caniclis 10d. ...*" (Am Karfreitag erhielt Hasken der Rinderhirt 10 d, dass er Hunde aus tor Hütten holte.



Die genauen Standorte der ehemaligen drei Glashütten konnten an Hand von zahlreichen Fundstücken die den Glashütten zugeordnet werden konnten bestimmt werden, wie z. B. diese Fundstücke aus Sievershütten. Oben im Foto ein Teil des Tiegels.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass noch im 15. Jahrhundert neue Familiennamen entstanden. Vermutlich durch die Arbeit in der Glashütte entstanden Namen, die auf die Tätigkeit der Personen hinweisen. In den ersten Amtsrechnungen sind nachfolgende Namen aufgeführt:

Kokemeister – daraus wurde später Küchenmeister, er wird der Glaskocher gewesen sein.

Lange make – heute Langmaack, er wird der Glasstrecker gewesen sein – lang maken.

Havemann – heute noch Havemann, er war wohl für den „Glashafen" – den Tiegel zuständig, in dem das flüssige Glas erhitzt wurde.

Hüttmann – die Familie Hüttmann in Nahe und Oering geht nachweislich auf die „Hüttemanns" zurück, die ihre Glashütte in Hüttblek betrieben und auch die Dorfgründer waren.

Stenbuck – heute Steenbuck, er hatte die Sedimente zu besorgen und auf einem Steinbock (Amboss) zu zerkleinern, z. B. Flint und Kalk.

Alle Familien sind bis zum heutigen Tage noch in unserer Gegend ansässig.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts waren die Bewohner von Sievershütten, Struvenhütten, Hüttblek und Kisdorferwohld noch als Köhler, als Glasmacher und in der Landwirtschaft beschäftigt. Ihre Behausungen bestanden aus kleinen Strohdachkaten. Jedes Dorf lag inselartig im Wald, das ist noch auf den Verkoppelungskarten um 1776 gut zu erkennen.

Aus dem Erdbuch von 1708 erfahren wir, dass *„das Dorf Sievershütten zu Sülfeld eingefarret ist". Sie beschweren sich, dass, ob sie gleich zu dem Kirchenbau mit denen Tremsbüttelschen eingepfarrten contriburen müssten, sie doch den 3ten Theil der Stände in der Kirche nicht hätten.*

An die Kirche hat ein jeder der Sievershütter Hufner zu leisten: Der Kirche nichts anders als wenn was davon zu bauen ist, quotiret er denen übrigen Feuerstätten gleich. Dem Pastori gibt er jährlich 8 Schilling Lohn, 3 Schilling Opfergeld, 3 Sch. Propstgeld. Auf Ostern 12 Eyer und im Herbst eine Gans. Dem Küster auf Ostern 6 Eyer, auf Weynachten 4 Schilling oder eine Mettwurst und 2 Schilling.

Bei Bedarf musste das Kirchenland in Sülfeld beackert werden.

Nach der Beschreibung des Dorfes und aller Häuser lässt sich die Lage des Dorfes beurteilen. Alle 7 Hufner liegen 1708 noch geschlossen im Halbkreis zusammen im Dorf um die Glashütte herum. Es erstreckte sich von der Kreuzung (Meierei) bis zum Friedhof. Die Glashütte lag auf dem Grundstück Kirchstraße 11a, dem höchsten Punkt im Dorf. Durch Sievershütten führte der Heerweg von Oldesloe nach Bramstedt. Nach Osten fiel das Gelände stark ab. Die sich anschließende Wiese mit dem Flurnamen Glinwisch gibt Auskunft darüber, dass hier ein sumpfiges Gelände den Zugang zum Dorf versperrte (Abfluss des Flockensees). Bis ins 18. Jahrhundert erwirtschafteten die Sievershütter Hufner mit ca. 120 Rthl

die Hälfte ihres Einkommens durch den Verkauf von Holzkohle nach Hamburg und Elmshorn. Durch den starken Holzverbrauch wurden weitere Rodungsflächen für Ackerland geschaffen. Im 17. und 19. Jahrhundert wurden die Waldflächen kleiner, und Ackerbau und Viehwirtschaft nahmen zu. Im Jahre 1787 war die Verkoppelung abgeschlossen, und die bis dahin gemeinschaftlich bewirtschaftete Gemarkung wurde privatisiert. Damit der Wald nicht ganz verschwand, wurde per Gesetz angeordnet, dass staatliche Wälder ausgewiesen wurden, so z. B. das Waldgebiet „Der Zuschlag" in Sievershütten. Die Nutzung der Freiweide, die besonders auch für die Insten von großer wirtschaftlicher Notwendigkeit gewesen war, gehörte der Vergangenheit an. Die Folge war die Verarmung der Besitzlosen. Auswanderung, Stadtflucht und der notwendige Bau von Armenhäusern. Die 7 Hufen der Ortschaft blieben von der Gründung der Ortschaft bis zum Ende des 2. Weltkrieges fast unverändert bestehen. Es ist kaum zu glauben, dass innerhalb einer Generation durch das „Bauernsterben" – ab ca. 1960 – und durch mobile Arbeitsplätze eine 500-jährige Dorfstruktur sich so gründlich verändern konnte.[12)]

Quellenangaben:

1) Stormarner Hefte Nr. 19, S.221 – Günter Bock
2) LAS Abt. 111 AR Trittau 1460-1500
3) Original im Hamburger Archiv. Siegel verloren. Hamb. U.B.I.712.S.H.U. S I.S.89.
4) Abschrift im Großherzogl. Haus- und Centralarchiv zu Oldenburg (Reg. Cap. III, Nr. 78.
5) Urk.-Buch der Stadt Lübeck III, Nr.518
6) Karte 6 aus Stormarner Hefte Nr 19, von 1996,S.245 von Günter Bock
7) LAS Abt. 8,3 Trittau – XVII Nr 16 –S. 79-80
8) LAS Abt. 111 AR Trittau 1492
9) Z .d. V.f. Lüb. Gesch. u. Alterskunde.B. 79 (1999), S. 146 – 163, LAS, Abt. 111 AR Trittau 1534, verzeichnen auf Blatt 20:
10) Z.d.G.f.SHG, Band 91, Seite 127
11) LAS Abt. 111 Trittau Nr 1573
12) LAS Abt. 8,3 Trittau- XVII Nr 16
13) Weitere Info in den Chroniken: Sievershütten, Stuvenborn, Struvenhütten

Willi Rahlf, Bad Segeberg

Begegnung mit der Kock-Dynastie von Fredesdorf um 1700

Eigentlich wollte ich mir in Fredesdorf bei meinem Vetter Ernst Christian Rohlfs nur ein paar Bücher ausleihen, um mein Wissen über das ungewöhnliche Leben und das umfangreiche Schaffen seines Patenonkels, des Kunstmalers Christian Rohlfs, etwas aufzufrischen. Das Rohlfssche Haus liegt am Beginn der Bergstraße – für alteingesessene Fredesdorfer kurz „De Barch" –, einer kleinen Siedlung, etwa 800 m außerhalb des eigentlichen Dorfkerns malerisch gelegen, mitten auf dem Holsteiner Geestrücken an einem kleinen, aber steilen Hang eines der vielen Urstromtäler, worin während der letzten Eiszeit die Schmelzwasser der Gletscher nach Westen abflossen.

Wir kamen auf die Entstehung dieser Siedlung zu sprechen. Von seinem 100 Jahre und 100 Tage alt gewordenen Großvater Hinnerk Rohlfs, dem Bruder des Kunstmalers, hatte mein Vetter gehört, dass weit vor dessen Zeit die Bauern des Dorfes, 10 Halbhufner, hier vier Katen für ihre Tagelöhner gebaut hätten. Sie seien mit je 5 ½ Tonnen wüsten Ackerlandes ausgestattet worden, das die Bauern wegen der geringen Bonität von 19 Punkten selber für den Getreideanbau nicht nutzten, sowie mit einem sumpfigen Stück Moorland ähnlicher Größe auf dem am weitesten abgelegenen Teil des Moores, das die Bauern mit ihren Pferdefuhrwerken nicht befahren konnten. Die Siedler konnten auf dem mageren Ackerboden mit Kartoffeln, Roggen und Buchweizen einen Teil der Grundnahrungsmittel selber erzeugen, an den von der Gemeinde verpachteten Wegesrändern für die Milch- und Käsegewinnung 1-2 Kühe hüten und auf dem Moor durch Torfstechen das für den Winter nötige Brennmaterial gewinnen.

Über das Alter der Siedlung waren wir im Unklaren. Aber mein Vetter meinte, in dem Balken über der großen Dielentür der Finnernkate stünden ja der Name des Bauherrn und das Errichtungsdatum eingeschlagen. Davon hatte ich noch nicht gehört. So fuhr ich gleich im Anschluss an den Besuch den „Barch" hinauf und fand folgende Inschrift im Querbalken über der großen Dielentür:

Links: HANS HINNERICH KOCK
DEN 11. SEPTEMBER

Rechts: ANNA CATRINA KOCK
ANNO 1812







Meine Eltern und Großeltern hatte ich nie von Kocken in Fredesdorf erzählen gehört. Ob ich wohl im Internet etwas darüber finden könnte? Schon bei der

Eingabe von ‚Fredesdorf' spuckte die Suchmaschine einen Artikel aus ‚Heritage Quest' aus: „Welcome to Jersbek Manor and Fredesdorf, Germany" (http://www.heritagequest.com/genealogy/europe/html/fredesdorf.html).

Geschrieben hat den bebilderten Artikel Mrs. Barbara Prosch-Cullings aus Las Vegas – Nevada/USA, deren Urgroßeltern 1883 auf der Westphalia nach Crawford County – Iowa/USA – ausgewandert waren, nachdem bereits 1880 drei Kinder als Vorhut die weite Reise über den großen Teich gewagt und in Iowa das Terrain sondiert hatten.

Weiter erfuhr ich auf Umwegen, dass eine gewisse Marcia Paulsen aus Buffalo-Minnesota/USA an der Plattdeutsch-Konferenz 2002 der ASHHS in Bredenbek teilgenommen und auf ihrem Trip nach Europa auch „the old Kock/Finnern house" auf dem ‚Barch' einen Besuch abgestattet hatte. Ihre Urgroßeltern wanderten 1894 nach Denison – Iowa/USA aus. Sie waren den bereits als ‚Quartiermacher' vorausgereisten beiden ältesten Kindern nachgereist, nachdem diese genug Geld für die Überreise geschickt hatten.

Über E-mail stellte ich den Kontakt zu den beiden Damen her, die voneinander nicht wissend, unter anderem auf dem „Barch" seit über 20 Jahren Familienforschung betrieben hatten. Genealogische Daten in der Sammlung „Ancestors of Barbara Posch-Cullings" von Barbara Cullings und in der Broschüre „The Schönfeld/Finnern Family History" von Marcia Paulsen aus dem Jahre 1984 reichen zum Teil bis in die Zeit um 1700 zurück. Allerdings waren sie in einigen Linien auf halbem Wege trotz intensiver Einschaltung von Profi-Genealogen stecken geblieben. Es wird aber auch schwierig, aus den Daten in Kirchenbüchern der Jahre um 1700 auf familiäre Zusammenhänge zu schließen. Ein Eintrag im Segeberger Taufregister wie: „Johann Kock sein Sohn soll Johann heißen", nebst Gevattern und Taufdatum aus dem Jahre 1677, kann für alle Ortschaften des Kirchspiels Gültigkeit haben. Sterberegister wurden in Segeberg erst ab 1712 geführt, und der Eintrag darin: „Johann Kock alter Hauswirth aus Fredstorp, 28. Juni 1715" lässt viel Freiraum für Mutmaßungen, da weder Eltern, noch Ehefrau oder Witwe, noch Kinder aufgeführt sind. Und was bedeutete damals schon ‚alt'?

Hatte schon die Inschrift über der Dielentür mein reges Interesse geweckt, so stachelte das Motto der ersten Antwortmail von Mrs. Barbara Prosch-Cullings meinen Forscherdrang weiter an: „Maybe we can connect our Family lines!" Aufbauend auf den mir von den beiden Amerikanerinnen zur Verfügung gestellten genealogischen Daten konnte ich über die Tauf-, Konfirmations-, Heirats- und Sterberegister des Kirchenbuchsamtes Segeberg sowie über Archivalien des Landesarchivs in Schleswig wie Volkszähllisten, Amtsrechnungen und Schuld- und Pfandprotokolle der Kirchspielvogtei Segeberg, Bornhöved und Leezen, manches über die Kockdynastie von Fredesdorf zusammentragen.

Die ersten bekannten Fredesdorfer Kock-Generationen

Seit der Bestätigung, auf Wunsch des Lübecker Bischfos, von Ricfredestorpe als eine der Besitzungen des Klosters Segeberg vom 23. Dezember 1192 durch den Staufer-Kaiser Heinrich VI., Sohn des bekannteren Kaisers Friedrich I. Bar-

barossa, bis zu der Zeit Martin Luthers sind wohl keine Personen aus Fredesdorf urkundlich mit Namen erwähnt. Erstmals in der Amtsrechnung von 1533 wird ein Thomas Kock zur Zahlung seiner ‚Contribution' aufgefordert. Wenn er zu dieser Zeit etwa 50 Jahre alt gewesen sein mag, können wir ihn, um ihn zeitgeschichtlich etwas griffiger einordnen zu können, dem Jahrgang Martin Luthers zurechnen. Die ersten 5 Generationen lassen sich aus den Amtsrechnungen herleiten. Nach Thomas Kock I. werden sein Sohn Thomas Kock II., dann Jasper Kock I., Jasper Kock II. und Hans Kock I. Besitzer einer Hufe. Hans I. hatte mindestens 2 Kinder, denn der Sohn Johann hatte in die Nachbarhufe 222 eingeheiratet, während Sohn Hans II. die Halbhufe 223 erbte (Anm.: Die Nummerierung der Hufen erfolgt gemäß der Nomenklatur in den Schuld- und Pfandprotokollen und die Zuordnung durch Vergleich mit den zehn Halbhufnern in den Amtsrechnungen). Er heiratete eine gewisse Margretha, ihr Mädchenname ist nicht bekannt. In jenen besonders patriarchalischen Zeiten muss z. B. für die unterprivilegierte Frau oft die Bezeichnung ‚die Frau des Hans Kock', ‚Hans Kocks' Frau', ‚die Kocken' oder ‚Hans Kocks' s Witwe' zur Identifikation reichen. Ihnen wurden 8 Kinder, Grete (1679) – Elsche (1681) – Trienke (1682) – **Peter (1685)** – Hans (1688) – Grete (1691) – Ann (1694) und Hinrich (1697) geboren, darunter unser Protagonist der viertgeborene Peter. An ihm lässt sich eine ganze Reihe von typischen und bestimmenden Merkmalen seiner Zeit festmachen, von denen viele noch heute Gültigkeit haben, oder die aus heutiger Sicht gesehen schon vor 300 Jahren Teil des Lebens insbesondere auf dem Dorfe waren.

Peter Kock starb achtzigjährig am 27. Juni 1765. Er ist demnach etwa 1685 geboren, was genau nicht nachweisbar ist, da um diese Zeit über ein Jahr an Aufzeichnungen im Taufbuch der Segeberger Kirche fehlt.

Peter Kock wird Halbhufner

Wir können annehmen, dass in den Generationen des 16. und 17. Jahrhunderts die Halbhufe nach Möglichkeit vom Vater auf **den** Sohn vererbt wurde, der nach Auffassung des Altbauern die besten Voraussetzungen mitbrachte, die beiden Altenteiler, evtl. Großeltern, die auf der Hufe noch lebenden gesunden und behinderten Kinder und das Gesinde zu ernähren, den Hof, oft mit vielen Schulden, zu bewirtschaften, sowie das Erbteil und die Aussteuer für die unverheirateten Geschwister aufzubringen. Bei der großen Sterblichkeit in jungen Jahren war für diese Aufgaben vor allem eine robuste Gesundheit von Nöten. Er sollte auch im heiratsfähigen Alter sein, um eine kräftig mit anpackende Ehefrau ins Haus holen zu können, die natürlich auch noch eine ordentliche Mitgift mitbringen sollte. Hans Kock II. hat, aus welchen Gründen auch immer, ein solches Testament nicht gemacht.

Der Eintrag Nr. 58 im Sterberegister des Jahres 1713, dem ‚Index Funeratorum in Ecclesia Segebergensis ab Anno MDCCXII', lautet schlicht: „Hans Kock ein Mann aus Fredestorp, d. 7. Mart.". Es ist wohl davon auszugehen, dass es sich bei diesem Eintrag um Hans Kock II. handelt. Da die älteste Tochter Grete 1679 geboren wurde, dürfte Hans Kock II. kurz nach dem 30-jährigen Krieg geboren

und somit als Endfünfziger gestorben sein. Ein Blick in die Geschichte unseres Landes zeigt, dass sein Todestag mitten in die Zeit des Großen Nordischen Krieges fällt (1700 – 1721). Dänemark, das sich im Kampf gegen Schweden um die Vorherrschaft im Ostseeraum mit Sachsen-Polen und dem Zaren verbündet hatte, war gleich zu Beginn des Krieges in die Gottorfschen Lande eingefallen, das sich den vermeintlich starken Schweden angeschlossen hatte und damit zwangsläufig zum Spielball der Großmächte und sein Territorium zum Schlachtfeld wurde. Ställe und Vorratskammern dürften in diesen Jahren von den durchziehenden Söldnern des öfteren ausgeraubt und die Futterreserven auf den Böden für ihre Pferde mit Beschlag belegt worden sein. Die Kinder waren bis auf Hinrich (16) volljährig, für den offenbar kein Vormund und für die Mutter kein Kurator (Rechtsbeistand) mehr eingesetzt wurde. Die Witwe und ihr ältester Sohn Peter, mittlerweile etwa 28-jährig, dürften zusammen mit den noch nicht verheirateten Kindern ihre liebe Not damit gehabt haben, die Familie und die Hufe durch die Stürme dieser Zeit zu bringen.

Erste Heirat und Erbstreitigkeiten

Nachdem die ersten Jahre gemeinsamen Wirtschaftens ins Land gegangen waren, dachte Peter Kock ans Heiraten. Die Tochter eines Vollhufners würde ihm nicht nur vermehrtes Ansehen, sondern vor allem auch eine zusätzliche Arbeitskraft und eine Frau für Küche und Kinder bescheren, sie würde durch eine ordentliche Mitgift auch seine wirtschaftliche Situation kräftig aufbessern. Im Nachbarort Heiderfeld wurde er fündig. Unter der Nummer 41/1717 ist seine Trauung mit Gretje Theden im Segeberger Trauregister zu finden. Aber die wirtschaftlichen Bedingungen müssen noch schwierig und die Ernten auf den kargen Fredesdorfer Geestböden schlecht gewesen sein. Im vorletzten Jahr des Großen Nordischen Krieges muss er sich Brot- und Saatkorn leihen und für die Bezahlung Gelder auftreiben. An seine Hausbank konnte er sich sicher zu jener Zeit noch nicht wenden, wohl aber half ihm der Armenvorsteher in Segeberg, und es wurde folgende Obligation protokolliert:

N.(LS) - Vier Schilling
Ich Entsunterschriebener Peter Kock in Fredestorp ein Halbhufner, uhrkunde und bekenne hiermit, daß mir der Armen-Vorsteher Hr. Hinrich Ahlers von den Armen Geldern, bahrgeliehen und vorgestreckt hat, zehen Reichsbankthaler 10 Schilling, welche Gelder ich zu meinen Ausgaben, besonders zu Abtragung des geborgten Brodt und Saat Korns nützlich angewand habe, welche Gelder von nun an, solange sie unabgetragen stehen, mit Vier prC: jährl. verzinst werden sollen, auch ist eine halbjährige Los-kündigung von beiden Seiten beliebet, nach welcher das Capital samt Interessen und an Kosten wieder bezahlt werden soll, und damit H:Creditor dieser Armen Gelder halber desto besser versichert seyn möge, verpfände demselben meine halbe Hufe Landes mit allen Pertinentien und Gerechtigkeiten, nichts ausbenommen, um sich daraus bey unverhoffter wieder Bezahlung samt Zinsen und um Resten bezahlt zu machen. Uhrkundlich habe ich diese Verschreibung eigenhän-

dig unterschrieben und dem Segebergschen Pfand-Protokollo einschreiben laßen.
Geschehen Segeberg, d. 8. Febr. 1721 *Peter Kock in Fredestorf*
protocollirt den
8. Febr. 1721

Gemäß dieser Urkunde mag sich Peter Kock um das Jahr 1721 bereits als Halbhufner gesehen haben. Seine Söhne Hans (1718), Claus (1720) und Hinrich (1722) wurden geboren, und vielleicht hatte sich nach dem Kriege auch die wirtschaftliche Lage etwas gebessert. Aber Peter hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und es erwies sich als fatal, dass Hans Kock II. seine Hufe nicht ordnungsgemäß an seinen Nachfolger übergeben hatte. Für einen solchen Fall ohne ordentliches Testament herrscht in Fredesdorf bis auf den heutigen Tag das Jüngstenrecht, auf das sich nun auch Peters jüngster Bruder Hinrich berief. Es kam zu Streitigkeiten zwischen Peter, Hinrich und der Mutter und endlich zu einem Vergleich, der Peter teuer zu stehen kam:

N.3.(LS) 16 Schilling - 1724
Daß ab. 1717 Peter Kock als ältester Sohn nach Absterben seines Seel. Vaters sich des halben Erbes angenommen und bis hierzu die Haushaltung geführet, itzo aber zwischen ihm, seiner Mutter und juengstem Sohn, Hinrich Kock, Streit entstanden, da nemlich dieser nach Landes Recht und Gewohnheit das halbe Erbe zum Eigenthum pretendirt. So ist endlich wegen des Erbes Bezahlung unter Ihnen nachfolgender Vergleich gemacht worden.

1.

Weil Hinrich Kock sich des Erbes begeben, und an seinen ältesten Bruder überläßt, will nunmehriger Besitzer Peter Kock an diesen seinen Bruder vorm Abtritt eines vor alles zahlen Sechzehn rth (Anm. Reichsthaler) *Courant, dan noch verdienten Lohn Vier rth. Ferner als eine Mitgift aus dem Erbe, wan Er heurathen wird, eine Tonne Rocken und ein Jung-Schwein, und vor eine Kuh vier rth.*

2.

Hans Kock, des Besitzers anderer Bruder, soll aus dem Erbe haben Zehen rth, so Er vorhin an Korn ins Erbe gegeben, dan soll er haben aus dem Erbe zur Mitgift ein Biest oder Vier rth. Ferner an verdienten Lohn so Er im Erbe zu Gute hat fünf rth, wie auch zur künftigen Aussteuer eine Tonne Rocken und ein Jung Schwein.

3.

Die Schwester Grete Kock soll haben aus dem Erbe zur Mitgift vor ein Pferd 9 rth, vor eine Kuh 6rth, Eine Tonne Rocken und ein Jung Schwein, wie auch freye Hausung im Kathen, so lange als selbe unverheürathet bleibt, und soll selbe zu Zeiten, wie sie in dem Vermögen ist, einige Hülfsdienste dem Wirth gegen freye Kost leisten.

4.

Soll die Mutter haben zum Abschied den Kathen gantz allein, so lange sie lebet. An Land, ein Jahr umbs andere, (Anm.: Hier werden etwa 10 Flurstücke genannt, deren Namen zum Teil einerseits heute noch gelten, andererseits heute gänzlich

andere Namen tragen; was der Volksmund z. B. ‚Furtplacken' nennt, finden wir heute im Kataster unter ‚Hirtenwiese' wieder). *Übriges soll Besitzer das Land pflügen, säen und einfahren, Feurung verschaffen, und übriges das Ihr genießen laßen, was Landes und Dorfs Gebrauch ist.*

5.

Wan die Mutter mit Tode abgangen, soll Peter Kock den Kathen bezahlen, dafür, wie Er alsdan zu Gelde wird gesetzt werden können, welches Geld unter gesamten Erben getheilt werden, und Peter Kock sein Theil darin würfen soll. Uhrkundlich ist auf anwesenden Peter und Hinrich Kock Begehren dieser Vertrag auf Signatur Papier ausgefertigt, und dem Credit und Pfandbuche Fol 313 inserirt worden. Geschehen Segeberg , d. 5. Juli 1724 – JR.Nottelmann

Mit diesem Vergleich hatte Peter Kock sich eine Bürde aufgeladen, an der er sein Leben lang zu knappsen haben sollte. Als ob für seine Frau die nachzuvollziehenden Aufregungen etwas zu viel gewesen wären, der Tod hielt zum ersten Mal Einkehr bei Peter Kock. Ein halbes Jahr nach dem Vergleich, am 27. Februar 1725, wurde seine Frau Gretje auf dem Segeberger Friedhof beigesetzt. Sie wurde nur 33 Jahre alt, der älteste ihrer drei Söhne war gerade mal sechs. Für diese Kleinen galt es nun schnell Muttererersatz zu beschaffen.

Zweite Heirat und Mündelgelder

Die zweite Frau hatte Peter Kock wohl schnell gefunden, es wurde die 18 Jahre jüngere Tochter Trinke des Vollhufners Peter Hintz I. aus Bark. Das Trauerjahr war noch nicht vergangen, als er seine Braut am 1.Februar 1726 vor den Altar führte. Aber bevor es dazu kommen konnte, musste vertraglich das Erbe der Kinder aus der ersten Ehe gesichert werden, wozu vorher eine Wardierung (Vermögensschätzung) und eine Gegenüberstellung von Soll und Haben erforderlich wurde. Der Vertrag in Auszügen:

N.4/LS) 32 Schilling – 1726.
Anno 1725 den 7. Dec: ist Peter Kocken halbe Hufe durch die beiden Bauern Vögte, zu Leetzen und Kükels, Klauß Möller und Jochim Rolfs zu Gelde gesetzt und wardiert worden, nachdem Er zur andern Ehe mit Trinke Hintzen aus Bark schreiten müßen, auch das nöthige wegen seiner 3 Kinder, Hanß, Klauß und Hinrich Kock erster Ehe beschrieben worden.....
An Haus, Tieren, Getreide und Inventar werden ermittelt *131,-- rth*
Herrschaftliche Restanten werden beym Erbe reserviert.
(Anm.: 6 der 10 Fredesdorfer Halbhufner und die beiden Zwölftelhufner waren des Herren Ambtman Blomen Erben Unterthanen. Für ihn mußten die Hufner, neben den Stroh-, Heu- und Haferlieferungen für die königlich dänische Kavalerie, ordinaire und extraordinaire Contributionen bei der Amtskasse in Segeberg einzahlen)

Privat Schulden:
Das Armenhaus zu Segeberg hat zu fordern 10,-- rth.....
<u>*Zusammen 111, 20 rth*</u>
Die Schuld von der Wardierung abgezogen bleibt übrig 1 9rth28ß

Die drei Söhne erster Ehe empfangen und genießen aus dem Erbe bey erwachsenen Jahren, und wan sie es nöthig haben, Ihrer Seel. Mutter eingebrachte Güter und Brautschaft, bestehend in 2 Kühe, oder an Gelde à Stück 6 rth, und 1 Starke oder 3 rth. Ferner 1 großen und 1 Messing Kessel, 1 Kiste und 1 Lahde, worin der Seel. Frauen Kleider und leinen Zeug geleget worden, noch genießen die 3 Söhne aus Tieß Theden Erbe zu Heiderfeld, weil die Seel. Frau eine Tochter aus dem Erbe gewesen, dasjenige was genannten Seel. Frauen aus dem Erbe zu Heiderfeld zukommen kann, und ihr bereits vorhin ist zugeschrieben worden, nach dem Fol.354 protocollirten, Thieß Theden Hausbrief, derweil solches noch unabgetragen und unbezahlt ist. Diesen Söhnen sind der Gewohnheit nach Hinrich Halmschläger in Leetzen und Tieß Theden zu Heiderfeld zu Vormünder konstituiert und verordnet, welche der Kinder Bestes in allen observiren sollen. Der Vater Peter Kock, verspricht seinen 3 Söhnen erster Ehe bey erwachsenen Jahren, wie es sein Zustand alsdann erlauben wird, Selbe á part auszusteuern. Ferner verordnet er, daß nach seinem tödlichen Eintritt einer der 3 Söhne erster Ehe hinkünftig, wan er die Jahre erreicht hat, das Erbe antreten und bewohnen soll. Wan Er aber mit dem Tode abgehen sollte, ehe der jüngste oder einer von den anderen capable ist das Erbe zu bewohnen, soll auf gut finden der Obrigkeit seine künftige Frau auf gewiße Jahre wieder heurathen, und genießt sie also das Abschied, wie es im Kirchspiel gebräuchlich ist.
Uhrkundlich ist dieser Hausbrief am 7. Dec. vorigen Jahres verzeichnet, aber allererst heüte dato auf Signatur Papier expedirt und dem Pfand Protocollo Fol.356 inserirt.
Segeberg, den 2. July 1726. JR.Nottelmann

Die Aussteuer der Mutter teilten sich also ihre drei Söhne. Aber Peter Kock setzte noch einen drauf. Einmal versprach er, sie entsprechend auszusteuern, zum andern hatte er sich zusammen mit seinem Schwiegervater Claus Theden aus Heiderfeld auf den Weg zum Amt Segeberg gemacht, um für seine Söhne aus der Ehe mit Gretje Theden deren Heiderfelder Erbe zu sichern (siehe oben: *und ihr bereits* ***vorhin*** *ist zugeschrieben worden!*). In der Frage des Hufenerben wollte Peter Kock den Fehler seines Vaters nicht wiederholen. Obwohl erst 41 Jahre alt, bestimmte er dazu den jüngsten oder einen der drei Söhne aus dieser ersten Ehe. Auch die Wiederheirat seiner Frau für den Fall seines vorzeitigen Todes gestattete er. Ja, wenn die Obrigkeit es denn für gut befindet.

Bereits als Neunjährige hatte Trinke ihre Mutter verloren. In der Barker Chronik von Inge Kröger heißt es dazu zum Nachlass:

1713 –nachdem Peter Hinz in Bark mit Antje Harders in die 2. Ehe getreten ist, wird vereinbart, daß die beiden Töchter aus der ersten Ehe, Antje und Trina, das Zeug ihrer verstorbenen Mutter behalten sollen.

Als weitere Mitgift aus der Vollhufe fanden 1 Kuh und 1 Starke den Weg von Bark nach Fredesdorf in den Kuhstall von Peter Kock. Diese wirtschaftliche Spritze reichte allerdings bei weitem nicht aus, um Peter Kock zu sanieren. Peter Hinz aber konnte seinem Schwiegersohn kein Geld leihen, er musste sich selber für die Hochzeitsfeierlichkeiten und die Mitgift 100 Mark leihen und dafür seinen Holzteil in Bockhorn verpfänden.

Trin Kock brachte drei Mädchen zur Welt, Antje (1727), Magdalena (1730) und Catharina (1733). Auch sie gab im Alter von 32 Jahren am 26. März 1735 ihr junges Leben hin. Peter Kock war mittlerweile 50 Jahre alt und saß nicht nur mit seinen 6 unmündigen Kindern auf seiner Scholle, sondern auch wieder in pecuniärer Bedrängnis und musste gleich nach der Beerdigung eine neue Geldquelle suchen. Die fand er diesmal in Form von Mündelgeldern, die Vormünder für ihre Pupillen, Halb- oder Vollwaisen, gewinnbringend anlegten, wenn ihnen von Amts wegen nach dem Tode eines Elternteils das von den Kindern geerbte Kapital anvertraut worden war.

So heißt es im Schuldbrief:

N.2 (LS) 8 Schilling - 1735
Ich Peter Kock Halbhufner in Fredesdorf, Amtes Segeberg wohnhaft, thue kund und bezeuge hiermit jedermänniglich, daß ich Hinrich Rolfs, Volhufenern in Kükels, und Hanß Hilbrand Volhufenern in Cremps wahrer wissentlicher Schuld schuldig geworden bin einhundert Mark gut Courant Müntze, als ihren Pupillen seel.: Hinrich Tödten Kindern zugehörig Geld, gegen jährl. Abtrag von vier Mark Zinsen, welche Ostern dieses 1735ten Jahres ihren Anfang genommen, weil ich diese Gelder derzeit schon baar empfangen, und in meinem und der meinigen Nutzen wohl angelegt, dahero der Ausflucht nicht empfangen oder übel angelegten Geldes mich ausdrücklich begebe. Damit nun obgenannte beide Creditores ihrer Pupillen halber desto besser versichert seyn mögen, will ich Ihnen alle meine Haab und Güther beweg- und unbeweglich verpfändet haben, in specie verhypothecire ich Ihnen, nach bester Form Rechtens mein in Besitz habenden halben Pflug Landes an Gebäuden und liegenden Gründen samt aller Gilde Gerechtigkeit auch meine übrige Haab und Güther nichts von allem ausbenommen, also und dergestalt, daheren ich die Summa der Einhundert Mark in der Creditoren sichern Gewahrsam nicht stellete, daß ... Ihnen Creditoribus obspecificirtes Unterpfand anzugreifen und sich daraus ihres Capitals intereshe, Unkosten und erlittenen Schaden zahlig zu machen frey stehen soll.
Es haben aber beide Theile eine halbjährige Loskündigung verabredet, nach welcher das Capital samt etwan angeschwollen intereshe, Unkosten und Schaden wieder erlegt werden soll. Dawieder mich nicht schützen sollen, einige dero Rechten Behelf, indulta, Privilegia und Satzung, wie die bereits erdacht oder künftig am Tage gebracht werden könnten oder möchten. Alles ohne Argelist und Gefährde. Uhrkundlich habe ich diese Obligation vollwissentlich eigenhändig unterschrieben. Geschehen Segeberg, den 29. Juny 1735
in fidem Peter Kock

JR Nottelmann
Protocollirt den 29. Juny 1735

Nach dieser Unterschrift weiß Peter Kock auch, was mündelsichere Anlage bedeutet. Für die Beerdigungskosten hat die Summe wohl gerade gereicht, aber für die Bezahlung geborgten Korns treibt er weitere Mündelgelder auf:

N° 2 (LS) 8 ß 7. Februar 1736
Ich Peter Kock, Halbhufner in Fredestorf Amtes Segeberg wohnhaft, thue kund und bezeuge hiermit für jedermännig, daß ich heute dato Hanß Brohrs zu Heiderfeld und Hanß Tödten zu Fredesdorf, wegen ihrer Pupillen, wahrer wißentlicher Schuld schuldig worden bin, dreißig rthr: gut gangbar Courant Müntze: jährlich mit vier pro Centum zu verzinsen: welche ich richtig empfangen, und in meinen und der meinigen Nutzen, auch zur Bezahlung geborgten Korns voll angelegt, daher der Ausflucht nicht empfangen, oder übel angelegten Geldes mich ausdrücklich begebe. Damit nun obgenannte Creditores.......(Anm.: weiter, wie oben gehabt, mit den Sicherheiten).

Dritte Ehe und Fälligkeit der Mündelgelder

Die dringlichsten Geldlöcher waren gestopft, das Trauerjahr war herum, Peter Kock musste wieder auf Brautschau. Von den besseren Tralauer Böden führte er am 19. Juni 1736 die 19 Jahre jüngere Margretha Rickers zum Altar. Sie war eine Tochter des Vollhufners Hinrich Rickers und hatte eine anständige Aussteuer im Gepäck, wie wir dem Auszug aus Wardierung und Hausbrief entnehmen können:

N.4. (L.S.) 32ß –1736
Nachdem Peter Kock in Fredestorf nach absterben seiner Frauen 2ter Ehe zur dritten Ehe mit Margrete Rickers von Tralau schreiten wollen; als ist die Wardierung deßen halben Erbes durch Claus Theden und Hans Möller in Fredestorf, dato geschehen, und in Gegenwart der beyden Vormünder Jochen Hamdorf in Fredestorf und Peter Hintze in Bark, welche den 3en Kindern aus zweiter Ehe Antje, Lenke und Trinke Kock gerichtlich beeydiget und constituirt, sind folgende Vereinbahrungen gemacht worden (Anm.: In Auszügen):
Das Haußund die Kathe 50,-- rth
4 Pferde zu 24,-- „
2 Kühe á 6 rth und 1 Stark zu 3 rth, welche nicht in der Wardierung kommen können, weil solche nach dem Hausbriefe vom 9. July 1726 Fol.Protocolli 356 den 3en Söhnen erster Ehe verschrieben, und von deren Mutter im Erbe gebracht sind.
2 Starken à 5 rth welche ebenfalls nicht gesetzet werden können, sondern vor den 3en Töchtern 2ter Ehe an statt der von ihrer Mutter im Erbe gebrachten zwei Kühe bestehen bleiben.
2 Bornkälber à 1 rth16ß 2,32 „
9 Schaafe, davon bleiben vor den 3en Töchtern zweyter Ehe 4 unwardiret

im Erbe, übrige 5 Schaafe werden gesetzet zu______________________3,16 „

Summa: 124rth32 ß

Herrschaftliche Restanten werden beim Erbe reserviret

Privat Schulden:

Hinrich Rolfs zu Kükels hat zu fordern vor seine Pupillen
seel.: Hinrich Tödten, Kinder 33rth 16 ß
Hans Brohrs in Heiderfeld fordert wegen Hinrich Hamdorfs Kinder,
daselbst in Vormundschaft______________________30,-- „

133rht 22ß

Gleich wie nun die Vormünder vor den 3ᵉⁿ Söhnen erster Ehe, vor deren Güther, so der Mutter wegen ihnen verschrieben worden, in dem oballegirten Hausbriefe vom 9. July 1726 responsabel bleiben und antworten müssen. So nehmen gegenwärtige Vormünder vor die 3 Töchter anderer Ehe der Seel: Frauen im Erbe gebrachte Güther, außer den bereits aus der Wardierung gebliebenen 2 Starken und 4 Schaafe in guter Aufsicht und Verwahrung, bestehend in 1 Kiste , 1 Lahde, worin der seel: Frauen Kleider und Leinenzeug geleget worden, wie auch 1 Kessel, 1 Grapen, 2 zinnerne Kannen, 1 dito Butterfaß, 1 Bette Decke, 1 Unterbett und ein Pöhl und 5 Bettlaken, 2 Hengen und 3 Fleken, worüber fleißige Aufsicht von den Vormündern gehalten wird, daß es den Kindern zum Besten verwahret werde. Sonsten ist noch 1 Bette von der seel:Frauen 2ᵗᵉʳ Ehe vorhanden, welches aber in Gebrauch und nicht entbehret werden kann, aus Mangel mehrerer Betten. Peter Kock, als Vater, gibt diesen 3 Töchtern künftig, wan Er das Vermögen hat, davor ein neues Bette, und behält der Nothurft wegen dieses zu der unmündigen Kinder Gebrauch, gestalt sonsten den Kinder nichts zuzuschreiben stehet, weile das Erbe wie vorher zu ersehen in Schulden vertieft ist.
Die itzige Braut und künftige Frau bringt mit im Erbe, so sie bei Sterbfällen vor sich behält, und sodan vorab nimt 1 Pferd, und 1 Kuhe, 1 Schaaf mit 1 Lam, 4 Eesels, 20 rth in baarem Geld, 1 zinnern Kanne, ihre Kiste und Lahde mit ihre Kleider und leinen Zeug. Gleichwie nun dieselbe die von zweyen Ehen im Erbe vorhanden 6 Kinder vor die ihrige annimmt und als einer treüen Mutter gebühret, pfleget, versorgen hilft und allem Guten zuführet, und sich gegen dieselbe als einer leibl: Mutter bezeige. So soll auch dieselbe nach gegenwärtig gemachter Vereinbarung mit ihrem künftigen Mann, wenn Sie zum Abschied ziehen wollen, das volle Abschied, nach seinem Tode ebenfalls das volle Abschied in allen Stücken wie es vorher vom Erbe ist gegeben worden, genießen, gestalt der künftige Annehmer derselben alle Dienste, so den Alten aufm Abschied gebühret auch leistet.
Deßen zum uhrkunde ist dieser vom 16. Juny dieses Jahres verzeugenter Wardierungs- und Hausbrief dato auf Signatur Papier gesetzet, und dem Pfand Protocollo Fol:624 inserirt.
Segeberg d. 27 July 1736

Lange Ruhe hatte Peter Kock vor seinen Geldgebern nicht. Vor allem die Mündelgelder wurden fällig, als die Pupillen volljährig wurden. Aber wie die obige Wardierung zeigt, hatte Peter Kock mehr Schulden als eigenes Rindvieh im Stall,

das mit der Hälfte der Schafe den Kindern aus der Mitgift der Mütter gehörte. Im Jahre 1742 machte sich bezahlt, dass er seine dritte Frau von einer Vollhufe auf ertragreichem Boden geheiratet hatte. Sein Schwager Hans Rickert aus Tralau konnte ihm diesmal aus der Patsche helfen.

N°3 C6tus 16 ß – d.5. April 1743
Ich zu Endes untergeschriebener Peter Kock , Halbhufener in Fredestorf, uhrkunde und bekenne hiermit, für mich und meine Erben, daß Hanß Rickert, itzo in Tralau sich aufhaltend, auf mein Ansuchen mir Baar angeliehen und vorgestrecket hat, die Summe von 50 schreibe Fünfzig Rthl., gut gangbahr Currant Geld. Und wie ich dieses Geld richtig und baar empfangen und zu Abtragung meyner bey Hinrich Hamdorfen Stiefkinder in Heyderfeld laut Obligation gehabten und sonstigen Schulden, richtig und Baar wieder angelegt habe. So begebe mich hierdurch der Ausflucht des nicht empfangenen noch in meinen Besten nicht wiedergeflossenen Geldes. Gernde, gelobe und verpflichte mich denn nach Kraft dieses für mich und meinen Erben, gedachte Fünfzig Rthl., so lange selbige bey mir zinsbahr stehen bleiben à jährlich mit Vier pro Centum von Martini 1742 anzurechnen, zu verzinsen..................... So geschehen Segeberg den 5ten April 1743.
in fidem Peter Kock *H.Bornholt*

(Löschungsvermerk)
Creditor hat coram Protocollo declariert, daß ihm nebenbenandte Forderung völlig bezahlete dahero solche im Protocollo getilget und die Obligation cashiert worden: Actum Segeberger Amt-Stube 8. May 1750.
Stemann

Aber um seinen Finanzhaushalt einigermaßen ausgeglichen gestalten zu können, muss sich Peter Kock noch zweimal Geld borgen, 1746 sind es 100 Mark Lübisch Currant Geld beim Vollhufner Casper Harm in Kükels und 1750 nochmals 200 MarkL gut gangbar Courant Geld, wieder bei Casper Harm, der sich mittlerweile auf seinen Abschied zurückgezogen hat. Offenbar mussten entweder die ersten 100 Mark oder aber die zweiten 200 Mark ein noch dringlicheres Loch in der Kasse stopfen, denn in beiden Fällen wurde der gleiche Zweck in den Schuldbrief eingetragen:
Und wie ich dieses Geld richtig und baar empfangen, und zu Abtragung meiner anderweit, und zwar bey Hinrich Rolfs in Kückels und Hans Hilbrand in Cremps Tutoris nomine seel: Hinrich Tödten Kindern, vermöge protocollirter Obligation vom 29ten Junii 1735 gehabten Schulden, nützlich und wohl wieder angeleget habe.
Aber Peter Kock wird seinen Geldgebern gerecht, so heißt es im Löschungsvermerk der letzten Obligation:
Anno 1760 den 6. May hat Casper Harm coram Protocollo declarirt, die ihm hieraus zuständig gewesenen zweihundert Mark cum omni causa richtig erhalten zu haben, dahero auf dessen Verlangen solche 200 Mk im Protocollo deliret worden. Actum Segeberger Amtstube anno die ut supra.

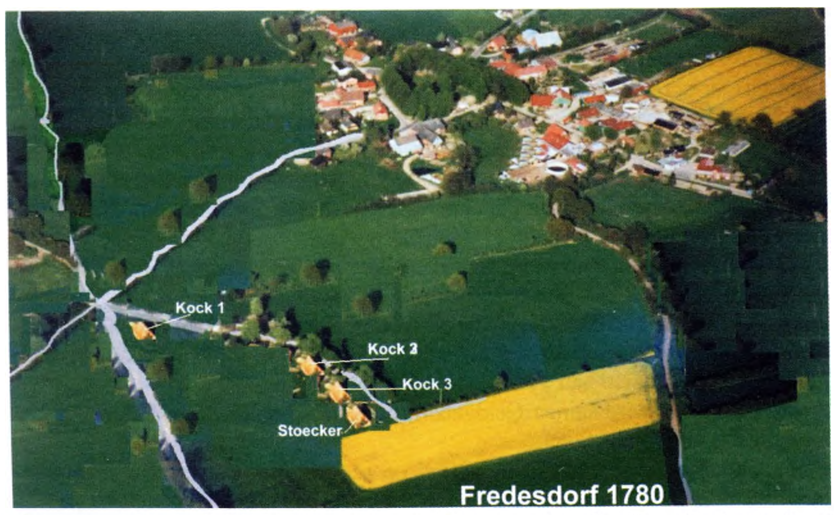
Die Aussteuerung der Kinder und das Instenproblem

Peter Kock hatte dreimal die Tochter eines Vollhufners ins Haus holen können. Ob er bei seinen Schulden und der Vielzahl der Kinder auch bei deren Heiratsvermittlung nach dem standesgemäßen Motto „Hufe zu Hufe" verfahren konnte oder doch eher nach „Lütt bi Lütt" verfahren werden musste, wollen wir etwas näher beleuchten.

Ob es richtig war, den Erstgeborenen zum Stammhalter zu küren, darf im Nachhinein bezweifelt werden. Doch davon später mehr.

Die beiden anderen Söhne erster Ehe heirateten eine Tochter des Halbhufners Johann Holtorp, zwei Häuser weiter. Dieser hatte keine Söhne, so dass hier durch Einheirat eine gute wirtschaftliche Basis geboten wurde. Hinrich Kock heiratete Maria Holtorp, wurde nach deren Ableben für 20 Jahre mit seiner zweiten Frau Setzwirt auf der Halbhufe, ehe er an seinen Sohn Hinrich aus der Ehe mit Maria Holtorp übergeben musste. Claus Kock heiratete Maria Holtorps Schwester Margret. Dieses sollte sich im Nachhinein als gute Wahl erweisen, denn mit dem Background von zwei Brüdern als Halbhufenbesitzer würde es ihm nicht zu schwer fallen, sich um eine Anbauerstelle zu bewerben.

Von den drei Mädchen der zweiten Ehe starb Catharina bereits im zarten Alter von fünf Jahren. Die beiden anderen standesgemäß zu verheiraten, fiel offenbar schwer. Antje wurde an den Insten Clas Stoecker aus Todesfelde verheiratet, der sich ebenfalls später um eine Anbauerstelle bewerben sollte. Bei der Heirat von Magdalena und dem Witwer Hinrich Hintz aus Bark dürften wohl Peter Kock und sein Schwiegervater Peter Hintz entscheidend nachgeschnackt haben, war doch



Eine retuschierte Luftaufnahme neueren Datums zeigt deutlich die Lage der 4 Anbauerstellen 800 m vom Dorfkern entfernt.

Hinrich Hintz ein Sohn aus der zweiten Ehe von Peter Hintz, mithin der Halbbruder von Magdalenas Mutter Trin Hintz.

Aus der 3. Ehe mit Margretha Rickers gingen 5 Söhne hervor, Johann Hinrich (1737), Peter (1739), Detlef (1742) und die Zwillingsbrüder Friedrich und Jochim (1745). Peter Kock war 60 Jahre alt, als er Vater der Zwillinge wurde. Im Jahre 1765 starb er, alle 5 Söhne noch unverheiratet. Da es auf der Hufe nichts zu erben gab, konnten sie auf keine gute Partie hoffen und mussten sich als Insten ihr saures Brot verdienen.

Aber Peter Kock dürfte die Vorbereitungen für die große Landreform, die Verkoppelung, in Fredesdorf noch mit angeschoben haben. Die stetig zunehmende Zahl an Insten war natürlich auch vom Königshofe in Kopenhagen als Problem erkannt, so dass zur Besserung der wirtschaftlichen Lage der Tagelöhner und Gelegenheitsarbeiter die Gemeinden angewiesen wurden, neben der Einfriedigung der nun privaten Ackerflächen und der Auflösung der Allmende Nebenerwerbsstellen, sogenannte Anbauerstellen, mit etwas Land, Moor und Baugrund auszuweisen, für die sich Insten bewerben konnten. In Fredesdorf waren dies vier Anbauerstellen auf dem eingangs erwähnten „Barch“. Prädestinierte Bewerber für diese kleinen Landstellen waren Abkömmlinge von Peter Kock. Auf drei Halbhufen hatte ein Kock das Sagen, die mithelfen konnten, dass Baumaterial aus dem Wald, Hand- und Spanndienste von der Hufe zum Transport des Materials und für Feldarbeit an Wochenenden, auch Kälber, Ferkel, Kleinvieh, Arbeitsgerät und Saat für Acker und Garten für die weichenden Erben zur Verfügung standen.

So war denn auch bei allen vier Bewerbungen um eine Anbauerstelle jeweils ein Kock dabei:

1. Anbauerstelle: Detlef Kock und Anna Drews
2. Anbauerstelle: Friedrich Kock und Christina Margaretha Gumm
3. Anbauerstelle: Hinrich Kock und Witwe Elsabe Drews, geb. Kock
4. Anbauerstelle: Clas Stoecker und Antje Kock

Zwischen 1778 und 1780 waren Anträge, Beurteilung der Supplicanden und Bescheide über die Genehmigung für die Anbauerstellen 2-4 bearbeitet. Die wüste Stelle 1 blieb 10 Jahre vakant. So lange Bedenkzeit brauchte offenbar der Dorfhirte Detlef Kock, der in dem festen Glauben daran, dass Hirten immer benötigt würden, bei seinen Kühen auf der Heide offenbar mehr dem Tirili der Feldlerchen gelauscht hatte als dem Gerücht, dass die Dorfhirten alsbald nicht mehr gebraucht würden, wenn jeder Hufner in Eigenverantwortung seine Viehweiden würde einzäunen müssen. Erst als ihm nicht nur der Job, sondern auch die Behausung für den Dorfhirten gekündigt wurde, geriet er in Panik und wandte sich als Bittsteller in Schriftform an die Obrigkeit.

Hoch- und Wohlgebohrner Herr, Hochgebietender Herr Conferenz Rat,
Ritter und Amtmann, Gnädiger Herr
Ew. Hoch- und Wohlgebohrner bin ich gedrungen ganz unterthänig vorzulegen, wie ich bereits 17 Jahre zu Fredesdorf als Hirte gewesen bin und durch diesen Dienst meiner Frau und 5 Kindern den dürftigen Unterhalt zu verschaffen gesucht habe.

Die Dorfschaft hat mir nun den Dienst aufgekündigt, indem sie keinen Hirten mehr braucht, und meine bisherige Wohnung die Hirtenkathe ist auch verkauft und ich soll sie zu Maitag schon räumen. Dadurch komme ich außer Brod und auch außer Wohnung. Denn hier, wo ich so lange Jahre gewesen und auch geboren bin, kann ich nun nicht einmal mehr unterkommen, weil alle Wohnungen besetzt sind und keine mehr für mich offen ist. In dieser meinen großen Noth war ich im Begriff, Ew. Hoch- und Wohlgebohrnen meinen tiefen Kummer mündlich vorzubringen und von Hochdenenselben gnädige Hülfe zu erflehen; ehe ich aber dazu kam, begegneten mir Dorfs-Eingesessene, denen ich mein Vorhaben entdeckte und ihnen meine dringende Umstände nochmals vorstelte. Das Gefühl der Menschen Liebe ward bey ihnen rege, und sie versprachen, mir gern beyzustehen. Ihr Vorschlag aber ging dahin, daß sie es gerne sähen, wenn ich die dort noch befindliche eine wüste Anbauer Stelle annehmen wollte, und mir darauf ein so genanntes Backhaus erbaute. In Ansehung meiner dürftigen Umstände aber wolten sie sich bestreben, und auch Andere, die es thun könnten, dazu bereden, mir so viel Bauholz zu geben, als zu diesem kleinen Bau erforderlich sey, überdies mit Fuhren und auf andere Art, so viel ihnen möglich wäre, unentgeldlich beyzustehen. Diese genannte wüste Stelle ist nun zwar klein und gegen die bereits besetzten drey Stellen sehr schlecht, deswegen sich auch bisher kein Liebhaber dazu gefunden hat, allein mir armen Manne wäre doch einigermaßen damit geholfen, wenn ich dadurch zu einem kleinen Eigenthum für mich und meine Familie gelangen könnte und da dies mein zeitliches Glück von Ew. Hoch- und Wohlgebohrnen hohen Gnade hauptsächlich abhängen wird; so nehme zu Hochdenenselben ich ganz unterthänig meine Zuflucht, mit der ehrerbietigsten Bitte, ob EW. Hoch- und Wohlgebohrnen nicht gnädig geruhen wollen, mir die bey dem Dorfe Fredesdorf noch befindliche kleine Anbauer Stelle hochgeneigt zum Eigenthum zu schenken, ohne daß ich solches Allerhöchsten Orts suchen dürfe.
Wenn aber diese meine submisheste Bitte nicht Statt finden könnte, und ich Allerhöchsten Orts darum Ansuchung thun müßte; so unterwinde ich mich doch Hochdieselben ganz unterthänig um die Erlaubnis zu bitten, daß ich meine unzureichende Supplic auf ungestempelten Papier übergeben möge, mit der ganz unterthänigen Bitte, Ew. Hoch- und Wohlgebohrnen wollen hochgeneigt und gnädig geruhen mir das dazu nöthige Testimonium paupertatis ertheilen zu lassen und mein allerunterthänigstes Gesuch, zu dessen Erlangung, mildest zu unterstützen.
Ich getröste mich gnädiger Erhörung meiner allersubmishesten Bitte und ersterbe in tiefster Devotion. -- Fredesdorf, den 19ten April 1788. –
Unterthänig gehorsamster Knecht Detlef Kock

Diese erste ‚Supplic' war offenbar unzureichend, denn ein viertel Jahr später ergeht ein Bittschreiben direkt an die Königl. Majestät mit denselben Argumenten, aber noch devoter gehalten. Unter anderem heißt es da:
...und dies ist die allerunterthänigste Bitte, die ich deshalb zu Ew. K. M: geheiligtem Thun bringe mit fußfälligstem Flehen...

Allerdings erreichten den Königshof wohl eine ganze Reihe solcher Bittbriefe, denn erst 2½ Jahre nach Eingabe erhielt Detlef Kock von der Königlichen Rentekammer in Kopenhagen endlich den förmlichen Bescheid einer Überlassung der Anbauerstelle und über die ergangene Einnahme-Order, in Ansehung des Kathenthalers an die Segeberger Amtstube. Und erst 1807, als Detlef Kock die Anbauerstelle seinem Sohn Peter übertragen will, wird sie ihm als sein Eigentum bestätigt.

Wie ging es weiter auf den vier Anbauerstellen?

Stelle 1: 1854 kaufte Hans Hinrich Herrmann Rohlfs die Stelle 1, richtete einen Hökerladen ein und betrieb eine handbetriebene Grützemühle. Auf diese Weise kam Geld ins Haus, das den Landzukauf für einen bis in die siebziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts lebensfähigen Familienbetrieb ermöglichte. Als das Haus Ende der Neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts abbrannte, ging auch die Grützemühle in Flammen auf. Die Töchter Minna und Marie sollen dabei verständlicherweise ein lautes Juchhei ausgestoßen haben, ihnen oblag nämlich das Drehen der Mühle.



Die Südseite der Anbauerstelle 2



Die Ostseite mit der Balkeninschrift

Stelle 2: Der Urenkel des Gründers Friedrich Kock, Johann Christian Finnern, emigrierte 1894 mit seiner Frau und sieben Kindern nach Iowa/USA, dem gelobten Land vieler Amerikaauswanderer aus Schleswig-Holstein.

Stelle 3: Die Drews-Kate blieb für alle ihre Besitzer eine Nebenerwerbstelle für Tagelöhner, Tischler oder Schneider.

Stelle 4: Vierter Besitzer wurde durch Kauf im Jahre 1839 Hans Friedrich Prosch, dessen Erbe Johann Hinrich Prosch 1884 mit seiner Familie ebenfalls nach Iowa/USA auswanderte. Die nächsten Besitzer bauten diese Anbauerstelle durch Landzukauf zu einem Familienbetrieb aus.

Wo blieb in Fredesdorf der Name Kock

Hans Kock, erster Sohn aus Peter Kocks erster Ehe, heiratete 1750 die Vollhufnerstochter Gretje Kraft aus Wahlstedt. 1751 wurde der Sohn Peter geboren, der aber nur 10 Wochen lebte. Der zweite Sohn wurde 1753 auf den Namen Hinrich getauft. Aber der Mann mit dem Knochenarm hielt noch öfter Einkehr bei dieser jungen Familie. 1759 wurde der Vater, Halbhufner Hans Kock, 12 Tage nach

seinem vierzigsten Geburtstag in seinem Hause aufgebahrt, noch ein Jahr bevor dessen Vater Peter mit achtzig Jahren auf dem Segeberger Friedhof zur letzten Ruhe gebettet wurde.

Gretje Kock saß nun mit ihren beiden kleinen Kindern allein da. Und mit einem Haufen Schulden, 35 Positionen finden sich bei der Wardierung auf der Seite der privaten Schulden. Auf ganze 4 Reichsthaler wird seine persönliche Habe taxiert, darunter eine Hose, welche nichts wert, und ein Kittel, welcher gar nichts wert. Ein Jahr später bei der Niederschrift von Wardierung und Hausbrief war aber schon die Ehe mit Hans Grund aus Bebensee arrangiert. Aus diesem Vertrag vom 12.12. 1759 ein paar Auszüge:

Und hat die Witwe Gretje Kock in Gegenwart ihres constituirten Curatoris Hans Hamdorf aus Fredesdorf und ihrer beiden Kinder Vormünder solches Inventarium folgendergestalt anheute beeidigt:

Ich Gretje Kock schwere hiermit einen körperlichen Eid, daß ich alle meines verstorbenen Ehemannes Hans Kocks nachgelassenen beweg- und unbewegliche Güter, ausstehende Forderungen, baare Gelder, imgleichen die auf dem Nachlas haftenden Schulden, soviel wie wissend, richtig angegeben, und auch von allen mir zum Nuzzen und meinen unmündigen Kindern zum Schaden vorsetzlich nichts verschwiegen habe. So wahr helfe mir Gott und sein heiliges Evangelium...

Bei sochen Umständen ist die nachgelassene Witwe nicht verbunden ihren unmündigen Kindern väterlichen Nachlasses halber etwas auszuweisen und zukommen zu lassen. Zumittelst haben der beiden unmündigen Kinder Vormünder, Hinrich Kock (Anm.: Bruder von Hans Kock) *aus Fredesdorf und Claus Brors Bauervogt aus Heiderfeld um die Hufe für die Kinder erster Ehe zu conservieren mit der izzigen Witwen und derselben Bräutigam Claus Grund aus Bebensee, folgendes verabredet und geschlossen:*

1. Vidua und derselben Bräutigam Claus Grund treten die halbe Hufe izzo gleich an, und bezahlen die auf solcher haftende obenbenannte zweihundert und achtzig Reichsthaler 40 Schilling Schulden an beikommenden Creditoribus...

4. Die Witwe und deren Bräutigam und künftiger Ehemann Claus Grund bewohnen von Lichtmessen Anno 1759 anzurechnen, die halbe Hufe zwanzig Jahre; und wenn solche verflossen: so begeben dieselben sich aufs Abschied; welches Abschied dieselben und zwar so lange einer von ihnen lebet, ganz genießen sollen. Sollte es aber sich zutragen, daß das Abschied nach abgelaufenen 20 Wohnjahren von Abschiedsleuten nicht frey wäre: so werden die Wohnjahre auf der halben Hufe so lange verlängert, bis gedachtes Abschied bewohnt werden kann.

5. Die halbe Hufe bekommt des verstorbenen Hans Kocken Sohn, namentlich Hinrich, nach geendigten Wohnjahren und nach landüblicher Taxation: und bezahlet alsdann an Claus Grund und dessen Erben die mehrbezahlten Schulden, so gegenwärtig über der Nuzzung zu 91rth2ß sich anlaufen. Sollte aber besagter Hinrich Kock vorhero mit Tode abgehen, und aus Claus Grunten Ehe ein Sohn erzielet werden: so erhält auf solchen Fall dieser Sohn solche ½ Hufe, in Mangel eines Sohnes aber dieser Ehe, solle die Hufe an der Tochter erster Ehe, namentlich Gretje Kock, und zwar auf gleiche Art, wie solche deren Bruder Hinrich izzo zuge-

schrieben worden, kommen.

7. Die erforderliche Tutel- und Inventirungs- auch andere dieses Contracts halber zu erlegende Gebüren will Annehmer der Hufe Claus Grund einseitig berichtigen. Vorstehendes geloben allerseits Teile fest und unverbrüchlich zu halten, und nachzukommen: bei Verpfändung ihrer Güter. Alles sonder List und Gefährde. Urkundlich sämtlicher Contrahenten eigenhändiger Namens- unterschrift. So geschehen Segeberger Amtstube d. 20ten October 1759.

Gretje + Kocken eigene gezogenes Namenszeichen.
Hans X Hamdorf als Curatoris eigenhändiges Creuz.
Claus Cr Grunds eigenhändiges Merlzeichen.
Hinrich Kock und Claus Brors als Tutores

Keine vier Jahre dauert die Setzwirtschaft des Claus Grund. Er stirbt am 5. August 1763, am 29. Juni 1764 auch der Erbe Hinrich Kock. Somit rückt mit acht Jahren Margaretha Kock als Erbin nach. Neuer Setzwirt wird Jacob Steenbock aus Todesfelde. Er steigt ein in den Setzkontrakt von Claus Grund, wie das Schuld und Pfandprotokoll zeigt:

Solte Jacob Steenbock mit seiner jetzigen Ehefrauen einen Sohn erzielen, so soll dieser die ½-Hufe erben so als mit Grund als Vorwirth der Hufen verabredet worden, und falls solches nicht ist, so bleibet die Tochter erster Ehe Gretje Kocks bey der Hufen.

Gretje brachte von beiden Setzwirten keinen Sohn zur Welt, sie stirbt nach kurzer dritter Ehe am 13. Juni 1767. Jacob Steenbock heiratete ein halbes Jahr nach Gretjes Tod Catharina Tegen aus Wittenborn.

1782 wurden durch die Heirat von Margaretha Kock und Hans Jürgen Böttger die Voraussetzungen geschaffen, dass auf der Stammstelle der Kock wieder Kocksches Blut in den Adern des Hufenbesitzers fließen konnte. Ihnen wurde 1787 ein Sohn geboren, den sie auf den Namen Hans taufen ließen. Die Wohnjahre von Jacob Steenbock waren längst zu Ende, als 1789 mit Hans Jürgen Böttger ein Setzkontrakt verabredet und besiegelt wurde.

Im Überlassungs- und Annehmungskontrakt vom 25.Februar 1824, heißt es:

Nach solchem hat die Wittwe Halbhufen-Besitzerin Margaretha Böttger, geb. Kock cum cur. const: ½ Hufner Jochen Hinrich Rickert in Fredesdorf, diese Halbhufe cum pert. an ihren leiblichen Sohn und alleinigen Erben Hans Böttger abgetreten und überlassen.....

Am 18. Juli 1823 hatte Hans Böttger seine Braut Katharina Margarethe Dankert geheiratet, zeugte die Kinder Hans Hinrich und Margretha und verschied im Alter von 44 Jahren zu Silvester 1831. Wiederum musste für die Zeit der Minderjährigkeit des Erben ein Setzwirt gesucht werden. Katharina Margarethe heiratete am 6.Nov. 1832 Jochim Hinrich Gosch aus Todesfelde. Mit den Vormündern der Kinder wurde 1833 ein Setzkontrakt auf Martini 1848 abgeschlossen.

Mit Hans Hinrich Böttger wuchs offenbar ein starker Charakter heran, besser geschult und von forscherer Natur. Im Jahre 1848 wurde er am 24. Mai volljährig, und einen Tag vor Martini, am 10. November, wurde ihm die Halbhufe cum pertinentiis et inventariis übertragen. Eine Woche später heiratete er die Nachbarstoch-

ter Anna Margaretha Möller. Vier Töchter und zwei Söhne wurden ihnen geboren. Als Margaretha 1862 starb, machte er nicht wie Peter Kock einen Sohn erster Ehe zum Erben. Dazu bestimmte er seinen Sohn August, ältestes von 7 Kindern aus seiner 2. Ehe mit Katharina Rickerts aus Leezen, die er am 6. November 1863 ehelichte. Ob das ein Grund mit dafür war, dass sein jüngster Sohn Fritz aus seiner ersten Ehe nach Amerika auswanderte, bleibt Spekulation. Hinrich blieb ein Mann der Tat. 1871 kaufte er die in Konkurs gegangene Bauernvogtshufe von der Ehefrau Anna Sophia Koop verw. Tödt geb. Lemke für 6325 Taler, gegen Leistung des für Thies Lemke protokollierten Altenteils und Übernahme der unprotokollierten 408 Taler und Alimente. In neun Verträgen wurde der Wiederverkauf von weniger gutem Land und Moorteilen von dieser Hufe besiegelt, so dass er am Ende eine wirtschaftlich sanierte Hufe mit gut sortierten Ländereien für nachfolgende Generationen hinterlassen konnte.

Nach August (13.Gen.), Wilhelm (14.Gen.) und Hans-Erich Böttger (15.Gen.) bewirtschaftet nun Frank Böttger in der 16. bekannten Generation das Erbe seiner Väter, in deren Adern seit mindestens 500 Jahren das Blut der Kocken fließt.

Den Namen Kock allerdings findet man in Fredesdorf nach dem Tode von Detlef Kock im Juni 1873 nur noch im Querbalken über der großen Dielentür in der Kock/Finnern-Kate.

Quellen:
Kirchenbücher des Kirchenbuchamtes Segeberg
Archivalien des Landesarchivs in Schleswig

Ina Minner, Bochum

Ludwig Ross (1806-1859) – ein Holsteiner in Griechenland


Ludwig Ross, um 1842

Im Jahr 2006 jährt sich zum 200. Mal der Geburtstag von Ludwig Ross. Hinter diesem Namen verbirgt sich die Persönlichkeit eines der bedeutendsten deutschen Archäologen mit internationaler Wirksamkeit, dem die Fachwelt erst in den letzten Jahren wieder die Aufmerksamkeit zukommen lässt, die ihm als einen der Gründerväter der modernen klassischen Feldarchäologie gebührt. Daneben aber ist die Biographie von Ludwig Ross von allgemeinem Interesse, bewies er sich doch als wahrer Weltbürger. Seine Heimat aber lag in Holstein. Hier verbrachte er seine Kindheit, Jugend und Studienjahre, bevor er auszog, um in Griechenland eine Karriere wie wenige andere zu machen. Wie konnte das geschehen?

Kindheit und Jugend in Holstein

Das Licht der Welt erblickte Ludwig Ross am 22. Juli 1806 auf dem zu Depenau gehörigen Gut Horst. Es befindet sich bis auf den heutigen Tag in unmittelbarer Nachbarschaft von Gut Bundhorst, auf dem Ludwigs Mutter Juliane Auguste, geb. Remien, aufgewachsen war. Über ihre Familie ist wenig bekannt. Seit etwa 1800 gehörte der große Hof Louis Vidal, einem in Hamburg lebenden Kaufmann spanischer Abstammung. Es ist davon auszugehen, dass die Eltern Remien das Gut für ihn verwalteten und bewirtschafteten. Hier traf Ludwigs Mutter Juliane ihren zukünftigen Ehemann Colin Ross jun., den Schwager des Gutsherren Vidal, der mit Colins Schwester Sophie die Ehe eingegangen war. Colin Ross jun. entstammte einer schottischen Familie, die erst eine Generation zuvor nach Hamburg eingewandert war. Sein Vater war Arzt in der exterritorialen englischen Faktorei und erarbeitete sich alsbald einen guten Ruf als *„kühner Operateur"*, wie Ludwig Ross es später bezeichnete. Entgegen den Bestrebungen seiner vier Brüder, die die kaufmännische Laufbahn einschlugen, zog es Colin Ross jun. zunächst zur See. Dennoch besuchte auch er stattdessen die Handelsschule in Magdeburg, bevor er sich schließlich für die Landwirtschaft entschied.

1801 übernahm Colin Ross mit Hilfe seines Vaters den besagten Meierhof Horst. Nicht nur für Ludwig, sondern auch für seine Schwestern Sophie, Doris und Elisabeth stand hier das Geburtshaus. 1810 aber erwarben die Eltern Gut Altekoppel bei Bornhöved, wo die Familie seither lebte. Sieben weitere Kinder, fünf Jungen und zwei Mädchen, kamen hier zur Welt.

„Es giebt wohl auf der ganzen weiten Welt keinen friedlicheren, keinen eigenthümlicheren Ort, als jenen kleinen Hof Altekoppel", beschrieb Ludwigs Schwägerin Helene in einem Gedenkbuch über ihren Ehemann Charles (*1816) das Umfeld, in dem die Kinder aufwuchsen. *„Hat man von Bornhöved kommend, den Weg zwischen Reddern in tiefem Sande auf pfeifenden Wagenrädern zurückgelegt und biegt man nun links in die Pforte ein, so ertönt Hundegebell unten im Thale, die blanke waldumkränzte Wasserfläche des Schierensees zeigt sich dem Blick – da unten liegt der stille Hof, das kleine strohgedeckte, mit Rosen und wildem Wein überwachsene Elternhaus mit dem domartigen, hochstämmigen Buchenwald dicht dahinter […] Der kleine Bach 'die Aue' läuft am Rande des Buchenwaldes hin von Weiden und Schilf überwachsen und verbindet die zwei nahen Seen: den Schierensee und den noch eigentümlicheren Fuhlensee, auf dessen Wasserfläche zahllose Möwen und Wasserhühner ihr Wesen treiben."*

Als ältestem Sohn der elf Geschwister fiel Ludwig sowohl ihnen gegenüber als auch für den elterlichen Hof eine besondere Verantwortung zu, in dessen Geschäftsgänge der Vater den Jungen bald einbezog. Mit sechs Jahren bekam Ludwig ein kleines schwarzes Pferd geschenkt, auf dem er für die Mutter Besorgungen im benachbarten Preetz erledigte und seinen Vater in der Erntezeit auf die Felder begleitete. Schon früh wurde er zu dessen Ansprechpartner, der den Jungen auch auf Geschäftsreisen mitnahm und ihm die Führung der Knechte und Mägde während seiner Abwesenheit übergab. In seiner höflichen und freundlichen Art war Ludwig dem Vater dabei oft zu sanft, wofür dieser ihn heftig zurechtwies. Lieber flüchtete sich der empfindsame Junge vor der Verantwortung in einen mächtigen Kirschbaum am Schweinestall. Dort erledigte Ludwig in Ruhe seine Schulaufgaben und widmete sich dem Lesen. Er war wissbegierig und verschlang alle Bücher, die er erhaschen konnte.

Trotz der sich zunehmend verschlechternden wirtschaftlichen Situation, entschlossen sich die Eltern, ihrem Sohn die bestmögliche schulische und universitäre Ausbildung zukommen zu lassen. Zuerst besuchte Ludwig also die Dorfschule in Wankendorf. Zusätzlich wurden die Altekoppeler Kinder von Fräulein Johannsen, der Gouvernante, unterrichtet. Schweren Herzens schickte die Mutter ihren 12-jährigen Sohn schließlich auf die Gelehrtenschule nach Kiel, wo er bei seiner Tante Elisabeth Simons wohnte. Aufgrund des landesweit guten Rufes, den die Plöner Gelehrtenschule unter dem Rektorat von Nikolaus Gotthilf Bremer genoss, absolvierte Ludwig die Prima anschließend dort. Ross' Schulzeit fiel in die Phase der Schulreform in Holstein, die nicht zuletzt die praktische Umsetzung des neuhumanistischen Bildungsideals verfolgte, das seit der Jahrhundertwende immer größere gesellschaftliche Relevanz zeigte. So umfasste das Fächerangebot in Plön die Sprachen Latein, Griechisch, Hebräisch, Dänisch und Französisch. Rechnen,

Kunst, Psychologie, Philosophie, Geographie und Geschichte ergänzten den Lehrplan. Mathematik, Naturlehre und -geschichte sowie Technologie und Anthropologie standen anteilmäßig gegenüber den alten Sprachen daneben deutlich zurück.

Wenngleich Ludwig Ross während der Schulzeit keine erkennbaren Vorlieben entwickelt hatte, bildete der Unterricht eine solide Basis für ein Philologiestudium. Dies belegte Ludwig nicht sofort, sondern schrieb sich zunächst für Medizin ein, merkte jedoch schnell, dass er dafür ungeeignet schien. Denn bei der ersten Sektion, der er beiwohnte, heißt es, fiel er in Ohnmacht. „*... Lebensprinzip ist mir von Jugend auf der Trieb zu historischen Erfahrungswissenschaften gewesen*", versuchte Ross 1839 in der Rückschau auf sein Leben den endgültigen Entschluss für ein Philologiestudium zu begründen. Da das Studium im Gegensatz zum schulischen Unterricht nicht an Curricula gebunden war, besaß Ross die Freiheit, eigene Schwerpunkte zu setzen. Neben der Beschäftigung mit den klassischen Autoren und ihrer Sprache, widmete er sich in hohem Maße geschichtlichen Themen. Allen voran folgte Ross dabei dem Historiker Christoph Dahlmann, der in der schleswig-holsteinischen Bewegung in Folge der Napoleonischen Kriege eine maßgebende Rolle gespielt hatte.

Ross beendete sein Studium am 16. Mai 1829 mit einer Disputation *De Aristophanis Vespis*. Wählte er hier bereits eine Komödie des Aristophanes, die er zuvor bei Dahlmann behandelt hatte, zeigte sich dessen Einfluss insbesondere in der Tatsache, dass Ross in den folgenden zwei Jahren eine *Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein bis auf den Regierungsantritt des Oldenburgischen Hauses* verfasste. Damit wollte er Aufklärungsarbeit leisten, um Bauern, Handwerker und Gewerbetreibende an das Bewusstsein über eine gemeinsame Geschichte der beiden Herzogtümer heranzuführen. So behandelte Ross den Zeitraum vor dem Antritt Christian I. von Dänemark 1460, da erst danach die zunehmende Zerstückelung der beiden Herzogtümer in unterschiedliche Herrschaftsgebiete begann, welche langfristig zur schleswig-holsteinischen Frage führte.

Entscheidende Jahre in Kopenhagen

Gelegenheit, sich mit der vaterländischen Geschichte auseinander zu setzen, wie Ross sie empfand, gab ihm die Anstellung als Hauslehrer in der Familie des Kaufmanns Gotschalk in Kopenhagen. Damit folgte Ross dem typischen Werdegang eines jungen Gelehrten, der weiterhin seinen Studien und schöngeistigen Ambitionen nachgehen wollte, während er auf eine angemessene Anstellung wartete. In welche Richtung diese gehen sollte, war Ludwig Ross am Ende seines Studiums nicht klar. Die Politik konkurrierte mit der klassischen Philologie. Eines musste der 23-Jährige jedoch bald erkennen. Der Lehrerberuf eignete sich für ihn nicht. „*Wie der ältere Johannsen* [Dieser hatte ihm die Anstellung vermittelt.] *sich es möglich gedacht hat, dass einer das leisten könnte, was man hier von mir erwartete, begreife ich nicht [...] Ich fand hier vier erudiendos, deren jeder im Französischen seine eigne, von den anderen sehr verschiedene Stufe einnahm; im Englischen standen sie auf drei verschiedenen Stufen; im Deutschen waren die beiden jüngsten noch ziemlich ungelenk. Daneben sollte nun noch in Geschichte, Geographie, Religion*

und Rechnen unterwiesen werden! [...] Natürlich geht es schlecht, bei so großer Verschiedenheit der Schüler; während ich mit dem ältesten den Voltaire lese, muß ich die anderen daneben anders beschäftigen, und umgekehrt." Ross fühlte sich mit dieser Aufgabe schlicht überfordert. Hinzu kam die lästige Anhänglichkeit seines ältesten Schülers, der den jungen Gelehrten auch in der Freizeit für sich in Anspruch nahm. „*... das Resultat ist, dass ich mich gern darin finden würde, in finanzieller und diätetischer Hinsicht es weniger gut zu haben, wenn meine Stellung philologischer wäre.*" Damit war in Kopenhagen die Entscheidung für die Philologie gefallen. Ross strebte nach geistiger Erfüllung, die der Unterricht ihm nicht bieten konnte. Sie stellte er höher als ein finanziell abgesichertes Leben. Diese Einstellung bezeichnet eine wichtige Facette von Ross' Charakter, die insbesondere in den griechischen Jahren immer wieder hervortrat.

Geistige Erfüllung suchte Ross in einer Universitätskarriere. So knüpfte er in Kopenhagen lose Kontakte zu den Professoren Madwig, Oehlenschläger und Theocharis, hörte den „*langweiligen Schlegel*", ohne jedoch den Eindruck zu gewinnen, eine realistische Chance zu erhalten, dort unterzukommen. Parallel bewarb er sich bei der dänischen Regierung unter Friedrich VI. um ein Reisestipendium. Nach einem gescheiterten Versuch ging Ross im Februar 1830 die Bewilligung eines zweijährigen Reisestipendiums zu. Nun konnte er seine Studien über Aristophanes weiterführen, um sie schließlich zu publizieren. Bis heute ist Ross' Dissertation nicht im Druck erschienen, denn sein weiterer Lebensweg entwickelte sich anders als geplant.

„*... frischen Muthes nach Athen und Sparta ...*" – Eine Reise, die das Leben verändert

Im Frühjahr 1831 verließ Ross Kopenhagen, um in Kiel das Manuskript seiner Geschichte Schleswig-Holsteins abzuschließen und zu veröffentlichen. Seine Bildungsreise trat er im August mit dem Ziel an, in den Zentren der Altertumswissenschaften Berlin und Leipzig seine Studien fortzusetzen. Nach zehntägiger Fahrt gelangte er am 20. August zunächst nach Leipzig. Auf dem Brühl 735 fand er für einen Monat Unterkunft bei einem Schneidermeister, bevor er wegen der anstehenden Messe umziehen musste. Ross bezog schließlich eine kleine Wohnung im vierten Stockwerk am Markt 172, mitten im Zentrum der Stadt. „*Es ist noch nicht 1 Uhr, und doch habe ich schon gegessen*", leitete Ross seinen Bericht über die anderen Sitten und Gebräuche ein, die ihm in Leipzig begegneten. „*... präcise um 12 Uhr, spätestens um 1, wird gegessen, auch in den Gasthöfen. Ich werde hier jeden Mittag für 3 Groschen essen und für 9 Pfennige Bier dazu trinken; macht im Ganzen 7 Schilling. Das ist reich wohlfeiler im Vergleich mit Kiel, aber es ist auch hoch nöthig, dass meine Casse sich etwas erhole, denn ich habe schon ein Heidengeld gebraucht. Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, mit dem leichten Gelde weiter reichen zu können, als mit unserm schweren; ein Groschen ist hier (d. h. in den Wirthshäusern und auf der Reise) nicht viel mehr werth, als bei uns ein Schilling.*" Geldsorgen begleiteten den Gelehrten während der folgenden Jahre stets. Nach wie vor fühlte er sich seiner Familie gegenüber verpflichtet und war

bemüht, wo immer seine Situation es zuließ, die Eltern bei der Ausbildung der jüngeren Brüder zu unterstützen. Nichtsdestotrotz genoss er das ungewohnte und freie Leben. Er wurde nicht müde, seinen Eltern die neuen Eindrücke zu schildern. *„Bettücher bekommt man nur auf dem Unterbett, die Bettdecke wird, wie bei uns die Kopfkissen, in einen Ueberzug gesteckt. Diese Ueberzüge der Decke und des Kopfküssens bestehen oft [...] aus buntem Baumwollenzeug, was mir anfangs sehr närrisch vorkam. – Wie sehr ich unser Schwarzbrot vermisse, habe ich wol neulich geklagt [...] Die Butter ist so schwach gesalzen, dass man sich gewöhnlich noch Salz auf sein Butterbrot streut. Die geringen Leute essen jetzt Pflaumenmus statt Butter zum Brode ...“*

Ursprünglich hatte Ross wegen der in Berlin ausbrechenden Cholera, die sich auf Leipzig auszudehnen drohte, höchstens einen Monat in Leipzig bleiben wollen. Er hatte die schwere Erkältung, die ihn drei Wochen ans Bett fesselte, nicht einplanen können. So war die für Leipzig vorgesehene Zeit verstrichen, ohne dass Ross die Universität hätte kennenlernen können. Er entschied sich, den Aufenthalt über den Winter auszudehnen. Schnell fand er an der Universität Aufnahme im Kreis um Gottfried Hermann, einem der führenden Philologen seiner Zeit. Ross fand Eingang in dessen *„Griechische Gesellschaft“*, zu deren Ehrenmitglied er 1837 erklärt werden sollte. Auf diese Weise genoss Ross noch einmal das Studentenleben und setzte seine philologischen Studien fort.

Ross' Leipziger Monate fielen in die Zeit, in der sich der bedeutende Altphilologe Friedrich Thiersch in Griechenland aufhielt. Der neugriechische Staat war nach dem Befreiungskampf gegen die osmanische Herrschaft 1821-1830 gerade erst gegründet worden. Friedrich Thiersch bewies sich als erfolgreicher Vermittler zwischen den kontrahierenden Parteiungen in Griechenland, die den jungen Staat in einen Bürgerkrieg gestürzt hatten. Er ebnete den Weg für den zukünftigen König Otto I., ein Abkömmling der bayerischen Wittelsbacher-Dynastie. Das Vorbild Friedrich Thierschs animierte Ross, seine Aufmerksamkeit zunehmend auf Griechenland zu richten. Dort vereinigten sich für den ambitionierten Gelehrten verschiedene Vorteile: Griechenland bot ein reiches Feld antiker Hinterlassenschaften, anhand derer Erforschung Ross seine wissenschaftliche Reputation erweitern könnte. Gleichzeitig versprachen die komplizierten und ungeordneten Verhältnisse in dem jungen Staat, wie Thierschs Wirken gerade bewies, diplomatische, im weitesten Sinne politische Aufgaben, von denen Ross sich angezogen fühlte. Nicht zuletzt – und vielleicht vor allem – reizte ihn das Abenteuer, das sich mit einer Reise nach Griechenland verband. Denn abgesehen von den Strapazen und Unsicherheiten, die eine solche Reise mit sich brachte, bedrohten Piraten die Seefahrt im Mittelmeer, und räubernde Banden durchstreiften das griechische Festland.

In Leipzig also fiel die Entscheidung zur Griechenlandreise. Am 23. Mai 1832 brach Ross auf in das weitgehend unbekannte Land. Über Nürnberg, München und Salzburg gelangte er binnen drei Wochen nach Triest. Weitere drei Wochen Wartezeit nutzte er, um sich im Café Greco, einem Treffpunkt griechischer Seeleute, ins Neugriechische einzuarbeiten. Auf einem griechischen Kutter verließ Ross am 12. Juli den Hafen von Triest. *„Kein Ereignis, kein Abenteuer zeichnete die Fahrt*

aus", berichtete er beinahe enttäuscht, *„nicht einmal mainotische Seeräuber, gegen die wir unsere zwei Kanonen mit Kartätschen geladen hatten, wollten sich blicken lassen."* Nach nur zehntägiger Fahrt flaute der Wind vor Hydra für einige Stunden ab. Langsames Rudern brachte die Besatzung in den Hafen. *„Wildfremd, ohne einen Empfehlungsbrief irgendeiner Art, mit sehr bescheidenen Reisemitteln und mit einem dutzend Bücher im Coffer, landete ich an meinem 26ten Geburtstage (22 Juli 1832) auf der Insel Hydra ..."*

Ludwig Ross war in Griechenland angekommen, in einem Land, dessen reale Verhältnisse weit entfernt waren von der idealistischen Vorstellung, die sich mit dem „Land der Griechen" seit der Wiederentdeckung der klassischen Antike im 17./18. Jahrhundert verband. Die Städte Athen und Sparta, in die es ihn aufgrund ihrer herausragenden Rolle im Altertum vor seiner Abreise noch zog, besaßen im Griechenland des Jahres 1832 keine Bedeutung mehr. Daher zog es Ross wenige Tage nach seiner Ankunft auf Hydra in die damalige Hauptstadt Nauplia auf der östlichen Peloponnes.

Erste Eindrücke von Griechenland

Griechenland zählte Anfang des 19. Jahrhunderts noch zum Orient. Hier traf Ross auf eine von der westeuropäischen vollkommen unterschiedlichen Lebensweise. Das heiße und trockene Klima erforderte zusätzlich eine große Offenheit und Bereitschaft, sich dem Fremden zu stellen. Besonderen Eindruck hinterließen die ersten Tage in der überfüllten kleinen Hauptstadt Nauplia. Heruntergekommen aussehende griechische Kämpfer lungerten in den Straßen. Unter sie mischten sich französische Soldaten, die nach dem Befreiungskampf den Schutz des jungen Staates bis zum Eintreffen des künftigen Monarchen übernommen hatten. Die Mannschaften vor der Küste liegender Kriegsschiffe und die Palikaren irregulärer griechischer Truppen prägten das Bild der kleinen Stadt. Aus gegebenem Anlass ergänzten die Deputierten der Nationalversammlung mit ihrem Gefolge sowie zahlreiche Männer auf Ämtersuche und ziellose Herumtreiber das Bild.

So oft es ging, nahm Ross an den Sitzungen der Nationalversammlung teil. Der Tagungsort befand sich in der kleinen Vorstadt Pronia. *„Auf einem freien Platze war aus ungehobelten föhrenen Bretern eine Bude aufgeschlagen, ganz wie die Buden auf unsern Jahrmärkten und Kirchweihen, in denen sich Seiltänzer, Bereiter, Riesen oder wilde Thiere für Geld sehen lassen; das war das Parlamentshaus von Griechenland. Im Innern liefen ringsum drei Reihen Bänke übereinander; dem Eingange gegenüber war die Tribune des Präsidenten, des Vicepräsidenten und ihrer Secretäre; zu beiden Seiten Tribunen für ‚das diplomatische Chor' [...] und für ‚dinstinguirte Fremde'. [...] In der Mitte des unregelmäßigen Kreises stand ein Tisch, an welchem einer der Minister Platz nahm, wenn er etwas vorzutragen oder Schriftstücke vorzulegen hatte. Die Deputirten waren, wie alle Orientalen, grosse Raucher, und es war für sie ein harter Zwang, auf mehre Stunden nacheinander der Pfeife entsagen zu müssen; doch durfte in der Sitzung nicht geraucht werden. Aber man half sich sehr sinnreich. Die Pfeifenträger (Tschimbuktschi) der Väter des Volks lungerten um die Bude herum und steckten die Spitzen der angezünde-*

ten langen Pfeifen durch die klaffenden Fugen der Breter; die Deputirten auf der obern Bank brauchten nur den Kopf rechts oder links zu wenden, um einige Züge zu thun, und so erschien bald hier bald dort im Congresse eine Wolke von blauem Tabacksdampf." Das Parlamentsgebäude war ein Sinnbild der Vorläufigkeit aller staatlichen Instanzen in dem gerade gegründeten Staat. Der Verlauf der Debatten, in denen die Teilnehmer wild durcheinander redeten und sich oft derjenige mit dem größten Redetalent und der lautesten Stimme durchsetzte, verstärkten diesen Eindruck. Aus der Sicht des Europäers wirkte die Situation chaotisch, spiegelte jedoch lediglich die althergebrachte orientalische Tradition des Klientelwesens, in dem jeder seine Vorteile zu erkennen und zu nutzen suchte und sich nicht als Teil des Gemeinwesens begriff. Darin manifestierte sich ein grundlegender Unterschied zu den europäischen Staatensystemen. Zum Zeitpunkt von Ross' Ankunft in Nauplia befanden sich die verschiedenen Parteiungen in so festgefahrener Zerstrittenheit, dass sie nicht in der Lage schienen, aus eigener Kraft zu einer Lösung zu gelangen. Die Wahl Ottos zum griechischen König durch die europäischen Protektionsmächte England, Frankreich und Russland wurde vom griechischen Volk daher als Befreiungsschlag empfunden, an den sich alle Hoffnungen auf eine Ordnung der Verhältnisse knüpften. In Anwesenheit von Ludwig Ross bestätigte die griechische Nationalversammlung die Wahl Ottos am 8. August 1832.

Ross ließ sich von dem bunten Treiben in Nauplia und den politischen Prozessen, die er beobachten konnte, gefangen nehmen. Es dauerte längere Zeit, bis er sich seiner philologisch-archäologischen Forschung zuwandte. Einen ersten Schritt dahingehend unternahm er mit der Weiterfahrt nach Athen. Athen war nicht mehr als ein Dorf mit etwa 2500 Einwohnern, geprägt von den Spuren des fast 10-jährigen Befreiungskrieges. Als Ross dort eintraf, stand es noch unter türkischer Besatzung. Erst 1834 übergab das Osmanische Reich die zukünftige Hauptstadt an die griechische Regierung. Athen stellte in ganz Europa das Sinnbild altgriechischer Kultur dar. Es waren der hochentwickelte Stand der Kunst und Kultur sowie die politische Macht, die die Athener Polis im 5. Jahrhundert v. Chr. hervorgebracht hatte, welche das Bild der Altertumskundler prägten. Winckelmanns Formel von der ‚edlen Einfalt und stillen Größe', die das Kunstschaffen der Griechen charakterisiere, bestimmte noch immer die Vorstellung von dem fernen Land. Die Wirklichkeit sah anders aus: „... *Sie beben trauernd zurück wie vor dem Anblicke einer geliebten Freundin, die Sie in der Blüte der Schönheit verlassen haben, und die Ihnen mit entstelltem Gesichte und mit zerrauftem Haar wieder entgegentritt"*, versuchte Ross seine Gefühle beim Betreten Athens zu beschreiben. *„Das ist nicht ‚das glänzende veilchenumkränzte Athen'; es ist ein einziger ungeheuerer Trümmerhaufen, eine gestaltlose, einförmige graubraune Masse von Schutt und Staub, nur von einem Dutzend Palmen und Cypressen überragt, die der allgemeinen Verwüstung widerstanden haben. Wenn es der Theseustempel zur Rechten Ihres Weges, wenn es die Burg mit ihren Resten nicht bestätigten, Sie würden Mühe haben, es zu glauben, dass Sie in Athen sind."*

Schnell fand Ross Unterkunft im Haus des Leipziger Architekten Lüders am nördlichen Fuß der Akropolis, von wo er alle bedeutenden Denkmäler überblickte,

denen er sich widmen wollte. Die in Athen lebenden Fremden schlossen schnell Bekanntschaft und bildeten eine verlässliche Gemeinschaft, in der man seinen Forschungen und Arbeiten nachging. Gerade die Bescheidenheit, in der die jungen Männer lebten, ließ Ross diese ersten Monate seines Aufenthaltes in Griechenland besonders intensiv erleben. In Athen begann er schließlich, sich systematisch archäologisch-philologischer Arbeiten zu widmen. An eine Archäologie im heutigen Sinne war damals jedoch nicht zu denken. Die Gelegenheiten antike Bauwerke zu studieren, waren zunächst noch überschaubar. Sie beschränkten sich vor allem auf die Akropolis und den sogenannten Theseustempel (Hephaisteion), den Zeustempel samt Hadriansbogen und das Denkmal des Lysikrates. Kleinere Baureste verschwanden im Gewirr der Hütten und Häuser der Stadt. Ross konzentrierte sich als Philologe auf das Ausfindigmachen und Kopieren von Inschriften. *„In den kühleren Morgenstunden gehe ich aus, die Altertümer zu sehen oder ich mache*



Agora von Athen, 1830er Jahre, unbekannter Zeichner

[...] auf Inschriften Jagd. Ich bediene mich dieses Ausdrucks, weil er das Verfahren am besten bezeichnet. Man steigt auf gut Glück zwischen den Trümmern umher, späht nach jedem blauen oder weißen Marmorblock und Säulenrest, der in den Steinhaufen liegt oder aus einer Mauer hervorblickt, und untersucht ihn, soweit dies möglich ist, von allen Seiten." Die meiste Ausbeute fand er in den Wänden der Kirchen, Ölmühlen oder Privathäuser. *„... indess, wenn ich nur irgend Grund habe, in einem Hause einen Fund zu vermuthen, so mache ich nicht viel Umstände, ich gehe hinein, lege die Hand auf die Brust und spreche meinen höflichen Gruss [...], wo ich denn fast ohne Ausnahme ein willfähriges Entgegenkommen finde."* Auch in den folgenden Jahren blieb das Erforschen der Inschriften Ross' Arbeitsschwerpunkt. Mit der Weitergabe seiner Entdeckungen an versierte Gelehrte sowie ihrer Veröffentlichung trug er maßgeblich dazu bei, das Wissen um die griechische Antike zu erweitern.

Das Reisen in Griechenland

Als sich im Laufe der folgenden Monate die Lage in Griechenland beruhigt hatte, konnte Ross es wagen, das Land zu erkunden. Er bereiste es so umfassend wie kaum ein Zweiter und drang ebenso auf die osmanischen Inseln sowie an die kleinasiatische Küste vor. Um auf den unbefestigten und gefährlichen Wegen voranzukommen, erforderte das Reisen viel Zeit, Kraft, Mut und Ausdauer sowie in der Regel ortskundige Führung, die oft vom Pferdeführer, den Ross samt Reittier für das Vorhaben mietete, geleistet wurde. Ein Bedienter nahm Ross während der Reise einen großen Teil organisatorischer Aufgaben ab. Er sorgte für das Be- und Entladen der Pferde oder Maultiere, richtete das Lager her, kochte und füllte den Proviant auf. Die typische Ausstattung, die der Reisende auf seinem Reittier bei sich führte, schildert Ross wie folgt: *„An den hölzernen Lastsattel [...] werden auf beiden Seiten der Mantelsack, ein biegsamer Korb mit Brot, Käse, Oliven, kalter Küche, Kaffee, Zucker und Kaffeegeschirr, eine große, 3-4 Bouteillen fassende hölzerne Flasche [...] mit Wein und, wenn der Zug durch wasserarme Gegenden geht, auch wol ein hohler Kürbis mit Wasser aufgehängt. Ueber dieses Alles breitet der Reisende seinen Mantel und vollendet den Bau des ungeheuren Sattels dadurch, dass er sein Bett ([...] eine dünne, aber lange und breite Decke aus gesteppter Baumwolle), drei bis vierfach zusammengefaltet darüber legt."* Daneben führte Ross Waffen, Schießpulver, Kerzen samt Zündhölzern, eine Art Spirituskocher, einen Kaffeebereiter oder eine Teekanne wie auch eine kleine Reiseapotheke mit sich.

Derart beladen begann mit der aufgehenden Sonne die erste Tagesetappe. In Abständen von zwei bis vier Stunden machte Ross eine etwa zweistündige Rast in einem Dorf oder an einer schattigen Quelle. Die Hitze zwang zu regelmäßigen Pausen gerade in der Mittagszeit, um sich selbst und seine Reittiere nicht zu überfordern. Erst mit Einbruch der Dunkelheit nahm Ross Quartier. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit schlief er im Freien. *„Nichts ist anmuthiger als so in diesem zauberisch milden Klima unter dem tiefblauen Dach des Himmels und seinen leuchtenden Sternen zu schlafen; man entgeht der Hitze und Unreinlichkeit in den schlechten Hütten der Bauern; der Thau fällt so schwach, dass er der Gesundheit nicht schädlich wird, und Regen und Nebel treten kaum alle Monate einmal ein."* Die frische Nachtluft war erträglicher als die stickige Luft in den Hütten. Daneben vermied Ross auf diese Weise Insektenbisse und -stiche. Denn Ungeziefer war in den Häusern aller Gesellschaftsschichten üblich und veranlasste die Fremden in der Regel zu heftiger Klage. Die meisten Griechen schliefen im Sommer selbst im Freien. Viele Häuser auf dem Land und in den Klöstern waren daher mit einer Art überdachten Terrasse ausgestattet, die die Schlafstatt bot, oder sie legten sich einfach im Schutz der Hauswand angekleidet wie am Tag und in einen Mantel gewickelt mit einem Stein oder Holzblock als Kopfkissen auf den Boden. Fand Ross keinen geeigneten Ort, um im Freien zu schlafen, bestand die Möglichkeit auf wenige Gasthöfe zurückzugreifen. In der Regel aber stieß Ross auf die Gastfreundschaft der Dorf- oder Gemeindevorsteher und der einfachen Bauern. Auf diese

Weise kam er mit allen Bevölkerungsschichten in Kontakt und gewann Einblick in ihre Lebensweise.

Das Reisen zur See brachte wegen heftiger Winde in der Ägäis eigene Probleme mit sich. Sie fesselten Ross teils tagelang an einen Hafen, bewirkten bei plötzlichem Auffrischen gefährliche Situationen auf offener See oder brachten das Schiff weit vom Kurs ab, was das Vorankommen oftmals verzögerte. Erst mit dem Aufkommen der vom Wind unabhängigen Dampfschiffe, die dem Königshaus und europäischen Abgesandten zur Verfügung standen, ließ sich das Reisen zur See zuverlässiger planen. Diese konnte er zuweilen nutzen, wenn Ross in königlicher oder offizieller Mission unterwegs war. Auf den Schiffen lebte er mit der Besatzung auf engstem Raum. *„Unter dem Verdeck ist gerade Platz für uns drei, auf unsern Matratzen ausgestreckt zu liegen; zwei nach der Länge des Schiffchens neben einander, der dritte der Quere nach vor den beiden ersten hingestreckt. Unsere zwei Bedienten liegen auf dem Verdeck, wo ich gewöhnlich auch meinen Platz nehme, und von den drei Schiffern wird angenommen, dass sie, so lange wir schlafen, für uns wachen; denn zum Liegen bleibt ihnen kaum Raum."*

Da Ross auf den Inseln zwischen Griechenland und dem Osmanischen Reich verkehrte, musste er sich mit seiner Schiffsmannschaft regelmäßig für 8-14 Tage in Quarantäne begeben, um das Einschleppen von ansteckenden Krankheiten zu verhindern. Er empfand die Quarantänen als äußerst lästig und überflüssig. Dennoch gewann er der aufgezwungenen Gefangenschaft etwas Positives ab. Sie bot ihm die Gelegenheit, seine Reiseeindrücke nieder zu schreiben und seine archäologischen Erkenntnisse auszuarbeiten.

Es war vornehmlich das Forschungsinteresse, das Ross in Griechenland vorantrieb. Er bewies sich jedoch als umfassender Beobachter. Ross beschrieb die physiognomischen Besonderheiten der verschiedenen Volksgruppen, die in Griechenland lebten, ebenso wie ihre Trachten und Unterkünfte. Hier zeigten sich deutliche Unterschiede zu europäischen Standards. *„Die Griechen begreifen unsere Vorliebe für warme Wohnungen nicht und verwundern sich über die Weichlichkeit der Hyperboräer: Weil sie nach beendigtem Tagewerk in ihren Werkstätten oder Kaufläden den Rest des Tages, in ihre Capotten* [Umhänge] *gehüllt, mit untergeschlagenen Beinen um ein Kohlenbecken sitzend, müssig verplaudern."* Tische, Stühle oder gar Öfen gehörten ins Abendland. Die wenigsten Räume verfügten über mit Glas verschlossene Fenster, breite Risse in Türen und Dächern hielten weder Regen noch Kälte fern. Die ausländischen Künstler, Architekten und Gelehrten hielten diesen Zustand für ihre Arbeit abträglich. So wagte der bereits erwähnte Architekt Lüders, einen Ofen zu bauen. Dieses *„nie gesehene Wunder"* zog in Athen große Aufmerksamkeit auf sich.

Es waren insbesondere die religiösen Bräuche und Riten, die Ross mit einer gewissen Distanz betrachtete. Die tief empfundene Religiosität der einfachen Leute, ihr strenges Einhalten religiöser Regeln amüsierten ihn. Parallel dazu beobachtete er einen lebendigen Aberglauben, selbst im Klerus. In ausführlichen Beschreibungen ließ Ross die Leser seiner Reiseberichte am griechischen Leben teilnehmen. Ein Beispiel dafür bietet die Beschreibung der Feierlichkeiten des

Namenstages. *„Man beginnt die Runde bei allen Namensvettern des Heiligen nach der Kirche und hat oft spät am Nachmittag noch nicht geendigt. In jedem Hause wird der Glückwünschende mit einem [...] Teelöffel voll Süßigkeit [...] oder [...] einem Gläschen Liqueur [...] und einer Tasse Kaffee bewirtet. Er wünscht dagegen viele Jahre und setzt seine Wanderung fort. Wer viele Bekannte hat, kann es an diesen Tagen der vornehmsten Heiligen, wie des Demetrios, des Georgios, der Panagia, leicht auf 20-30 [...] Kaffees bringen.“* Damit bietet Ross' Reisewerk nicht allein der Archäologie viel Material für ihre Forschungen, sondern in gleichem Maße der Volkskunde.

Eine steile Karriere in Griechenland

Im Februar 1833 traf der junge König Otto I. in Griechenland ein. Als Ross von der Ankunft des Monarchen erfuhr, reiste er nach Nauplia, um dessen Empfang beizuwohnen. Wenig später bekam er in einer Audienz die Gelegenheit, sich dem König und der dreiköpfigen Regentschaft, die die Regierung bis zur Volljährigkeit Ottos 1835 übernahm, vorzustellen. Ross wurde die Ehre zuteil, König Otto bei dessen erstem Besuch in Athen zu den Antiken zu führen. Auf diese Weise empfahl er sich ihm und dessen Gefolge als Altertumskenner. Als nach Ablauf des Stipendiums im Sommer 1833 Ross' Zeit gekommen war, nach Holstein zurückzukehren, trug diese Begegnung Früchte. Ihm wurde die Stelle eines Ephoros, eines Aufsehers über die Antiken, angetragen.

Ross zögerte, bis er die Stelle schließlich annahm, denn im Grunde seines Herzens sah er seine berufliche Zukunft in der holsteinischen Heimat. Sein Wunsch war es, an der Kieler Universität unterzukommen. *„Als Philolog muß ich eine Stellung dieser Art wo ein so weites Feld vor mir liegt, für ein wahres Glück ansehen; aber meiner Freunde und meiner Geschwister wegen wäre ich doch lieber in Kiel.“* Es war ein schwerwiegender Schritt zu dem Entschluss, sich aus der Rolle des Reisenden, der sich jederzeit auf den Weg in die Heimat machen konnte, in die Rolle eines Sesshaften zu begeben. Heimweh und die Unsicherheit darüber, ob er mit der Anstellung im griechischen Staatsdienst nicht seine dänischen Heimatrechte verlöre, machten Ross vorsichtig. Erst als ihm die Erlaubnis durch die Schleswig-Holsteinisch-Lauenburgische Staatskanzlei erteilt wurde, in griechische Dienste zu treten, nahm er die Stelle an. Seine Aufgabe bestand darin, die Altertümer auf der Peloponnes ausfindig zu machen, zu erhalten und zu sammeln.

Ein bis zwei weitere Jahre beabsichtigte Ross nun in Griechenland zu bleiben. Am Ende blieb er insgesamt fast 13 Jahre. Ausschlaggebend dafür war seine Begegnung mit Leo von Klenze. Der Vater König Ottos, Ludwig I. von Bayern, hatte diesen nach Nauplia entsandt, um die Pläne für die neue Hauptstadt Athen zu bewerten. Dort angekommen, ordnete ihm die königliche Regentschaft Ludwig Ross als Assistenten bei. Hier trafen sich zwei Geistesgenossen, die sofort in regen Austausch über die griechische Antike und ihre Monumente gerieten. Gewissermaßen ein Nebenprodukt von Klenzes städtebaulicher und architektonischer Tätigkeit in Griechenland war sein Einsatz für den Denkmalschutz. Die Bewahrung des antiken Erbes war in Griechenland durchaus noch keine Selbstverständlichkeit.

In diesen Jahren lag sie vor allem in der Hand der ausländischen Experten und Sachverständigen, denn die Griechen identifizierten sich keineswegs als Hellenen über ihre antiken Vorfahren. Für sie besaß das Byzantinische Reich sinnstiftende Bedeutung, und so bezeichneten sie selbst sich als Romäer, also als Römer und Nachfahren des „oströmischen Reiches“. Dementsprechend maßen sie den antiken Denkmälern wenig Aufmerksamkeit bei, vielmehr nutzten sie die alten Tempel und Bauten als Steinbrüche und brannten aus dem Marmor Kalk, um damit ihre Häuser zu tünchen. Sarkophage wurden Viehtränken und steinerne Vasen zu Mörsern umfunktioniert.

Die symbolträchtige Akropolis stand für Klenze und Ross 1834 ganz im Mittelpunkt ihres denkmalpflegerischen Interesses. Schon kurz nach seinem ersten Rundgang in Athen träumte Ross gemeinsam mit den Entwicklern des Athener Hauptstadtplanes Eduard Schaubert und Stamatios Kleanthes, beide Schüler des berühmten Berliner Architekten Schinkel, von einem archäologischen Park rund um die Akropolis. In Erwartung reichhaltiger antiker Überreste, die der griechische Boden an dieser Stelle für den Altertumskenner bergen musste, nahmen die Architekten diesen Bereich von einer Bebauung aus, um spätere Ausgrabungen zu ermöglichen. Auf dem Burgberg dagegen setzten sich Klenze und Ross zunächst das Ziel, das antike Erscheinungsbild der Akropolis wieder herzustellen. Die *„ruinierten und schlechten Bauwerke der barbarische Zeit“* wollte Klenze abgerissen sehen. Damit meinte er die nachantiken Bauten, die während der vergangenen Jahrhunderte beim Ausbau der Akropolis zu einer militärischen Festung hinzugefügt worden waren. Auch 1834 besaß die Akropolis noch immer diese Funktion. Mittlerweile aber war dort bayerisches Militär stationiert. In Klenzes Konzept spielte die Ästhetisierung und Romantisierung des Erscheinungsbildes der Akropolis die entscheidende Rolle. Die Antike sollte wieder auferstehen. Er ließ seinen Einfluss spielen und erreichte die Aufnahme groß angelegter Arbeiten auf dem Burgberg. Klenzes Bemühen gipfelte am 10. September 1834 in einem Festakt anlässlich des Restaurierungsbeginns, nachdem der alte Eingang zur Akropolis, die Propyläen, wieder zugänglich gemacht und einige Säulentrommeln am Parthenon, dem zentralen Gebäude, wieder aufgerichtet worden waren.

Wenige Tage nach dem Festakt brach Ross auf, um dem jungen König Otto auf eine Reise durch Nordgriechenland als archäologischer Führer zu begleiten. Bei seiner Rückkehr fand er die *„Ernennung zum Conservator der Alterthümer für das ganze Reich“* vor, wie er stolz seinen Eltern berichtete. *„Eure Freude darüber kann nicht größer seyn, als meine eigne ...“* Damit hatte Ludwig Ross im Alter von 28 Jahren die Leitung des griechischen Antikendienstes übernommen. Er genoss das Vertrauen und Ansehen des Königs und seiner Regentschaft in vollem Maße. So wurde ihm daneben eine führende Rolle in der Baukommission eingeräumt, die den Umzug der Regierung mitsamt des Verwaltungsapparates und des diplomatischen Corps von Nauplia in die neue Hauptstadt Athen vorbereite.

Erst mit dem Ausscheiden aus dieser Kommission konnte sich Ross seiner wahren Berufung widmen, den Arbeiten auf der Athener Akropolis. Hier vollbrachte der Holsteiner wahre Pionierleistungen. Unter Einsatz seines gutes Rufes sorgte er

gegen den heftigen Widerstand des Militärs für dessen endgültigen Abzug. Im Februar 1835 wurde die Akropolis zur ausschließlich archäologischen Stätte erklärt. *„Ich bin jetzt alleiniger Herr auf meiner theuren Akropolis"*, verkündete er befriedigt seinen Eltern. Nun konnte Ross mit seinen Arbeitern ungestört die Beseitigung der nachantiken Bauten vorantreiben. Dabei stieß er beim Abbruch einer Bastion vor den Propyläen auf die Überreste eines kleinen Tempels, den er als der Nike Apteros geweiht identifizierte. Gemeinsam mit den Architekten Christian Hansen und Eduard Schaubert richtete Ross diesen Tempel wieder auf. Nachfolgende Archäologengenerationen bestätigten die Zuverlässigkeit, mit der das Team dabei vorging. Damit war erstmals ein antikes Gebäude unter Verwendung der originalen Bausubstanz wieder aufgebaut worden.



Niketempel, Christian Hansen, 1836

Auf der Suche nach Skulptur- und Architekturfragmenten zur Rekonstruktion des Parthenon ließ Ross im Januar 1835 mit Grabungen an der Südwestecke des Bauwerks beginnen. Während der voranschreitenden Arbeiten ging er dabei weit über die Suche nach Kunstgegenständen hinaus, die derzeit ausschließlich das Interesse der Altertumsliebhaber bestimmte. Denn nach wenig ertragreichen Grabungen unter der Erdoberfläche, ließ Ross teilweise bis zum natürlichen Felsboden graben und betrieb damit die erste bekannte und belegbare Schichtgrabung in der klassischen Archäologie. *„Das Ergebnis ist zum Staunen"*, berichtete er. Es war zunächst die unvermutete Höhe des Fundaments von 5,5 Metern, die Ross überraschte. Bei der Betrachtung desselben fiel ihm die unterschiedliche Bearbeitung

der Steinreihen in den jeweiligen Schichten auf. Daraus zog Ross Rückschlüsse über die Höhe des Erdreiches zur Zeit der Tempelerbauung. Die Entdeckung legte den Schluss nahe, dass bereits in vorklassischer Zeit, also vor dem 5. Jahrhundert v. Chr., ein Vorgängerbau an dieser Stelle stand. Vorklassische Keramikfunde in den tiefer liegenden Schichten bestätigten diese Vermutung. Damit konnte Ross die Existenz älterer Bauwerke auf dem Burgberg anhand von Objekten beweisen, worauf es in den antiken Schriften nur wenige Hinweise gab. Dieser Ansatz war neu. Auf diese Weise gaben Ross die Akroplisgrabungen den Anlass, seinen Kampf für die Bedeutung antiker Architekturfragmente und Gegenstände jeglicher Art als historische Quelle aufzunehmen, der ihm in späteren Jahre viel Kummer bereiten sollte.

Ross' ruhmreiche Zeit als Leiter des Antikendienstes währte nur kurz. Der ungerechtfertigte Vorwurf, Antiken großzügig zu verschenken und sogar selbst auszuführen sowie seine Entdeckungen unerlaubt zu veröffentlichen und damit den griechischen Staat zu schädigen, veranlassten ihn, seine Entlassung zu nehmen. Ross fühlte sich in seinem wissenschaftlichen Ethos und seiner Ehre zutiefst gekränkt. Es entsprach ganz seinem Charakter, diese Konsequenz zu ziehen. Allerdings muss eingestanden werden, dass er nicht ernsthaft mit der Gewährung seiner Entlassung gerechnet hatte. Doch sie erfolgte am 17. September 1836.

Ross verhielt sich abwartend und verweilte in den folgenden Monaten als Privatgelehrter in Athen, bis sich mit der Rückkehr König Ottos von seiner Hochzeitsreise die Verhältnisse für Ross regelten. Bereits in München war der König über Ross' Fall informiert worden. Unter der Fürsprache namhafter Gelehrter wie Alexander von Humboldt, August Boeckh und selbstverständlich Leo von Klenze riet Ludwig I. von Bayern seinem Sohn, Ross zum Professor für Archäologie an der im Gründungsstadium befindlichen Universität in Athen zu berufen. In der Hoffnung, in Zukunft wieder zum Leiter des Antikendienstes bestellt zu werden, nahm Ross die Berufung im Februar 1837 an. Damit hatte der 30-Jährige den Gipfel der akademischen Laufbahn erreicht.

Die Loslösung von Griechenland

So vielversprechend und erfolgreich Ross' Leben in Griechenland bis dato verlief, so sehr änderte sich die Situation in Athen in diesen Monaten spürbar. Wenngleich Ross seine Aufgaben, die die Professur mit sich brachte, sehr ernst nahm und beispielsweise mit der Übersetzung des von Carl Otfried Müller verfassten *Handbuchs der Archäologie der Kunst* ins Neugriechische 1840/41 erst die eigentlichen Grundlagen für einen angemessenen universitären Unterricht im Fach Archäologie schaffte, lag seine Leidenschaft weniger in der Lehre als in der Feldforschung. Die Vorbereitung seiner Studenten auf den Lehrerberuf befriedigte ihn nicht. Aufgrund der noch recht mangelhaften Ausstattung der Bibliotheken war ihm zudem der Weg zu einer intensiven Literaturforschung verbaut, mit der er den Verlust seiner Tätigkeit im Antikendienst vielleicht hätte kompensieren können. Von der aktuellen Diskussion in den Altertumswissenschaften war Ross zudem aufgrund der schwer zu besorgenden und oft sehr spät eintreffenden Fachzeitschrif-

ten ausgeschlossen. Nach einer Reise, die ihn 1838 wieder nach Holstein und vor allem nach Berlin führte, wo ihm ein fruchtbares akademisches Klima vor Augen geführt wurde, zeigten sich erste Überlegungen, Griechenland wieder zu verlassen. Stärker noch empfand Ross diesen Wunsch nach seiner zweiten Deutschlandreise 1842.

Ross erwog ernsthaft, die Stelle des Chefredakteurs der *Hamburger Nachrichten* anzunehmen, die ihm 1840 angetragen wurde, entschied sich aber ganz bewusst für Griechenland, das ihm mittlerweile zu seiner Heimat geworden war, die er trotz aller Unbilden und Anfeindungen, die er ertragen musste, liebte und nicht verlassen wollte. Allerdings verschlimmerte sich seine dortige Situation zunehmend. Neben der stetig wachsenden beruflichen Unzufriedenheit wurde ihm immer klarer, dass es aufgrund seiner Nationalität und Stellung in Griechenland schwer würde, eine eigene Familie zu gründen, wonach er sich so sehr sehnte. Seine Braut Julia Hartmeyer, mit der er sich 1838 in Hamburg überraschend verlobte, verstarb bald nach seiner Rückkehr nach Griechenland. *„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, und auch nicht, dass er zu spät ans Heirathen denke"*, stellte er gegenüber seinem Bruder Charles, dem bekannten Landschaftsmaler, fest, dem sich Ludwig besonders verbunden fühlte. So riet er diesem, einem geregelten Leben nachzugehen und schon im Alter von 26-28 Jahren zu heiraten. Seine Liebe zu der Tochter des berühmten griechischen Freiheitshelden Markos Botzaris, Katarina, eine Hofdame der Königin Amalie, blieb unerwidert. Der Liebeskummer setzte Ross 1841/42 schwer zu. Wenngleich er in der deutschen Parallelgesellschaft, die sich in Athen seit dem Freiheitskampf herausgebildet hatte, sehr gut integriert war und neben zahlreichen Bekannten auch treue Freunde besaß, fühlte sich Ross im engen privaten Kreis einsam.



Katarina Botzari, Joseph Stieler, 1841

Immer ungünstiger wurden zusätzlich die äußeren Lebensbedingungen. Seit Mitte der 1830er Jahre zeigte sich in Griechenland eine immer radikalere antibavaristische Stimmung. Die Griechen besannen sich verstärkt der Tatsache, dass sie sich gerade von der osmanischen Fremdherrschaft befreit hatten und aus ihrer Sicht aber, erneut unter eine Fremdherrschaft durch die Bayern geraten waren. In der Tat wurden die meisten wichtigen Posten und Ämter von Bayern bzw. anderen – meist deutschen – Ausländern bekleidet. Das Verlangen, diese Stellen mit Griechen besetzt zu sehen, wurde immer lauter. Dies und vor allem die Forderung einer Verfassung, die dem griechischen Volk

seit der Einsetzung Ottos versprochen worden war, gipfelte im September 1843 in einer Revolution. Eine ihrer Folgen bestand in der Entlassung aller Fremden aus dem griechischen Staatsdienst. Das betraf auch Ludwig Ross. *„So werde ich also, nachdem ich eilf Jahre in Griechenland verlebt und fast zehn davon im Staatsdienste zugebracht, in das Land, in welchem ich ein Bürger geworden zu seyn glaubte, als ein flüchtiger verbannter Reisender zurückkehren"*, entfuhr es ihm, als er auf der damals noch osmanischen Insel Rhodos von dem Ereignis hörte.

Dennoch blieb Ross fast zwei weitere Jahre in Griechenland. Bereits im Vorfeld der Revolution hatte er sich nach Deutschland orientiert. Auf Veranlassung von Eduard Gerhard, einem der Mitbegründer des *„Deutschen Archäologischen Instituts"* in Rom, der mittlerweile in Berlin lehrte, erfolgte Ross' Berufung an die Universität in Halle an der Saale. Sie traf parallel zu den revolutionären Ereignissen in Athen ein, weshalb Ross' Situation schnell geklärt war. Der preußische König, in dessen Diensten Ross nunmehr stand, bewilligte ihm ein zweijähriges Reisegeld, um seine Forschungen in Griechenland fortzusetzen. *„Ich habe einen Mißgriff gethan, als ich mir noch so lange Urlaub erbat ..."*, stellte Ross jedoch rund ein Jahr später fest. Sein soziales Umfeld hatte sich weitgehend aufgelöst, beruflich war er nunmehr vollkommen isoliert und auf sich allein gestellt. Ross befand sich in einem stetigen Zustand des Aufbruchs. Wenngleich er die Entwicklungen aus tiefstem Herzen bedauerte, fiel ihm die Übersiedelung nach Halle jetzt nicht mehr schwer. Im Juli 1845 brach Ross Richtung Preußen auf. Er sollte nie mehr nach Griechenland zurückkehren.

Rückbesinnung auf die holsteinische Identität

„Ich empfinde lebhaft daß ich ganz fremd in ein mir ganz fremd gewordenes Land eintrete ...", beschrieb Ross seine Gefühle auf der Reise nach Halle. Während der rund 13 Jahre, die er im Orient verlebte, hatten sich in den deutschen Staaten Entwicklungen sowohl in gesellschaftlicher als auch politischer Hinsicht vollzogen, denen Ross nun mit Distanz begegnete. Er musste sich in die veränderten Verhältnisse erst wieder einleben. In Griechenland hatte er viel Fremdes und Neues, vom Leben in Holstein gänzlich Unterschiedliches, kennen gelernt und teils in seine Lebensweise übernommen. Das wirkte sich auf seine Mentalität aus. An das kühlere Klima, die preußische Lebensart und die in allen Bereichen geregelten Verhältnisse im Gegensatz zum griechischen Laissez-faire musste Ross sich erst gewöhnen.

Erfreulich entwickelten sich in Halle für ihn recht bald die privaten Beziehungen. Im Frühjahr 1847 heiratete er die 17 Jahre jüngere Emma Schwetschke, die Nichte seines Verlegers, die ihm eine treusorgende und liebevolle Gefährtin wurde. Auch an der Universität lief alles vielversprechend an. Hier stieß der griechische Professor auf höchste Anerkennung, die sich in seiner Wahl zum Prorektor 1847/48 widerspiegelte. Die Wahl wurde vom Minister jedoch nicht anerkannt, da er Ross für nicht vertrauenswürdig und aufwieglerisch hielt. Die Ursache dafür lag in dessen politischer Haltung. Gleich nach seiner Ankunft hatte Ross sich mit den liberal gesinnten Professoren solidarisiert, welche sich an der Universität für eine


Emma Ross, um 1860

größere Freiheit der Lehre einsetzten und es wagten, Kritik an den staatlichen Verhältnissen zu üben. In einer Zeit, in der die freie Meinungsäußerung nicht gefragt war, riskierten sie damit allesamt ihre Stellung.

Die aufgeregten Verhältnisse an der Universität stehen sinnbildlich für die politische Situation in den deutschen Staaten. In Preußen geriet Ross von einer Revolution in die nächste. Nicht allein im Kleinen, in seinem unmittelbaren Lebensumfeld, trat Ross für seine liberale Gesinnung ein. Die seit Beginn des 19. Jahrhunderts parallel und sich überschneidend hervortretende demokratische und nationale Bewegung sowie die soziale Frage gipfelten in den revolutionären Ereignissen der Jahre 1848/49. Pressefreiheit, Schwurgerichte, konstitutionelle Verfassungen in den Einzelstaaten und die Einberufung eines gesamtdeutschen Parlaments schrieben sich die Aufständischen auf ihre Fahnen. Für den politisch ambitionierten Ross war es eine Selbstverständlichkeit, für einen Sitz im Frankfurter Paulskirchenparlament zu kandidieren, um sich für die Einheit und den Zusammenschluss der deutschen Kleinstaaten zu einem einzigen mächtigen Kaiserreich einzusetzen. Hier sah er seine Chance gekommen, die deutschen Geschicke maßgeblich zu beeinflussen und Großes zu leisten, wovon er schon seit Jugend träumte. Der Einzug ins Parlament gelang ihm nicht. Doch die Mitarbeit an der überregionalen *Allgemeinen Zeitung*, eines der führenden deutschen Blätter, verlieh ihm ein Forum, in einer breiteren Öffentlichkeit meinungsbildend zu wirken. Hier widmete er sich insbesondere der schleswig-holsteinischen Frage.

Zu Beginn der 1840er Jahre war die deutsche Nationalbewegung in den beiden Herzogtümern Schleswig und Holstein, die in Personalunion mit dem dänischen Königshaus verbunden waren, wieder stärker geworden. Die Durchsetzung der weiblichen Erbfolge in Dänemark bedrohte die Selbstständigkeit und Verbundenheit Schleswigs und Holsteins mehr denn je. Für ihre Zusammengehörigkeit und ihren Anschluss an ein zu gründendes Deutsches Reich traten die Nationalbewegten zunehmend vehement ein. Im März 1848 führten die Ereignisse zum deutsch-dänischen Krieg, von dem Ross und dessen Familie unmittelbar betroffen waren. Sofort eilte er nach Kiel ins Haus seines Bruders Charles, der als Privatadjutant des Prinzen von Noer nah am Geschehen stand. Ihm kam die Aufgabe zu, dem in Berlin weilenden Herzog von Augustenburg von der Gründung der Provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins in Kenntnis zu setzen und die Entsendung von Truppen nach Schleswig zu erwirken. Ludwig zog daraufhin gemeinsam mit sei-

nem Bruder ins Zentrum des schleswig-holsteinischen Widerstandes nach Rendsburg, wo er zum zweiten Mal erfolglos für den Einzug ins Frankfurter Paulskirchenparlament kandidierte und die nationale Sache durch persönlich durchgeführte Geldsammlungen zur Finanzierung einer deutschen Flotte unterstützte.

Ein weiteres politisches Engagement blieb Ross aufgrund einer schweren Krankheit, die ihn 1848 in eine folgenreiche gesundheitliche Krise stürzte, verwehrt. Fortan sollte sie sein Leben in hohem Maße bestimmen. Vorübergehende Lähmungen der Gliedmaßen, die Ross bald an den Rollstuhl fesselten und ihm das Schreiben oftmals verbaten, hinderten ihn daran, seinen universitären Pflichten nachzukommen und seine Forschungen voranzutreiben. Er war zunehmend darauf angewiesen, sich auf die Bearbeitung der aus Griechenland mitgebrachten Materialien zu beschränken. Das unternahm er jedoch in aller Intensität.

Schon bald nach dem Eintreffen in Halle begann Ross damit, seine in Griechenland entwickelten Theorien über das griechische Altertum zu verbreiten. Drei Aspekte waren ihm dabei besonders wichtig. Das war zunächst das bereits erwähnte Plädoyer für die Anerkennung aller Gattungen antiker Relikte – neben Skulptur und Keramik – als historische Quelle. Daneben vertrat Ross die Position, dass die griechische Kultur wesentlich älter sei als bis dahin angenommen. In der Mitte des 19. Jahrhunderts stand noch immer die Betrachtung der griechischen Klassik des fünften vorchristlichen Jahrhunderts ganz im Fokus der Altertumswissenschaften und der bürgerlichen Altertumsliebhaber. Hier zeigte sich ihnen eine Hochkultur, von der man annahm, dass sie sich relativ kurzfristig seit dem sechsten bzw. siebten Jahrhundert v. Chr. entwickelt habe. Die Begegnung mit den griechischen Altertümern aber hatte Ross gezeigt, dass lange zuvor eine Hochkultur auf griechischem Boden existiert haben muss. So wies er als einer der ersten auf die mykenische Epoche (1650-1050 v. Chr.) hin. Er wagte darüber hinaus sogar zu behaupten, dass die griechische Kultur nicht allein aus sich heraus, d. h. autochthon entstanden sei, sondern sich vielmehr unter dem Einfluss und in stetigem Austausch mit anderen orientalischen Kulturen entwickelt habe. Damit verhielt er sich konträr zur gängigen Lehrmeinung. Ungeschickterweise ging Ross dabei sehr rabiat, in seiner Wortwahl oft beleidigend vor, um seinen Thesen unter allen Umständen Nachdruck zu verleihen. Im Laufe der Jahre machte er sich daher in den Reihen der Altertumsgelehrten immer unglaubwürdiger. Und dennoch hielt er bis zum Ende seines Lebens fest an der Überzeugung, auf dem richtigen Weg zu sein. Heute lässt sich diese Ahnung, die Ross vorantrieb, bestätigen. Wenngleich er in der Begründung seiner Thesen auch Fehler beging, hatte er den Mut, sich gegen die Lehrmeinung zu richten und eine eigene Richtung zu vertreten. Nicht allein wegen seiner Pionierleistungen auf der Athener Akropolis kommt Ross daher heute der Rang eines der Gründungsväter der deutschen Archäologie in Griechenland zu.

Ross hatte in Griechenland eine zweite Heimat begründet, der er bis zu seinem letzten Tage treu verbunden blieb. In Preußen gelang ihm eine neue Heimatgründung in diesem Maße nicht. Zu wenig konnte er sich mit der preußischen Staatspolitik identifizieren, die zum Scheitern der Schleswig-Holstein-Frage beitrug und von der sich der Holsteiner betrogen fühlte. In seinen letzten Lebensjahren wurde

sein Vaterland für ihn wichtiger denn je. So verfügte er vor seinem Freitod, in den ihn die unerträglich gewordenen Schmerzen 1859 trieben, seine Beisetzung auf dem Kirchhof der Vicelin-Kirche in Bornhöved. Von hier war er in die Welt aufgebrochen und hierhin kehrte Ross auf seiner letzten Reise zurück. Der bescheidene Grabstein setzt dort diesem Weltbürger auch heute noch ein Denkmal.



Ross' Grabstein in Bornhöved

Leseempfehlung:
Ina E. Minner, Die Griechenlanderfahrung des Archäologen Ludwig Ross (1806-1859) – „... ewig ein Fremder im fremden Lande." – Eine Biographie, (erscheint voraussichtlich im 1. Quartal 2006)

Abbildungen:
Ludwig Ross/Christian Hansen/Eduard Schaudert, Die Akropolis von Athen nach den neuesten Ausgrabungen, Heft 1, Berlin 1839, S. 108
Privat, S. 112, 114
Sammlung des Archäologischen Museums der Universität Halle, Rohrtinum, S. 96, 103
Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen, Schloss Nymphenburg, München, S. 110 (nach: Das neue Hellas – Griechen und Pargun zur Zeit Ludwigs I, hg. v. R. Baumstark, München 2000, S. 445)

Information:
Im Juni–August 2006 zeigt die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek in Kiel die Ausstellung *Ludwig Ross, Holsteinischer Patriot. Wegbereiter der Archäologie in Griechenland. Unangepasster Gelehrter an der Universität Halle.*

Dietrich Scharmacher, Bad Segeberg

Ehemalige jahrhundertealte Schul- und Kirchenstiege nach Bad Segeberg

Von den umliegenden Dörfern nach Bad Segeberg zu kommen, ist heute unproblematisch und bequem. Gut ausgebaute Straßen stehen zur Verfügung. Bahn, Auto, Motorrad, Fahrrad oder auch Busse bilden die Verkehrsmittel. Damit kann man auch straßenbedingte Umwege machen. Zeitverluste sind kein Problem.

Anders war es in der Zeit um etwa 1900. In Segebergs umliegenden Dörfern gab es hauptsächlich nur die Möglichkeit, per Pferdewagen, Kutsche oder Reitpferd die Strecke zu bewältigen. Die große Masse waren Fußgänger, wie Handwerksgesellen, Kaufmannsgehilfen, Jugendliche und Kinder, die weiterführende Schulen, den Konfirmationsunterricht besuchten oder Botengänge machten. Es gab zwar schon Straßen und sonstige Fahrwege, aber die Fußgänger benutzten den kürzesten und somit den direkten Weg von ihrem Dorf nach Segeberg (Bad Segeberg erst ab 1923) oder anderen Dörfern. Wenn es nicht schnurgerade Straßen oder Wege von A nach B gab, benutzte man die sogenannten Schul- und Kirchenstiege.

Solche Stiege sind verzeichnet auf einer Karte im Maßstab von 1 zu 20.000 aus dem Jahre 1822 herum, vermessen von Heinrich Christian Schumacher. Vermutlich von Olsen gezeichnet und von Professor Heinrich Brose gestochen. Diese Karte enthält die Widmung „Majestät dem König allerunterthänigst übereicht von H.C. Schumacher".

Er war der Sohn des Segeberger Amtmanns Andreas Schumacher, der 1790 starb. H.C. Schumacher war Professor und Direktor der Sternwarte in Kopenhagen und Altona. Unter seiner Leitung wurde in den Jahren 1822 bis 1841 ein Drittel von Holstein, ein kleiner Teil von Lauenburg und das gesamte Hamburger Staatsgebiet vermessen und aufgezeichnet. Diese Karte zeigt sehr gut den Verlauf der Straßen und Wege um Segeberg herum sowie die Größe der Dörfer und der Stadt Segeberg. Die sogenannten Schul- und Kirchenstiege sind auf der Karte von Schumacher als punktierte Linien dargestellt und gut zu erkennen.

Verfolgen wir jetzt einmal die Stiege aus den Orten Klein Rönnau, Quaal, Schieren, Weede, Mielsdorf, Klein Gladebrügge, Mözen, Högersdorf, Schackendorf und Klein Niendorf, das damals selbstständig war und weit außerhalb Segebergs lag. Vergleichen kann man mit den heutigen Verhältnissen gut, wenn man den „Hartmann Plan Bad Segeberg, Amt Segeberg-Land und Wahlstedt" zur Hilfe nimmt.

Die Fußgänger aus Klein Rönnau gingen aus dem Bereich Wassermühle und Rahland zum hohen Westufer des Segeberger Sees und von etwa dem heutigen „Jugendaufbauwerk der Jungen" direkt am See entlang in die Stadt.

Segebergs Besucher aus Quaal benutzten die noch bestehende Straße nach Stipsdorf bis zum Wald, der den Kagelsberg als Zentrum hat. Hier bog man nach rechts ab zum Weg in Stipsdorf, der sich Rönnauer Weg nennt. Durch das Dorf

hindurch ging es an Rohlf's Bauernstelle vorbei, den Wanderweg zum Segeberger See. Am Einfluss des kleinen Baches in der ersten Rechtskurve am Anfang des jetzigen Waldes ging es in südwestlicher Richtung durch den Wald zum Eingang des jetzigen Campingplatzes. Von hier den noch bestehenden Weg zwischen Kastanienweg und Gärten der Lübecker Straße in Richtung Kirche oder Richtung Lübecker Straße.

Aus Schieren kennen wir die kurvenreiche Straße nach Segeberg. Diese benutzten die Fußgänger auch. Sie machten jedoch die Kurven nicht mit, sondern schnitten diese. Südlich von Stipsdorf ging es westlich durch den Wald (am heutigen Campingplatz) zum Stieg von Stipsdorf nach Segeberg, um von dort wie vorher beschrieben der Stadt zuzustreben.

Von Weede nach Segeberg benutzte man die direkt nach Segeberg führende Landstraße am Scheidekrug vorbei.

Auch aus Mielsdorf benutzten die Fußgänger die Landstraße nach Segeberg. Allerdings ging der Betroffene ab der Stelle jetziges Einkaufszentrum am Eingang zur Geschwister-Scholl-Straße direkt zur Kreuzung Lübecker Landstraße / Am Weinhof.

Die Klein Gladebrügger hatten auf der jetzigen Straße einen direkten Zugang zur Oldesloer Straße.

Die Wanderer aus Högersdorf benutzten zwei Möglichkeiten nach Segeberg. Es ging östlich aus dem Ort über die Travebrücke. Von der Kante des hohen Ostufers ging der Stieg direkt auf die Stelle, auf der sich jetzt der Parkplatz und die Bushaltestelle am Schulzentrum befindet. Von hier aus stand die Burgfeldstraße auf dem Weg in die Stadt zur Verfügung.

Die zweite Möglichkeit war ein Weg aus der Mitte des Dorfes nach Norden am hohen Traveufer entlang auf einen Weg, der seinerzeit von der jetzigen Abbiegung der B 432 bis zur Kaserne ging, um von da die jetzige B 206 nach Segeberg zu benutzen. Dazu muss vermerkt werden, dass die von Bad Segeberg Richtung Hamburg führende B 432 über die Trave in der jetzigen Streckenführung nicht vorhanden war und somit auf der Karte von Segeberg nicht verzeichnet ist. Sie ist so erst 1843-1846 gebaut worden. Die Straße nach Hamburg führte davor an der Mönchsmühle (jetzt Brücke über die Trave der Straße B 206) vorbei bis zur Kaserne und bog von dort nach Süden ab, wo jetzt die A 21 verläuft. Diese wurde bis Högersdorf auf der alten Landstraße erbaut.

Aus Fahrenkrug und Schackendorf konnte die bestehende Landstraße benutzt werden, da diese in direkter Linie nach Segeberg führte.

Die Schackendorfer hatten auch die Möglichkeit etwas südlich der heutigen Travebrücke am östlichen Ortsrand, wahrscheinlich durch eine Furt, das gegenüberliegende Ufer zu erreichen und südöstlich direkt den Ortsmittelpunkt von Klein Niendorf anzusteuern und dann die von dort bestehenden Wege zu benutzen.

Die Bewohner von Klein Niendorf hatten zwei Stiege zur Verfügung. Vom östlichen Ortsausgang etwa jetzt Kreuzung Dorfstraße / Ziegelstraße führte der Fußweg zur Lohmühle, jetzt Ecke Kurhausstraße / Am Kurpark. Dann südlich auf der Landstraße nach Segeberg. Zu sehen ist auf der Karte, dass die Lohmühle

ziemlich einsam lag. Die Bebauung in Segeberg endete 1822 in der Kurhausstraße an der Abzweigung zum See über die jetzige Große Seestraße.

Der zweite Weg aus Klein Niendorf führte aus dessen Ortsmitte (jetzt Schützenhof Dill) südostwärts bis zu dem vorher geschilderten Ortsbeginn Höhe Große Seestraße in Segeberg.

Die Stiege aus allen vorgenannten Orten führten vielfach über Wiesen und Äcker. Da sie infolgedessen in zunehmendem Maße die Bewirtschaftung behinderten, wurden sie größtenteils aufgehoben. Nur wenige sind noch vorhanden, so der Fußweg von Stipsdorf nach Segeberg, der unterhalb der Lübecker Straße zur Kirche führt.

Deutlich dürfte geworden sein, dass die Stiege für die Wanderer zum Teil erhebliche Abkürzungen bedeuteten.

SEGEBERG.

Sr MAJESTÄT DEM KÖNIGE

allerunterthänigst überreicht
von H.C. SCHUMACHER.

Ernst Steenbuck, Sievershütten

Lebenserinnerungen des August Christian Selk aus Tensfeld, später Seth

1888 kaufte der Landwirt August Christian Selk – gebürtig in Tensfeld – die Land- und Gastwirtschaft des Ortsvorstehers Studt in Seth. August Christian Selk wurde am 26. März 1849 in Tensfeld als Sohn des Hökers und Bauern Jürgen Hinrich Selk und der Christine geb. Ahrens geboren. Sein Geburtsort erfährt in den Lebenserinnerungen seines Halbbruders Ludwig Dohse folgende Schilderung:

Mein Heimatort ist Tensfeld bei Bornhöved, früher Kreis Plön. Seit 1869 gehört es dem Kreis Segeberg an. Es liegt im östlichen Holstein, an der Hauptstrasse von Plön nach Segeberg. Das Dorf bestand zur damaligen Zeit aus 4 Vollhufen. Jeder Vollhufner hatte 4 Pferde, 20 bis 25 Kühe, gegen 320 Morgen Ackerland und 30 Morgen Wiesen und Moor. – Ferner gab es 4 Halbhufen mit dem halben Viehbestand und Ländereien, 6 Achtelhufen mit 5 bis 6 Kühen, teilweise auch 1 Pferd, sowie 10 bis 12 Katen, die von Altenteilern und Tagelöhnern bewohnt waren.

Die Wohnhäuser waren alte Fachwerkbauten mit tief herunterhängenden, moosigen Strohdächern. Sie machten einen vertraulichen, anheimelnden Eindruck, besonders wenn der Torfrauch in dicken Wolken aus der niedrigen Tür zog, denn Schornsteine trugen sie nicht. Nur die Schule und unser Elternhaus wiesen diese Errungenschaften auf. An Wohnhäusern waren außer dem Schulhaus damals gegen 38 Stück vorhanden. Die Bewohner beschäftigten sich mit Ackerbau und Viehzucht. An Handwerkern gab es je zwei Schuhmacher, Schneider, Leineweber und je ein Tischler, Schmied, Dachdecker (Stroh), Schlachter und Kaufmann. Letzterer auch Höker genannt, dieser war mein Vater. Die Einwohnerzahl betrug zur damaligen Zeit 240 Seelen, darunter gegen 80 Schulkinder. Sie alle bekannten sich zur luth. Kirche und waren dem Kirchdorf Bornhöved eingepfarrt.

Unser Elternhaus befand sich auf dem so genannten Holmberg am östlichen Ausgang des Dorfes, war von Osten nach Westen gebaut, aus Fachwerk und mit Stroh gedeckt. Die Front war nach Norden gerichtet und lag an der Hauptstraße. Vorne vor dem Haus befand sich ein hübscher Blumengarten, welcher vom Eingang des Hauses durchschnitten wurde. Der Garten war mit einem höheren Stakett eingefasst. Vor dem Hause im Garten standen große Lindenbäume, die jeden Sommer beschnitten wurden, so dass alles einen schönen Eindruck machte. Trat man in die Haustür, dann war gleich links der Laden. Die Diele ging quer durch das Haus und war hinten mit gelbweißen Ziegelsteinen gepflastert. Vorne vor dem Laden war die Diele mit Feldsteinen ausgelegt, die uns immer das Wetter anzeigten, denn sobald die Feldsteine feucht wurden, gab es am anderen Tag Regen oder im Winter Tauwetter. Rechts von der Diele lag unsere Wohnstube, unter derselben war ein Keller. Hinter der Stube waren die Küche und die Speisekammer. An der linken Seite der Diele war noch eine große Stube, in der der Laden eingebaut war.

In beiden Stuben waren so genannte Butzen zum Schlafen vorhanden, die aber nur im Notfall zum Schlafen gebraucht wurden.

Vom Hause kam man über einen gepflasterten Hof in ein Hintergebäude, in welchem Viehstelle und Backraum waren. Auf dem Boden darüber lagerte die Feuerung (Torfsoden). Rechts und links vom Hause war noch Hofraum zur Ablagerung von Dung, Brennholz und anderen Sachen. Den übrigen Teil des Grundstücks bildete ein großer Garten, welcher terrassenartig angelegt war, mit vielen schönen Obstbäumen. Auch stand zur damaliger Zeit ein großes Bienenhaus hinten im Garten.

Der westliche Teil unseres Hauses war von acht hohen Tannen beschützt, auch befand sich unser Sod dort. Er war 10 bis 12 Fuß tief und mit großen Felsen ausgesetzt. Das Wasser wurde mittels einer Stange mit Eimer durch eine ungleiche Wippe heraufgeholt. Es war nicht schön, hatte eine dunkelbraune Farbe und schmeckte sehr moorig.

Über die Entstehung des Namens Tensfeld hat uns unser Lehrer erzählt: Es soll sich in früheren Jahrhunderten hier ein großes Kriegslager befunden haben. Die Krieger sollen den Ausdruck gebraucht haben, dass sie „tens för dem Berge" gelegen haben. Aus dem tens ist Tensfeld entstanden. Es sollen anfangs nur wenige Moorhütten gewesen sein, so unser Lehrer.

Unser Schulhaus, welches damals mitten im Dorfe lag, war von Westen nach Osten aus Fachwerk gebaut und mit Stroh gedeckt. Das Schulzimmer lag im Westen. Der Lehrer wohnte mit seiner Familie im Hause nach Osten. Bei der Schulstelle waren soviel Land, und Wiesen, dass der Lehrer 4 bis 5 Kühe halten konnte. Das Land musste von den Bauern unentgeltlich beackert werden. Die Ernte, den Dung auf die Felder fahren und soviel Torf – als zur Schule und Lehrerwohnung gebraucht wurde – mussten die Bauern liefern. Als Schulgeld musste für jedes Kind alle Vierteljahr 9 Schilling a 7 Pfennig bezahlt werden. Es waren gegen 80 Schulkinder vorhanden. Unsere Schulstube hatte einen extra Eingang, sie war 7 m breit und gegen 16 m lang. Darin stand eine Reihe Bänke und zwar 9 Stück. Auf jeder Bank saßen 10 Kinder, von den größeren Kindern aber nur je 9. Das Pult für den Lehrer stand im Norden und die unterste Bank für die Kleinen im Süden. Wir sahen alle nach Norden hin. Je weiter wir nach dem Pult aufrückten, desto höher waren wir in der Klasse. Die Schule war in drei Stufen eingeteilt, zu jeder Stufe gehörten 3 Bänke. Die Bänke waren alle nach einer Seite, daran vorbei führte ein breiter Gang. Die ersten 6 Bänke waren abwechselnd mit Knaben und Mädchen je Bank besetzt, die 3 untersten Bänke waren mit Knaben und Mädchen durcheinander besetzt.

Unser regelmäßiger Schulbesuch begann gewöhnlich jedes Jahr mit dem 1. Oktober. Bis dahin mussten alle Kinder, die als Hütejungen oder Kindermädchen beschäftigt waren, aus dem Dienst entlassen sein. Das Schuljahr endete mit dem 1. Mai, dann mussten die älteren Kinder alle wieder in den Dienst, auch viele außerhalb des Dorfes. Nur Kinder von 6 bis 8 Jahren hatten dann noch 4 bis 5 Wochen Schule und dann ruhte der gesamte Unterricht bis Anfang September, dann fingen die Kleinen wieder an. Nach dem damaligen Gesetz unter dänischer

Regierung mussten die Knaben bis zum 16. Lebensjahr, die Mädchen bis zum 15. Lebensjahr zur Schule gehen.

Der Unterricht verlief folgendermaßen: Morgens 8 ½ Uhr war Anfang. Wir mussten 3 bis 4 Gesangverse singen, dann alle aufstehen und die Hände falten. Von der oberste Bank musste jeder ein Morgengebet laut vorbeten, jeder ein anderes.

Die obersten Stufen hatten dann Religion, wir lasen in der Bibel, jeder musste ein bis zwei Verse laut vorlesen und die anderen Schüler lasen leise nach. Damit jeder wusste, wo wir waren, wurden zwischendurch Fragen vom Lehrer gestellt, die wir beantworten mussten.

Die untersten Abteilungen mussten dann auf der Schiefertafel von Tabellen abschreiben, die vor jedem Kinde auf der Bank standen. Die Tabellen ersetzten die Fibel, im Schreiben wie im Lesen. Die Schreibtabellen waren gegen 40 cm hoch und 28 cm breit, aus starker Pappe gearbeitet. Der Übungsstoff war in Schreibschrift gedruckt. Wir hatten gegen 80 Stück Schreibtabellen, für die 1. Stufe auch in lateinischer Schrift. Die Schönschrift für die ganze Schulzeit wurde von Tabellen abgeschrieben.

Nach der Religionsstunde hatten wir eine Pause von ¼ Stunde, in der sich jeder nach Belieben auf der Dorfstraße tummeln konnte. Der Lehrer rief Herein! Und nach 4 bis 5 Minuten mussten wir in der Klasse sein. Nach der Pause mussten die beiden obersten Stufen auf der Tafel rechnen und die Kleinen mussten von den Lesetabellen lesen. Dieses Lesen ging so vor sich, dass die Kinder der unteren Stufen aus den Bänken hervortreten mussten und sich jahrgangsweise bei den an der Wand hängenden Lesetabellen zusammenstellen mussten. Ein älterer Schüler aus der 2. Stufe musste dann diese Abteilung lesen lassen. Jeder aufsichtsführende Schüler bekam einen ½ m langen Stock, hiermit zeigte er den Buchstaben oder Satz an, den die Kinder laut lesen mussten. 4 bis 6 Leseabteilungen waren gleichzeitig am üben. Die Lesetafeln fingen mit einzelnen Buchstaben an und endeten bei den älteren Kindern mit ganzen Lesesätzen. Außerdem war noch ein Lesezirkel von 10 bis 12 größeren Kindern vorhanden. Sie standen oben neben dem Lehrerpult und lasen in den biblischen Historien. Ein älterer Schüler aus der ersten Stufe stand in der Mitte mit einem Buch in der Hand und leitete das Ganze, jeder musste laut lesen. Man sollte annehmen, das laute Vorlesen müsste auf die anderen Kinder, die in dieser Stunde rechnen mussten, ablenkend wirken, aber dem war nicht so. Wir waren alle so daran gewöhnt, dass wir es gar nicht beachteten. Wenn es einmal zu laut wurde, rügte es der Lehrer: Aber nicht zu laut, man kann ja sein eigenes Wort nicht verstehen. Ich hatte nichts gehört von dem Lärm, aber als der Lehrer sprach, hörten wir seine Stimme. Nach der Rechenstunde war es gegen 11 ½ Uhr, dann verkündete der Lehrer, dass nun Mittagszeit sei. Alle stürzten aus der Schule zum Mittagessen.

Um 1 ½ Uhr nachmittags ging der Schulunterricht weiter, dann mussten alle Kinder schreiben. Die drei obersten Stufen schrieben Texte von den Tabellen auf ihren Schiefertafeln. Nach ¼ Stunde Pause von 2 ½ bis 3 ½ Uhr mussten die beiden Oberstufen rechnen, die anderen wieder lesen. Von 3 ½ bis 4 Uhr sangen wir wie-

der einen Gesang, dann mussten alle aufstehen und eine Bank wieder jeder einzeln ein Abendgebet laut hersagen. Das war der Schluss.

So ging es den ganzen Winter durch, nur hin und wieder wurde Erdkunde und etwas Deutsch, auch alle 14 Tage eine Stunde Kopfrechnen eingeschoben. Außerdem wurde jeden Sonnabendmorgen aus dem Katechismus vorgelesen und zu den Festzeiten auch Weihnachts-, Neujahrs- und Ostergesänge gesungen.

August Selk wurde zu Bornhöved konfirmiert. Über seine Jugendjahre ist wenig bekannt. Er erlernte Landwirtschaft. Am 16. Dezember 1869 wurde er Soldat. Als Musketier zog er 1870 in den Krieg gegen Frankreich. Sein Kriegsstammrollenauszug weist aus, dass er bei den Gefechten Metz (14.8. 1870), Gravelotte (18.8. 1870), Noisseville (1.9. 1870), Orleans (3./4.12. 1870) und Le Mans (11. u. 12.1. 1871) dabei war. Am 15. März 1871 erhielt er die Kriegsgedenkmünze für Kombattanten. Einige Tage nach der Schlacht bei Gravelotte traf er seinen Halbbruder Ludwig Dohse, der ebenfalls die Schlacht mitgemacht hatte und lebend davongekommen war. Die geschilderten Schlachten nehmen in seinen Aufzeichnungen einen großen Raum ein. Nach dem Feldzug und seiner Entlassung aus dem Heeresdienst war August Selk in verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben als Wirtschaftler und Verwalter tätig, zuletzt in Gräberkate bei Sülfeld. Hier lernte er seine spätere Frau Maria Dora Knutzen kennen. Sie heirateten 1888. Gemeinsam strebten sie den Kauf einer Bauernstelle an. Als er schließlich eine Landstelle in Seth erwarb, musste er die finanzielle Hilfe seines Bruders und seiner drei Schwager in Anspruch nehmen. Der Bauernhof, mit dem eine Gastwirtschaft verbunden war (bis ca. 1970), wird jetzt 2005 in 4. Generation von Kuno Selk bewirtschaftet.

Aus der Geschichte des Bauernhofes geht hervor, dass der Bauernhof bis 1848 eine Pachtstelle des Adligen Gutes Borstel war. Das Dorf Seth gehörte ebenso wie die Dörfer Oering, Kayhude und Sülfeld zum Gut Borstel. Im Jahre 1848 wurden die einzelnen Bauernhöfe abgelöst. Vorher waren die Besitzer der Stellen nur Pächter gewesen. So ist noch der Pachtvertrag zwischen dem Grafen von Baudissin, Erbherr zu Borstel, und dem Halbhufner Johann Otto Studt vom 24. April 1839 vorhanden. Der Umfang und die Dauer des Pachtvertrages ergeben sich aus dem § 1 des Pachtvertrages:

Der Herr Verhäurer verpachtet die im Dorfe Seth belegene, nach der Vermessung 53 Tonnen, 81 Quadratruthen, die Tonne zu 260 Quadratruthen angegebene Halbhufe von Maitag 1839 bis dahin 1849, also 10 Jahre an den Halbhufner Johann Otto Studt zur landesüblichen Bewirtschaftung und Gebrauch für das jährliche Pachtgeld von 103 Reichsthalern und 32 Schillinge, nebst 10 Reichsthaler für die Hökerei.

Aus den handschriftlichen Vermerken geht hervor, dass die Familie Studt den Betrieb bereits seit mehreren Generationen gepachtet hatte. Der Graf behielt sich damals vor, bei Ablauf der Pachtzeit den Krug und die Hökerei von der Stelle zu nehmen und einer anderen Hufe zuzulegen. Es geht auch aus dem Pachtvertrag hervor, dass die alte Scheune – sie stand noch bis ca. 1955 im Westen der Hofanlage – um 1830 mit „herrschaftlichem Material", im übrigen aber auf Kosten des

Pächters erbaut wurde. Dafür und für das 1841 errichtete Backhaus – das um 1930 abgerissen wurde, wurden dem Pächter 61 Thaler erlassen. Die Pacht war zu 2/3 um Weihnachte und 1/3 um „Maitag“ zu bezahlen.

August Christian Selk konnte die Bauernstelle bald schuldenfrei bewirtschaften. Er pflegte ein gutes freundschaftliches Verhältnis zum Grafen von Baudissin auf Gut Borstel und hatte als Kreistagsabgeordneter viele freundschaftliche Beziehungen. Mehrere Jahre war er Ortsvorsteher der Gemeinde Seth. Den landwirtschaftlichen Betrieb erbte sein Sohn Robert, verehelicht mit Hedwig Lammers aus Stuvenborn. Ihm folgte Karl-Heinz Selk, verehelicht mit Irmgard Frahm aus Oering. Die jetzigen Besitzer Kuno Selk und Ute Selk geb. Karstens aus Seedorf bewirtschaften 80 ha Land in Seth und 25 ha in Seedorf, es werden ca. 80 Milchkühe und entsprechend Jungvieh gehalten.



Der Hof Selk in Seth – Federzeichnung von 1936

Heinz Richard Meier, Elmshorn

Hannel mit Amanda Petersill

Amanda Petersill weer 'n Wittfru, 'n paar Jahr al, un dat duur, ehr se sick wedder vermünnern kunn. Avers dat Leven güng wieder. – Um den Smart to vergeten un ok wat um de Hannen to hebben, dee se sick 'n Gaarn pachten. Dar harr se nu noog to graven un to geten, to wrachten un to wögen, to plücken un to pulen.

Un mit de Eerdbeeren, mit Kruut un Kohl, Arfen, Wörteln, Waßbohnen un Sellerie weer't ok würklich 'n Staat un 'n Freid darto. Allens kunn Amanda nich sülven opeten. Veel darvun muß nu to Geld maakt warrn. Dar weer nu de Gröönhöker Pikenpahl vun'n Wuchenmarkt, un de sä to ehr: „Wat du bringst, dat kööp ick." Dat weer 'n heel feine Saak.

Mit de Tiet wörr de Saak noch beter. Nich blots, dat Pikenpahl 'n goden Pries betahlen dee, nee, he keem na'n Gaarn un haal de Waar sülven af. Do bruuk Amanda nich mehr mit't Fahrrad un den Gröönkraam dörch de Straten klappern. Noch wat later keem Pikenpahl ok to Tieden, 'neem dat nix to Hanneln geev, man blots mal so eben vörbikieken. He weer Wittmann un dach wull ok nich jümmers blots an Kantüffeln un Kürbis, Suurkohl un Spinat. He dach wull ok daran, wo't sien kunn, wenn wedder 'n Fru bi em vor'n Heerd stünn. Un wenn he mit Gluupschogen över Amanda ehren Gaarntuun keek, rümdruckst un stamer, denn hett se wull siene Afsichten ahnt. – Avers sick noch mal wedder mit'n Mannsminsch aftasen? – Nee, dat wull se nich. Se harr ehren Gaarn kreeg för de Waar ehr Geld un darmit harr sick dat.

Un Pikenpahl meen, dat dat so nich wiedergahn kunn. He müch geern weten, woran he bi Amanda weer. Dar muß wat passeren. Dat dee dat denn ok. – He weer bi de Fru in'n Gaarn. Beide laden Kürbis op den Wagen. Un as se sick na'n Kürbis bücken dee un he sick ok bücken wull, do vergreep sick de Keerl. Do heel he kenen Kürbis, nee, do heel he Amanda in 'n Arm. – Dat weer verkehrt. „Batsch!" sä't un denn noch mal „Batsch!" Do harr Pikenpahl rechts un links wat an de Backelei kregen. Un ehr de Mann noch wat antern kunn, weer Amanda al ut ehren Gaarn rut. Op de Straat dreih se sick noch mal um: „So weer dat meent. Du schullst di wat schämen. In mienen Gaarn hest du nix mehr to soken, Pikenpahl!"

De stünn dar, schüür sick de Backen un japst na Luft. Mit Gröönkraam kunn he ümgahn, mit Fruunslüüd nich mehr. Dat harr he as Wittmann mit de Tiet verlehrt. – Amanda weer trecht mit den Keerl, wull nix mehr vun em weten. Eerst so glierig ankamen, vun'n Hannel snacken un an wer weet wat denken.

De Arbeit in'n Gaarn güng för de Fru wieder. Un allens, wat se plant un seit, pleegt un heegt harr, dat weer nu wussen in Överfloot, de Wörteln, de Röven, de Kürbis, de Kohl, de Porree un denn ok de Sellerie. Woneem hen darmit? – 'n neem hen mit den ganzen Kraam? Se harr do so 'n schönen Sellerie, een as de anner, gesunne Waar un as Kinnerköpp groot.

Pikenpahl harr jümmer 'n goden Pries betahlt, 'n heel goden Pries. Wo schull se nu to Geld kamen? – 'neem hen mit den Sellerie? – Amanda grüvel un grüvel. Se weer ene Fru, de reken kunn un reken muß. – Verköfft warrn muß de Waar. Mit 'n swaar Hart un 'n beveern Bossen güng se wedder hen na Pikenpahl. Wenn ehr Gröönkraam nich verrotten schull, denn muß de Hannel flott wiedergahn. – Un do kreeg Pikenpahl den Sellerie un ok de Petersill. Ick meen – Amanda Petersill.

Gerrit Sponholz, Bad Segeberg

Paul von Lettow-Vorbeck – eine zwiespältige Weltkrieg-Legende



Paul von Lettow-Vorbeck

1964 wurde die Bad Segeberger Kaserne nach Paul von Lettow-Vorbeck (1870 bis 1964) benannt. „Heute würden wir das nicht mehr machen", sagt das Bundesverteidigungsministerium. Paul von Lettow-Vorbeck gilt zwar als Legende in der deutschen Militärgeschichte und in manchen Zügen als durchaus weltoffen und modern für seine Zeit. Allerdings war er auch am ersten Völkermord deutscher Truppen vor rund 100 Jahren beteiligt. Sie schlugen in Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia) 1904/05 einen Aufstand der Herero nieder. Paul von Lettow-Vorbeck war damals Adjutant des brutalen Befehlshabers Lothar von Trotta. Zuvor hatte der später hoch dekorierte Infanterie-General Lettow-Vorbeck 1900/01 den Boxer-Aufstand in China bekämpft. Im Ersten Weltkrieg – 1914-1918 – befehligte er Truppen in Ostafrika. Unbesiegt gegen hundertfache Übermacht der Briten, wuchs er dort, auch bei seinen afrikanischen Mitkämpfern und den Gegnern, mit Guerilla-Taktik zum Kriegshelden. In der Weimarer Zeit gehörte er zu den Republik-Gegnern. Lettow-Vorbeck ist in Pronstorf begraben. Dort leben heute seine Tochter Heloise Gräfin zu Rantzau-Pronstorf und Enkel Hans-Caspar Graf zu Rantzau.

Als Sohn einer Offiziersfamilie wird Paul von Lettow-Vorbeck am 20. März 1870 in Saarlouis geboren. Elfjährig wird er Mitglied im Kadettenkorps. Im Abiturzeugnis bescheinigt ihm der Kaiser „allerhöchste Belobigung".

Mit 18 Jahren tritt er im Rang eines Leutnants dem „4. Garderegiment zu Fuß" bei. 1900/01 bekämpft er in China mit dem ostasiatischen Expeditionskorps den so genannten „Boxer-Aufstand". Eine Zeit, in der Kolonialisierung nicht als verwerflich und Krieg als legitimes Mittel der Politik gilt.

Lettow-Vorbeck dient in Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia). Er meldet sich freiwillig. 1904 hatten sich die Hereros gegen die deutschen Kolonialherren erhoben. Lettow-Vorbeck arbeitet als Adjutant des Generalleutnants Lothar von Trotha. Er ist für Personalersatz zuständig. Trotha geht mit äußerster Härte gegen

die Hereros vor. 70 Prozent des Volkes sterben, verdursten in der Wüste oder werden ermordet. Später erheben sich auch die „Hottentotten". Vordergründig ging es den deutschen Truppen um Schutz der Farmen, tatsächlich aber auch um Rohstoffe und Weltmachtpolitik. In den Kämpfen verletzt ein Sprenggeschoss das linke Auge von Lettow-Vorbeck. Dem Gegner zollt er für seinen taktisch geschickten Kleinkrieg hohe Anerkennung. Der gibt das Lob zurück. Einer der Anführer, Jacob Morenga, sagt in Burensprache: „De Hoftman von Lettow had sin sak goed gemakt."

Deutschland entbot in jüngster Zeit zwar tiefes Bedauern für den Völkermord. Reparationszahlungen werden aber bis heute verweigert.

Zurück in Deutschland, diente Lettow-Vorbeck in Kassel, dann bei der kaiserlichen Marine in Wilhelmshaven. Er klettert auf der Karriereleiter nach oben.

1913 ernennt ihn Kaiser Wilhelm II. zum Kommandeur der Schutztruppe im früheren Deutsch-Ostafrika (heute Tansania). Ein Jahr später beginnt der 1. Weltkrieg (1914 bis 1918). In Ostafrika begründet Lettow-Vorbeck seinen legendären Ruf als gewiefter Taktiker.

Um die deutschen Truppen an den europäischen Fronten zu entlasten, verwickelt er die hundertfach überlegenen alliierten Truppen in Afrika in endlose Märsche, Kleinkämpfe und Rückzugsgefechte. Knapp 200 deutsche Soldaten und Offiziere sowie einige hundert afrikanische Hilfskräfte entkommen bis zu 120.000 Alliierten. Die Guerilla-Taktik hatte sich Lettow-Vorbeck von den Afrikanern in Deutsch-Südwestafrika abgeschaut.

Für damalige Verhältnisse in erstaunlichem Maße schätzt Lettow-Vorbeck seine afrikanischen Mitkämpfer hoch ein. Gegen den Protest des Zivilgouverneurs bindet Lettow-Vorbeck, der zuvor deren Geschichte studiert und Suaheli gelernt hatte, die Afrikaner ein. Die Askari, wie die afrikanischen Hilfstruppen genannt wurden, verstärken die kleinen deutschen Verbände.

Für ihren Kriegsdienst stellt Lettow-Vorbeck den Askari Schuldscheine des deutschen Staates aus. 1926, acht Jahre nach Kriegsende, setzt er in Deutschland durch, dass der Staat diese Schuld begleicht.

Die vier Jahre des Ersten Weltkriegs bis 1918 halten Lettow-Vorbecks Truppen unbesiegt durch. Private Briefe aus der Heimat, die durchkommen, lässt er ungeöffnet. Die Nachrichten, fürchtet er, könnten ihn vom Kampf ablenken. Vom Ende des Krieges erfährt er durch einen britischen Boten, der abgefangen wird. Die Briten sehen in Lettow-Vorbeck offenbar einen fairen Kämpfer. Sie lassen ihm nach dem Ende des Krieges seine Waffen.

Bei seiner Rückkehr ins geschlagene Deutschland im Januar 1919 wird der unbesiegte Kämpfer von Menschenmassen triumphal in Berlin empfangen.

Im Juli 1919, in der noch jungen Weimarer Republik, führt er ein Korps rechtsorientierter Freiwilliger. Es vereitelt in Hamburg die Machtübernahme der linksgerichteten Spartakisten. Mit der Republik kann sich der Monarchist nicht anfreunden. Lettow-Vorbeck empfindet den Reichspräsidenten Friedrich Ebert (SPD) als „erhebliche Zumutung".

Im Kapp-Putsch 1920 schließt er sich den rechten Revolutionären an, sieht sich wie einige andere Adelige und Offiziere als Verkörperung des „Vaterlandes“. Er verhaftet Mecklenburg-Schwerins demokratische Staatsregierung. Der Putsch scheitert nach wenigen Tagen. Lettow-Vorbeck muss die Reichswehr verlassen. Er schreibt Bücher, unter anderem den Beststeller „Heia Safari“ mit Berichten über seine Zeit in Afrika. Er steigt zum Bankdirektor in Bremen auf. Auch politisch engagiert er sich kurzzeitig. Von Mai 1929 bis Juli 1930 sitzt er für die Deutschnationale Volkspartei im Reichstag, eine rechte Gruppe, die das parlamentarisch-demokratische System der Weimarer Republik ablehnt und die Monarchie zurücksehnt. Ein wichtiger Wortführer dieser Bewegung ist zeitweilig der rechtsextreme Medienzar Alfred Hugenberg. Mit den Nazis scheint sich Lettow-Vorbeck nicht einzulassen. Den NS-Propagandaminister Joseph Goebbels bezeichnet Lettow-Vorbeck abfällig als „reaktionär“.

Im Zweiten Weltkrieg (1939 bis 1945) fallen zwei Söhne. Das Haus in Bremen wird zerstört. Lettow-Vorbeck zieht nach Hamburg. Alte Mitkämpfer aus Ostafrika haben ihm ein neues Heim nahe der Elbchaussee verschafft.

In den Nachkriegsjahren versucht er, mit kleinen Geschäften zu überleben. So feilt er unter anderem Hirschhornknöpfe und Pfeifen, die er verkauft – auch an ehemalige britische Kriegsgegner, zu denen er noch Kontakt hat.

1953 reist er auf Einladung einer deutschen Illustrierten drei Monate zu seinen alten Kampfstätten nach Afrika.

1964, am 9. März, stirbt er im Alter von 93 Jahren in Hamburg. Beerdigt wird er am Freitag, 13. März, neben seiner 1953 gestorbenen Frau Martha auf dem Friedhof in Pronstorf.

1000 Trauergäste versammeln sich. Darunter ist Bundesverteidigungsminister Kai-Uwe von Hassel. Er lobt Lettow-Vorbecks „Ritterlichkeit, Gerechtigkeit und Anständigkeit“. Auch zwei Askari-Kämpfer aus Ostafrika stehen am Grab. Sie sind auf Einladung der Bundesregierung eingeflogen. Der Bürgermeister von Saarlouis ist ebenfalls gekommen. Die Geburtsstadt hatte Lettow-Vorbeck 1956 zum Ehrenbürger ernannt.

In seinem Vermächtnis hat Lettow-Vorbeck angeordnet, am Grab auf den dumpfen Trommelwirbel zu verzichten, den gewöhnlich das Protokoll der Bundeswehr vorsieht. Stattdessen wird der Preußen-Marsch intoniert. Der Sarg ist mit der schwarz-weißen Fahne Preußens bedeckt, nicht mit der schwarz-rot-goldenen der Bundesrepublik.

Die angesehene englische Tageszeitung „The Times“ widmet dem Verstorbenen einen ausführlichen Nachruf: Lettow-Vorbeck genieße „verdientermaßen ein hohes Ansehen als Befehlshaber in Ostafrika. Seine Landsleute sahen in ihm einen ihrer größten Nationalhelden, und bei seinen Gegnern, sowohl Briten wie Buren, galt er als geschickter, großherziger und ritterlicher Soldat.“



Begraben wurde Lettow-Vorbeck 1964 in Pronstorf. Unter den 1000 Trauergästen war der damalige Bundesverteidigungsminister Kai-Uwe von Hassel.

Ulrich Bärwald, Sülfeld

Das Leben im Kirchdorf Sülfeld um 1900

Lebenserinnerungen der Pastorenfamilie Faust

– in Fortsetzung –

An der heute annähernd 800 Jahre alten Kirche zu Sülfeld war in der Zeit von 1869 bis 1903 der aus Hessen stammende Reinhard Theodor Faust als Pastor tätig. Er bewohnte mit seiner Familie das aus dem Jahr 1773 stammende Pastorat am Markt neben der Kirche. Während dieser Zeitspanne wurden dem Pastorenehepaar hier insgesamt neun Kinder geboren: Ein Junge starb früh, und die siebenjährige Elisabeth ertrank am 26. August 1880 in der Pastoratsschlucht hinter dem Haus im Bett des ehemaligen *Alster-Trave-Kanals*.

In der 50. Ausgabe des *Heimatkundlichen Jahrbuches für den Kreis Segeberg*, 2004, sind die so prägenden, nachhaltigen und auch lebensbestimmenden Eindrücke und Erinnerungen an die behütete Kindheit in Sülfeld des Pastorensohnes Georg Faust, geboren 1877, verstorben 1969, abgedruckt.

Nachfolgend sind wiedergegeben *Meine Erinnerungen an Sülfeld* des weiteren Pastorensohnes Johannes Faust, geboren am 5. Mai 1881 als siebtes Kind des Pastorenehepaares Reinhard Theodor Faust und seiner Ehefrau Karoline, geborene Henkel.



Die Pastorenfamilie Faust um 1900 im Pastoratsgarten; sitzend in der Mitte Pastor Reinhard Theodor Faust

1895 schickt Pastor Faust seinen Sohn Johannes auf das Matthias-Claudius-Gymnasium in Hamburg-Wandsbek. In Tübingen und Kiel studiert er Medizin. 1906 macht er sein Staatsexamen. Nach zweijähriger Tätigkeit als Assistenzarzt in Kiel, Lübeck und Berlin läßt sich Dr. Faust als praktischer Arzt in Bad Oldesloe nieder, von wo er auch Patienten aus seinem Geburtsdorf Sülfeld betreut. Aus gesundheitlichen Gründen übersiedelt er 1919 nach Hannover. Aus dem gleichen Grund stellt er sich 1923 auf zahnärztliche Tätigkeit um. Sieben Jahre später entdeckt Dr. Johannes Faust eine Heilmethode, die endlich seine eigenen Gesundheitsstörungen, die ihn schon seit seiner Jugendzeit in Sülfeld zu schaffen machen, ausheilen. Es handelt sich um eine Entdeckung auf dem Gebiet der Psychotherapie. Diese hat eine selbständige Bedeutung bei körperlichen Krankheitszuständen, die hauptsächlich seelischen Ursprungs sind und bei Leiden rein seelischer Art, die als Reaktionen auf Lebensschwierigkeiten, mit denen der Patient nicht fertig werden kann, eintreten können. Dr. Faust publiziert mehrfach seine medizinischen Heilungserkenntnisse. Er verlebt seinen Ruhestand in Flensburg, wo er 1974 verstirbt.

In Erinnerung blieb mir natürlich am stärksten der tägliche Rahmen jedes Tages in unserem Pastorenhaus. Um 8 Uhr vormittags wurde gemeinsam Kaffee getrunken. Davor las unser Vater regelmäßig den Morgensegen aus einem Buch vor und schloß mit dem Vaterunser. Dazu kamen auch stets unsere Köchin Line Peters und die auch sehr anhängliche Dienstmagd Emma Tegen in die Wohnstube. Mittags vor und nach dem Essen ein Tischgebet, beim Abendessen ebenso, und vor dem Schlafengehen las unsere Mutter aus einem anderen Buch den Abendsegen.

Die Dorfschule habe ich auch 2½ Jahre besucht. In der *Lüttschool* hatten wir einen Lehrer Ahrens. Dieser Lehrer pflegte sehr oft am Montagmorgen Kopfschmerzen zu haben, was wir uns damals gar nicht erklären konnten. Bei Herrn Wisser in der *Mittelschool* war ich noch ein halbes Jahr. Von ihm bekam ich zwei Mal einen Denkzettel mit dem Rohrstock auf die Hände, wegen Unaufmerksamkeit und Träumens zum Fenster hinaus. Unserer Klasse gegenüber wurde das Strohdach der Durchfahrt des Gasthauses Kieckbusch abgerissen, was uns Kinder natürlich dauernd verleitete, hinauszuschauen.

Wir wurden damals in der Schule noch nach Leistungen gesetzt. Das Rauf- und Runterkommen spielte eine große Rolle. Einmal wurde ein kleines Mädchen um eine ganze Bank heruntergesetzt. Ich sehe noch heute ihr tränenüberströmtes, trostloses Gesichtchen, als sie von ihrem Platz abzog. Ich wollte selbst gern Erster werden. Doch brachte ich es nur bis zum zweiten Platz. Erster war immer der Sohn unseres Landarbeiters Bernhard Poggensee. Er war ein netter begabter Junge, starb aber ein oder zwei Jahre später an Diphterie. Diese Krankheit und Scharlach forderten damals jedes Jahr einige Opfer im Dorf.

Wir Geschwister wurden dann einige Jahre durch Privatlehrerinnen im Hause unterrichtet, und wir Brüder in den Gymnasialfächern von unserem Vater. Dieser Unterricht wurde aber oft durch die berufliche Inanspruchnahme unseres Vaters unterbrochen. Solche Freizeiten waren uns Kindern natürlich immer sehr will-



Die Pastorensöhne Faust um 1900 vor dem Sülfelder Pastorat von 1773

kommen. Denn das gab Gelegenheit, uns in unserer Landwirtschaft zu tummeln, solange unser Vater diese betrieb – bis 1894.

Es war uns dann ein unüberwindbarer Kummer, als eines Tages alles, was mit unserer Landwirtschaft zusammenhing, auf dem Hofe vor dem Pastorat verauktioniert wurde und fremde Leute mit unseren beiden geliebten Pferden Hans und Peter sowie den Kühen davonzogen. Die Stille und Leere in der großen alten Scheune, 1906 dann auf Abbruch verkauft, war mir zuerst unheimlich. Der Versuch, unseren Milchbedarf durch zwei Ziegen zu decken, wurde bald aufgegeben, als Sülfeld 1894 eine eigene Meierei bekam.

Es wurde alles verkauft, was nicht *eisern* war. *Eisern* hieß: zum eisernen Bestand gehörig. *Eisern* war z.B. die alte schwere aber weich gepolsterte Pastoratschaise. Sie konnte durch verstellbare Glasfenster die Insassen sehr dicht und warm vor Unwetter schützen. Unser Vater war aber so wetterhart, daß er dieses schwerfällige Gefährt nie benutzte, sondern er schaffte sich selbst einen leichteren Wagen an, mit dem er bei jeder Kälte fuhr. Wenn wir Kinder dann einmal mitfahren durften, haben wir diesen leichten Wagen stets verwünscht. *Eisern* war auch ein sehr geräumiger Schlitten. Der Pastor sollte bei jedem Wetter zu Sterbenden fahren können.

Eisern war auch im Pastorat ein Archivschrank, und darin unter anderem das sogenannte *Kaspelzeug*. Der Name ist eine Ableitung und bedeutet ursprünglich *Karkspeeltüch*, das heißt, es gehörte eisern dem Kirchspiel, der Gemeinde, und bestand aus drei verschieden schönen Taufkleidern, die billigste Art unentgeltlich, die zweite kostete etwas und die beste natürlich einiges mehr.

Dieses Taufzeug war vor Zeiten von der Gemeinde angeschafft, damit bei den Taufen während des Gottesdienstes ein anständiges Aussehen der Kinder gewährleistet war.

Eisern war in der Gesindekammer neben der Küche auch ein zweischläfriges Bett. In ihm schliefen damals noch die Köchin und das Dienstmädchen zusammen.

Als ich heranwuchs wurde ich immer mehr im Garten beschäftigt. Anfangs behagte mir dieses natürlich gar nicht. Später hatte ich auch Gefallen daran. Ebenso mochte ich auch nicht von unserer Mutter mit einem Suppentopf und Essen darin zu Kranken oder Alten ins Dorf geschickt werden. Später, als ich etwas verständiger geworden war, habe ich ruhig in Primaner-Mütze Essen ausgetragen.

Meine Lust im Garten zu arbeiten wurde wesentlich gesteigert als ich von einem pensionierten Beamten, der nach Sülfeld zog, namens Stüben, lernte, Rosen zu okulieren. Dieses war im Dorf bis dahin anscheinend ganz unbekannt. Meine ersten Versuche schlugen zwar fehl. Aber als ich mich 1908 in Oldesloe als praktischer Arzt niedergelassen hatte und einen schönen Garten besaß, habe ich diese Kunst mit gutem Erfolg ausgiebig angewandt.

Wir Kinder hatten ein geradezu herzliches Verhältnis zu unseren Leuten, wie wir damals einfach sagten. Zwei Tage vor meiner Geburt, am 5. Mai 1881, war ein neuer Knecht namens Wilhelm Blunck zu uns gekommen und blieb als Leiter der Landwirtschaft bei meinem Vater zwölf Jahre. Er begleitete also mein Heranwachsen zwölf Jahre lang und verließ uns 1893, um sich zu verheiraten. Er heiratete eine Witwe in Oering, welche eine Krämerei mit etwas Landwirtschaft besaß. Als ich in Oldesloe Arzt war erfuhr ich, daß er an einem unheilbaren Krebsleiden daniederlag und habe ihn noch kurz vor seinem Tode auf dem Fahrrad in seiner neuen Heimat besucht. Er war ein prächtiger Mensch und mein bester Freund. Ich höre immer noch sein *Hannes, wullt du mitföhrn?*, wenn er aufs Feld fuhr. Das tat ich natürlich zu gern. Er ritt auf dem Sattelpferd Hans und ich ohne Sattel auf dem Beipferd Peter und mußte mich an den Ringen des Zaumzeuges festhalten. Gern ließ Wilhelm Blunck dann die Pferde traben, wobei ich in Gefahr kam, herunterzufallen. Doch hielt er mich dann sorgsam fest.

Die Freundschaft mit unserer Line Peters und Emma Tegen pflegten bis zu ihrem Tode meine Schwestern weiter.

Einer der stärksten Eindrücke in meinen Erinnerungen war die Musikalität in unserem Pastorat. Es war ganz im Sinne Martin Luthers, die ganze Familie beteiligte sich daran. Unser Vater selbst spielte wenig Klavier und Geige. Er hatte aber das absolute Gehör und konnte deshalb nicht nur auf reinen Ton halten, sondern auch jeden Ton nur mit dem Ohr erkennen. Auch gab er uns viel Anregung zum Klavierspiel und Tonsatz.

Mein Bruder Georg spielte schon sehr früh sehr gut Klavier und hatte eine gute Tenorstimme. Ich selbst spielte auch bald für den Hausgebrauch ganz annehmbar Klavier und hatte eine ganz ordentliche Mittelstimme. Unsere drei Schwestern konnten im Chor gut mitsingen, und unsere Mutter summte leise mit. An schönen Sommerabenden sangen wir oft, verstärkt durch Sommer- und Dauergäste, unsere

schönen Lieder von unserem *Olymp* in der Schlucht in den Abend hinaus, ein- und zwei- und dreistimmig, und als ich im Jahre 1929 mein Sülfeld einmal wieder besuchte und bei meinem Freund Hermann Ebeler zu Gast war, kam er darauf zu sprechen und sagte: *Wie war es doch damals schön, wenn Ihr von Eurem Olymp aus ins Dorf sanget.* Wir selbst hatten uns dieses nie klar gemacht.

Auch unter unseren Sommer- und Dauergästen waren mehrere hochmusikalische Menschen. Die eine Dame, um nur eine zu nennen, Emily Sibell, war auf dem Hamburger Konservatorium ausgebildet und hatte einen Bruder, welcher ausgezeichnet Cello spielte. Er kam oft über das Wochenende oder über die Festtage von Hamburg her und hat von Bargteheide aus ganz zu Fuß sein Cello nach Sülfeld getragen, um mit meinem Bruder Georg am Klavier zu musizieren. Vom einfachen Volkslied bis zur vierhändigen Symphonie erklang es in unserem Haus. An ernsten kirchlichen Feiertagen durfte nur angemessen Musik gemacht werden. Etwas, was es damals zum Glück noch nicht gab, war Jazz-Musik. Wir hätten sie auch nicht gespielt.

Unvergeßlich bleibt mir auch immer die landschaftliche Schönheit unseres Pastoratsanwesens. Allein schon die einzigartige gutshofähnliche Anlage der drei Gebäude, das Haus, die beiden Scheunen rechts und links, der geräumige Hof dazwischen mit der großen Linde und ihrer umlaufenden Bank, unter der wir viele Mahlzeiten eingenommen haben; dann die besondere Schlucht hinter dem Garten mit dem durchfließenden Bächlein und dem dichten Erlenbestand, alles in schöner Ordnung, und dann der einzigschöne Übergang in die Wiesen, Felder und den sogenannten Heller. Als Kind hat man ja nicht so sehr das Auge dafür, aber als ich im Herbst 1895 nach Wandsbek auf das Gymnasium gekommen war und ein Winterhalbjahr bei einer sonst sehr netten Familie in der äußerst häßlichen Umgebung der Helbingschen Fabriken zugebracht hatte und dann zu den ersten Pfingstferien wieder nach Sülfeld kam und sah den Kranz der großen alten Kastanien um den Kirchhof und unseren Garten in voller Obstbaumblüte, da ging mir das Herz voll auf, was ich nie vergessen werde. Und auch dieses werde ich nicht vergessen: Als ich viele Jahre nach unserem Fortzug mein Heimatdorf wieder sah und unter anderem auch den Bauern Fritz Scheel in der Ecke besuchte, führte er mich auf die Höhe seiner Hauskoppel am Beste-Tal und sagte zu mir: *Wenn ick hier morgens Klock fief stah und seh de Sünn in Osten upgahn – wat is dat schöön! Dann tusch ick mit keen Minschen op de ganze Welt.* Die Seite zum Beste-Tal ist eben besonders schön. Zu meinen lieben Erinnerungen gehört auch, wie gern ich bei Gelegenheit zu Besorgungen bei den verschiedenen Handwerkern diesen bei ihrer Arbeit zusah und mit ihnen klugschnackte. Zu diesen gehörte besonders Schuster Timm, Tischler Timm und Schneider Buthmann vom Großen Graben.

Aus der Zeit als die Cholera im Dorf war, 1892, erinnere ich noch, daß niemand im Dorf war, der in der Cholerabaracke einen Ofen aufstellen wollte – auch der einzige Töpfer im Dorf nicht. Da hat unser Vater einen alten abgewrackten Ofen, der in unserer Scheune stand, auf der Schiebkarre zur Baracke gefahren samt Lehm und Wasser und hat ihn darin selbst aufgestellt. Auch hat er die an Cholera

Gestorbenen ordnungsgemäß zum Grab begleitet, obgleich dafür der 2. Pastor zuständig war.

Als damals unser Bruder Wilhelm aus dem cholera-verseuchten Hamburg nach Hause kam, um dann zum Militär einzurücken, mußte sein Zeug desinfiziert werden. Eine Desinfektionsanstalt gab es natürlich nicht; außerdem wußte man damals noch sehr wenig von Desinfektion. Da machte unser Vater im Waschhaus in der kleinen Scheune ein Drahtgestell, hing den Anzug darüber und zündete darunter ein kleines Holzfeuer an, dessen Rauch die Desinfektion besorgen sollte. In einem unbewachten Augenblick brach aber das Drahtgestell zusammen, und der Anzug war hin. Es waren ja auch die ersten Jahre der Bakterienwissenschaft.

Der Weg zu Fuß nach Bargteheide mit seinen 9 Kilometern war oft lästig. Jedes Mal, wenn nach den Ferien der Schulunterricht wieder begann, hin- und wenn die Ferien anfingen, wieder zurück. Aber dennoch ging dieser Weg später so sehr in meine liebgewordenen Erinnerungen ein, daß ich, nachdem mich das Schicksal längst nach Hannover verschlagen hatte, auf meinen Heimatreisen zwei Mal den Weg von Bargteheide nach Sülfeld trotz der bestehenden Eisenbahn zu Fuß gewandert bin. Das eine Mal habe ich wegen der großen Mittagshitze eine Pause gemacht und habe in Elmenhorst auf einer Brachkoppel eine Stunde zu Mittag geschlafen. Am Rande von Elmenhorst – die paar Häuser wurden Siebenbergen genannt – war eine Gastwirtschaft, deren Wirt Adolf Vesper hieß. Er war wegen seiner Originalität so sehr geschätzt, daß jedermann, der dort vorbeikam, bei ihm einkehrte, um ihn zu genießen; so auch wir Sülfelder Pastorensöhne auf jedem Weg von und nach Bargteheide. Adolf Vesper war dabei so anständig, daß er sorgsam darauf achtete, daß niemand von ihm zu spät fort ging und in Bargteheide den Zug versäumte. Auch unsere Eltern, wenn sie mit unserem Pferd und Wagen des Weges kamen, sowie die häufigen Gäste aus Hamburg ließen dort kurz zu einem kleinen Likör halten, den Vesper meinen Eltern stets umsonst mit unnachahmlicher Grandezza kredenzte. Zuletzt blieben unsere Pferde vor dem Wirtshaus ganz von selber stehen, ohne daß der Kutscher sie anhielt. Auch uns Söhne behandelte Adolf Vesper stets sehr großzügig.

Das Sülfelder Vogelschießen blieb mir in lieber Erinnerung und ist von mir, was wohl niemand in Sülfeld ahnt, nachdem ich 1919 nach Hannover gezogen und dort bald Vorsitzender des dortigen Schleswig-Holsteiner Bundes geworden war, in diesem als Höhepunkt des Vereinslebens im Sommer eingeführt worden.

Für die Männer das Schießen mit der hölzernen Armbrust und Bleibolzen nach einem hölzernen Vogel auf hoher Stange, für die Frauen Topfschlagen und für die Kinder andere Spiele. Es gab richtig König und Königin mit blau-weiß-roten Schärpen, König- und Königin-Abholen mit Musik und Fahne, Königstanz und andere heimische Tänze.

Im Winter führte ich das beliebte Schwarzsauer-Essen ein. Das Kochen mußten unsere Frauen besorgen, da die Wirte es nicht kannten. Im letzten Krieg schlief das Vereinsleben ein und damit das Sülfelder Vogelschießen.

An Volkstrachten war kaum noch etwas zu sehen. Nur noch unsere Emma Tegen und Ebelers Dienstmädchen trugen noch die violetten Beiderwandröcke zusammen



Die Dienstmagd Emma Tegen der Pastorenfamilie Faust um 1900 auf dem Pastoratshof; im Hintergrund die Silhouette des Treppengiebels der Sülfelder Kirche

mit schwarzem Mieder, bei der Arbeit ältere abgetragene Sachen. Meine Schwester Selma erinnert daran, daß auch die Mägde des Borsteler Schlosses diese Tracht trugen. Von unserer Emma Tegen wie auch den Ebeler´schen Mädchen erinnere ich noch, daß sie viel, besonders beim Kühemelken fleißig sangen, zumeist traurige gefühlvolle Lieder über die Untreue der Männer. Es waren bisweilen auch lustigere Texte, so das Lied *Mädchen, liebst Du mich, ich bin ein Bäcker, kann Dir Kuchen backen süß und lecker usw.*

Zur Zeit der Hamburger Sommerferien wuchs die Zahl unserer Gäste im Haus am stärksten. Ich habe einmal bei Tisch 22 gezählt. Dann kam mehrere Jahre ein älterer Schuljunge, Willi Suhr, Sohn eines Arbeiters aus dem Dorf, als kleiner Hausknecht zu uns. Mit ihm freundete ich mich an, und wir haben viel gemeinsam betrieben, u. a. den Krebsfang mit der Hand in der Beste, was ich von ihm lernte. Damals waren viele Krebse in der Beste. An einem besonders ertragreichen Sonnabendnachmittag fingen wir 72 Stück. Waren es wenige, so kochten und aßen wir sie selber, sonst versuchten wir sie zu verkaufen, die großen zu 2 Pfennige, die kleinen zu 1 Pfennig. Später erfuhr ich, daß alle Krebse in Deutschland durch eine Krebspest ausgestorben seien.

Als die Reallieferungen an die Sülfelder Pfarre in Bargeld abgelöst wurden, ist anscheinend ein Ort vergessen worden, denn noch weit in die 1890er Jahre hinein erschien im Herbst regelmäßig ein Ackerwagen aus Grabau, gezogen von zwei weißen Ochsen, und brachte unserem Vater drei Zentner Roggen, einen großen runden Käse und zwei Zöpfe Flachs sowie 36 Pfennige in bar; letztere dafür, daß jeden Sonntag im großen Bittgebet von der Kanzel die Formel gesprochen wurde *Segne auch Grabau und Hoherdamm*. Der bringende Arbeiter erhielt immer die 36 Pfennige als Trinkgeld und ein gutes Frühstück in der Gesindestube. Es ging bis zu der Auflösung der Landwirtschaft in vielen Dingen bei uns noch nach bäuerlichem Vorbild. Der Pastor sollte eben der studierte Bauer im Dorf und in allem christliches Vorbild sein.

Das Pastorat ist deshalb auch ursprünglich ein richtiges Holsteiner Landbauernhaus gewesen, bei dem der Wohnteil an der Scheune war und die Wasserpumpe



Für Sommer-Pensionsgäste, vorwiegend Töchter Hamburger Kaufmannsfamilien, sind Zimmer im Bodengeschoß des großen Pastorates hergerichtet – um 1900.

dicht hinter der Küchentür. Als dann im Jahre 1773 der Wohnteil wohl wegen Baufälligkeit abgebrochen und das Wohnhaus in seiner jetzigen Stelle erbaut wurde, blieb die Pumpe wo sie war und alles Wasser mußte von den Mägden die weite Strecke auf der Schultertracht in die Küche getragen werden. Da in dem sehr tiefen Brunnen viele Frösche lebten, kam nicht selten ein abgerissenes Froschbein mit in die Küche in die Wassertonne, was uns nicht störte, da wir es gewohnt waren.



Küchenbetrieb im Pastorat – um 1900

Den Bestand unseres Dorfes vor 1900 hat mein Bruder Georg so vollständig beschrieben, daß dem wenig hinzuzufügen ist. Er hat auch von dem Großen Brand im Frühsommer 1891 berichtet, der auf mich bei meinen zehn Jahren einen schrecklichen Eindruck gemacht hat. Ich war bei jedem Feuer im Dorf sehr aufgeregt, und als in der Sylvesternacht 1900 das strohgedeckte Häuschen der Witwe Finnern, das vorletzte am Borsteler Weg, abbrannte, lief ich im Galopp hin und war stolz, daß ich noch einige Kleinigkeiten aus der Küche des brennenden Hauses retten konnte. Dann sah ich, wie andere Hinzugekommene die Sachen wieder ins Feuer warfen. Längere Zeit war ich empört und verstand erst später den Sinn dieses Vorgehens.

Mein Bruder Georg wies auch auf Mehreres hin, was es in Sülfeld damals noch nicht gab. Ein solcher Umstand betraf mich selbst sehr schmerzhaft, denn das Weihnachtsfest 1887 war mir durch starke Zahnschmerzen reichlich verdorben worden. Ich wurde von den Eltern vertröstet, am Tage nach dem Fest würde mir unser guter Dr. Röse den Zahn ziehen. Dieses geschah auch, aber eben wegen des nicht vorhandenen örtlichen Betäubungsmittels unter großem Schmerz, da der Zahn zwei Wurzeln hatte. Im nächsten Jahr fing das gleiche Übel kurz vor den Weihnachtstagen an der anderen Seite an, und ich besaß tatsächlich den Mut, mir den schuldigen Zahn auch wieder ohne Betäubung ausziehen zu lassen. Als im Jahr 1891 nach dem Fortzug Dr. Röses ein Dr. Esmarch in unser Dorf und somit in unser Elternhaus kam und auf meiner Stirn einen schwarzen Leberfleck entdeckte, erbot er sich, mir diesen Schönheitsfleck mit einem neuen Einspritzmittel schmerzlos zu entfernen, und zwar umsonst. Meine Mutter und ich waren damit einverstanden, und so wurde ich der erste, welcher in Sülfeld eine örtlich betäubende Einspritzung bekommen hat. Ich war damals sehr stolz darauf.

Als ich mir aber im Jahre 1887 in unserem Garten mein linkes Bein brach, wurde ich beim Eingipsen noch von Dr. Röse dabei chloroformiert. Das gab es immerhin schon. Hierbei möchte ich bemerken, daß der Tod unserer Schwester Liesbeth durch Ertrinken in unserem Garten in der Schlucht am 20. August 1880, dann ein Beinbruch meines Bruders Georg und mein Beinbruch reichlich viel waren für die damalige ruhige Zeit.

Der Bauer und das Kirchenvorstandsmitglied Johann Timm war mein Taufpate, nach dem ich Johannes getauft wurde. Er kam oft in unser Haus, und als ich beim Heranwachsen etwa mit fünf oder sechs Jahren mit ihm darüber ins Gespräch kam, versprach er mir als Patengeschenk ein Fohlen von einer seiner Stuten. Als ich erfuhr, daß ein solches da war, ging ich von Zeit zu Zeit zu ihm, um mir das Fohlen zu holen. Aber immer hieß es *Dat is dor achtern up de Weid; ick heff nu keen Tied*. Langsam merkte ich in meiner kindlichen Unschuld, daß ich genaseführt wurde und daß die Worte der Großen nicht immer wahr und verläßlich seien. Eine meiner ersten Enttäuschungen.

In ständiger Erinnerung ist mir auch geblieben die Liebe zur plattdeutschen Sprache. In der Familie wurde zwar nur hochdeutsch gesprochen, zumal unsere Eltern beide aus Hessen stammten, aber mit unseren Leuten sprachen wir nur platt, ebenso mit allen Menschen im Dorf. Es hat mir aber auf dem Gymnasium im

deutschen Aufsatz manchen dicken Fehler eingetragen, wenn ich in eine fehlerhafte plattdeutsche Satzkonstruktion verfiel. Umgekehrt war es eine Erfüllung eines Bedürfnisses, daß ich später in Hannover in meinem Schleswig-Holsteiner Verein fleißig davon Gebrauch machen konnte. Nach meiner Zur-Ruhesetzung habe ich sogar einige plattdeutsche Erzählungen veröffentlicht.

Unvergeßlich bleibt mir der Schreck, der uns durchfuhr, als uns Kindern nach dem Schlaganfall unseres Vaters klar wurde, daß wir unser Geburtshaus, Garten, Feld und unser Dorf verlassen mußten. Es war davon ja nichts unser Eigentum. Daran hatten wir noch nie gedacht. Und dann kam beim Auszug noch Folgendes: In Sülfeld hatte es bis dahin, bis 1903, noch keinen gepflasterten oder chaussierten Weg gegeben. Bei unserem Auszug war gerade zum ersten Chaussee-Bau die Dorfstraße aufgerissen. Da konnte unser großer Möbelwagen nicht in Richtung nach Oldesloe-Reinfeld zum Dorf hinaus, sondern mußte den Umweg über Borstel und Tönningstedt nehmen. Dabei blieb er mitten im tiefen Sand in der Steigung des Borsteler Weges stecken, so sehr der Fuhrmann auch auf die armen Pferde einhieb. Alle Nachbarn kamen aus den Häusern zur Hilfe. Ich sehe noch, wie der Krämer Carl Koch und der Uhrmacher Prestien in die Hände spuckten und mit *Hallo* in die Speichen griffen. Der Wagen wurde wieder flott.

Als alle Wagen fort waren, fuhren meine Schwester Gertrud und ich mit unseren Rädern hinterdrein und winkten bewegt noch einmal von dem ansteigenden Weg hinter der Brücke nach unserem *Jugendparadies Sülfeld* zurück.

Und damit will ich auch schließen.

Es folgen aus den Kindheitserinnerungen der Pastorentochter Gertrud Faust ihre Erlebnisse mit Tieren auf dem Pastoratsgrundstück in Sülfeld um 1900 *Gefährten der Kindheit-*

Das ehrwürdige Pastorat in Sülfeld hat wohl kaum jemals so lebhafte und fröhliche Jahre gesehen wie in der Zeit von 1869 bis 1903, als unser Vater Reinhard Theodor Faust dort seines Amtes waltete. Von 1870-85 stellten sich dort neun Kinder ein, von denen ein Knabe früh starb und die siebenjährige Elisabeth 1880 im Teich hinter dem Haus ertrank. Nach diesem traurigen Ereignis wurde der Teich abgelassen und der sumpfige Grund mit Erlen bepflanzt. So entstand unsere geliebte Schlucht, ein Überrest des spätmittelalterlichen *Alster-Trave-Kanals*. Hier war für uns Kinder ein wahres Paradies, nicht minder für die Vögel, in denen wir unsere Freunde und Schutzbefohlenen sahen. Der ausgedehnte Garten und die anstoßenden Felder boten uns und unseren Kameraden schier unbegrenzten Raum für herrliche Spiele; und da bis zum Jahre 1894 auf der Pfarrstelle noch Landwirtschaft betrieben wurde, so bereitete uns das Zusammenleben mit vielen Tieren immer neue Freuden.

In den ersten Tagen des Mai 1881 gab es zwei große Ereignisse: Im Pastorat zog ein kleiner Junge ein, Johannes (s. o.), der letzte von fünf Brüdern, im Alter zwischen mir und den beiden jüngsten Schwestern stehend; und in der Scheune zogen unsere beiden neuen Pferde ein, zwei schöne junge Braune, *Hans und Peter*, zwei Brüder, die uns bis zur Aufgabe der Landwirtschaft treu gedient haben. Wie gern ritten wir mit, wenn sie beschlagen wurden oder wenn es aufs Feld ging; oder auf



Noch bis 1894 betreibt Pastor Faust auf dem Pastoratsgelände Landwirtschaft; abgebildet ist ein Erntewagen vor der Pastoratsscheune von 1835 rechts, der heutigen Remise.

dem Bock neben unserem Kutscher Wilhelm Blunck zu sitzen, wenn sonnabends liebe Gäste mit der Kutsche von der Bahn in Bargteheide abgeholt wurden. Auch durfte oftmals eines von uns Kindern unseren Vater auf seinen vielen Fahrten in die Gemeinde begleiten.

So kamen wir einst von Borstel zurück, ich war noch sehr klein, erinnere mich aber dieser herrlichen Fahrt noch ganz genau, als die jungen Braunen oben beim neuen Friedhof scheuten, so daß sie im Galopp den Berg hinunter rasten. Unser Kutscher konnte sie auch nicht halten, als sie in den heimischen Hof einbogen. Mein Vater hatte mich in den Arm genommen, um mich, falls der Wagen an den Prellsteinen der Hofeinfahrt umschlagen sollte, auf den Kirchhof zu werfen. Aber die Pferde machten zum Schluß ihre Sache gut, sie brachten den Wagen heil durch die Einfahrt und blieben dann ruhig auf unserem Hof stehen. Eine solch wilde Fahrt haben sie nie wieder gemacht; nur mußte der Kutscher scharf auf sie passen, als die ersten Autos unser Dorf besuchten, hochbeinige Stuhlwagen mit viel Geräusch. Ebenso glücklich verlief ein anderes Erlebnis: wir waren zum Schiefen Berg gelaufen, wo die Kühe gingen und verfielen auf die Frage, ob man eine Kuh reiten könne. Wir gingen zu einer Starke, und mir wurde hinauf geholfen. Es war ein schlechtes Sitzen, Kühe haben solch einen dicken Bauch und keine Mähne zum festhalten. Als die Starke lostrabte ging es noch; als sie aber den Berg hinunter galoppierte und dann über einen Graben setzte, flog ich in hohem Bogen ins Gras, aber es geschah mir nicht das Geringste. Und die anderen lachten! So schön das Reiten auf Pferden und Eseln ist, eine Kuh je wieder zu besteigen habe ich mich gehütet.

Ein wahres Tierparadies war das Haus des Arztes Dr. Röse, wo ich mich viel aufhielt; dort war nur ein etwas älterer Sohn. Herr Dr. Röse, ein sehr beliebter Arzt, ritt zu seinen auswärtigen Patienten entweder auf seinem Rappen oder auf seinem Braunen, seine Frau auf ihrem Schimmel, natürlich in langem Beinkleid auf dem Damensattel. Es war ein schönes Bild, wenn das stattliche Paar durch das Dorf ritt, gefolgt von einem Jagdhund und dem riesigen Neufundländer *Pascha*, vor dem nicht nur Hühner und Gänse, sondern auch alle Hunde und Kinder sich in Sicherheit brachten. Im Hause gab es dann noch einen kleinen Hund. Und was tummelte sich alles in der geräumigen Glasveranda! Da war ein weißer Kakadu und ein grüner Papagei, die viel Krach machten, ein Kanarienvogel und Zebrafinken und ein großer Stall mit weißen Mäusen, die sich fleißig vermehrten und ausrissen. Kurze Zeit trat auch ein kleiner Affe in Erscheinung, der sich aber so schlecht benahm, daß er sehr bald wieder abgeschafft wurde. Übrigens war der grimmige Pascha ein viel angenehmeres Reittier für Minuten nur als oben genannte störrische Kuh!

Viel Freude hatten wir an unseren Störchen auf der großen Scheune. Die Grundlage für das Nest war 1890 hergerichtet worden, als das Reetdach erneuert wurde, und es war immer bewohnt, solange die Scheune stand, bis Anfang des Jahrhunderts, 1906.-

Ein Storchenkampf: Es war im Herbst des Jahres 1890. Das große Strohdach der Pastoratsscheune war schadhaft geworden und mußte neu gedeckt werden. Das war nun die gegebene Gelegenheit, einen lang gehegten Herzenswunsch der zahlreichen Kinderschar des Pfarrhauses zu erfüllen, daß nämlich ein Storchennest auf das Dach kommen sollte. Trotz der schönen Wiesen an der Beste befand sich bis dahin merkwürdigerweise kein einziges Storchennest auf den vielen stattlichen strohgedeckten Bauernhäusern des großen Dorfes. Und so geschah es: das neugedeckte Dach wurde mit einer geeigneten Grundlage für den Bau eines Storchenestes versehen: eingeschlagene Pfähle, mit Weidenzweigen umflochten.

Im Frühjahr 1891 gab es unter den Kindern große Spannung, als es hieß *Die Störche kommen!* Und richtig; eines Abends steht ein Storch auf dem Dach und mustert die Nistgelegenheit. Wir warten nun mit Spannung darauf, daß er sich eine Gefährtin holen und mit dem Ausbau des Nestes beginnen sollte. Wir wurden aber enttäuscht; er kam zwar jeden Abend zum Übernachten bei der Wetterfahne am anderen Ende des Firstes, blieb aber allein und baute nicht am Nest. So erlosch allmählich unser Interesse an dem *Junggesellen*, wie wir ihn nannten. Im Herbst zog er mit den anderen Störchen von dannen.

Im Frühjahr 1892 warteten wir wieder mit Spannung, und richtig, eines Abends stand ein Storch auf dem Dach, der das Nest eingehend untersuchte. Nach kurzer Zeit konnten wir an seinen Gewohnheiten feststellen, daß es wieder unser *Junggeselle* vom vorigen Jahr war, der auch jetzt keine Anstalten machte, sich zu verehelichen. Unsere Freude verkehrte sich daher in tiefen Groll gegen den Einzelgänger; aber es sollte anders kommen.

Eines Tages stehen plötzlich zwei Störche auf dem Nest und machen sich dort eifrig zu schaffen. Wir nahmen selbstverständlich an, daß unser *Junggeselle* sich endlich ein Weib genommen hatte. Aber wer beschreibt unser Erstaunen, als gegen

Abend ein einzelner Storch bei dem Nest landet, das Pärchen vertreibt und, wie alle Abende, seine Nachtruhe neben der Wetterfahne hält. Das war ohne Zweifel unser *Junggeselle*, der sich das Nest auch von einem Ehepaar nicht streitig machen lassen wollte. Das Paar kam in den nächsten Tagen des öfteren wieder, wurde aber, sogar mehrmals am Tage, von dem *Junggesellen* vertrieben.

Es kam der Karfreitagmorgen, der 15. April 1892. Der *Junggeselle* stand ruhig auf dem Nest. In der Luft gab es ein großes Rauschen, und unter lautem Geklapper ließen sich viele Störche auf der zweiten Scheune und auf dem hohen Kirchendach nieder; es mögen etwa zwei Dutzend gewesen sein. Dann trat wieder völlige Ruhe ein, so, als wollten sie den inzwischen begonnenen Gottesdienst nicht stören. Wir Kinder wichen nicht vom Hof und warteten voller Spannung auf die Dinge, die da kommen würden. Die Uhr mochte 12 überschritten haben, als plötzlich Bewegung in die Störche kam und zwei mit lautem Geklapper sich bei der Wetterfahne niederließen. Sie schritten sogleich gravitätisch auf dem Dachfirst entlang und versuchten den *Junggesellen* zu vertreiben, was ihnen aber nicht gelang. Sie flogen ab; aber schon waren neue Störche bei der Wetterfahne gelandet und griffen wiederum an. Doch unser *Junggeselle* verteidigte mit großer Kraft und viel Geschick sein Nest gegen die in immer kürzeren Abständen anrückenden Artgenossen. Diese setzten ihm immer schärfer zu, nicht nur vom Dach her, sondern auch aus der Luft. Aber wir merkten, daß seine Bewegungen allmählich immer schwerfälliger wurden und sahen Blut auf seinem Gefieder. Eine große Schar von Kindern und Erwachsenen hatte sich auf unserem Hof eingefunden und verfolgte voller Spannung den Kampf der großen Vögel. So sehr wir unserem *Junggesellen* gegrollt hatten, jetzt empfanden wir doch tiefes Mitleid mit ihm, da er sich so tapfer der Übermacht erwehrte. Als die Störche ihm schließlich ununterbrochen zusetzten und sich zuweilen zu einem Knäuel zusammenballten, schickte unser Vater nach einem in der Nähe wohnenden Jäger mit der Bitte, den übel zugerichteten *Junggesellen* in einem günstigen Augenblick abzuschießen. Dazu kam es aber nicht mehr. Das stark blutende Tier wurde von einem Angreifer vom Nestrand heruntergestoßen, taumelte das Dach einige Meter herab, fing sich wieder, schwang sich auf und strich mit schwerfälligem Flügelschlag über unsere Köpfe dahin in Richtung nach den Beste-Wiesen. Der ganze Kampf mag eine viertel bis halbe Stunde gedauert haben.

Nun ließ sich ein Storchenpaar mit fröhlichem Klappern auf dem Neste nieder: unsere neuen Mieter. Und nach wenigen Minuten waren sämtliche Störche fortgerauscht. Endlich konnten wir Zuschauer unser verspätetes Mittagsmahl einnehmen. Das junge Paar begann sogleich mit dem Ausbau des Nestes; dann brütete Frau Störchin, und im Sommer konnten wir uns an den Flugübungen von zwei jungen Störche erfreuen.

Wie hatte das Paar es zustande gebracht, die Störche der Nachbarschaft herbeizuholen, um ihnen zu helfen, das Nest zu erobern?

Trotz allen Suchens in Wiesen und Feldern fanden wir Kinder keine Spur von unserem Junggesellen und hätten doch zu gerne gewußt, was aus ihm geworden war: tot oder fortgezogen?

Ein schauerliches Ereignis war es immer, wenn es irgendwo im Dorfe brannte, etwa bei schweren Gewittern; so vor allem der *Große Brand* im Mai 1891 bei glühender Mittagshitze, als eine Reihe großer weichgedeckter Häuser in Asche gelegt wurde. Das Feuer war beim Bauern Stolten ausgebrochen, sprang auf das Gehöft des Bauern Scheel über und ergriff dort auch die Scheune, die in unmittelbarer Nähe der Apotheke lag; in letzterer lagerten erhebliche Vorräte höchst feuergefährlicher Stoffe, daher wurde das Dach aufs eifrigste gegen den Funkenflug verteidigt. Wir Kinder standen in größter Erregung auf der Kirchhofsmauer. Da stürzte plötzlich aus der Hundehütte bei Scheels Scheune der große Hofhund heraus, der dort bei der Mittagshitze geschlafen hatte. Er spürte das Feuer über sich und riß wie toll an seiner Kette, aber niemand durfte es mehr wagen, zu dem unglücklichen Tier hinzugehen. Da kam ein Mann mit seiner Flinte, und ein wohlgezielter Schuß erlöste das arme Tier, bevor die Feuergarben herniedersausten.

Die Hunde liebten wir mehr als unsere Katzen. Letztere waren zwar nötig gewesen gegen Mäuse und Ratten, aber sie waren doch auch Feinde der vielen Singvögel, die Garten und Schlucht bevölkerten: Finken, Rotschwänzchen, Meisen, Grasmücken, Fliegenschnäpper, Spottvögel, Zaunkönige, Rotkehlchen, Drosseln, Stare und die herrliche Nachtigall! Zwei oder drei dieser Meistersänger schlugen in den Frühlingsnächten, was ganz besonders unsere vielen lieben Gäste beglückte, die oft noch nie eine Nachtigall hatten schlagen hören. Einmal stellten wir fest, daß ein Neuntöter in unserem Garten auftauchte, der Feind der Singvögel. Mit viel Geduld und Vorsicht gelang es uns, sein Nest nahe der Wäschebleiche festzustellen und samt den Eiern zu vernichten, so daß wir diese Feinde loswurden.

Dann tauchten andere Feinde auf, Eichhörnchen. Wir sahen, daß sie immer im Astloch einer hohlen Kastanie auf dem Kirchhof ein- und ausschlüpften; nach einiger Zeit erlauschten wir auch, daß Junge im Bau waren. Nun war es unser Wunsch, uns ein junges Eichhörnchen zu zähmen, wie es Förster Kuckuck auf Borstel hatte, das ganz reizend in einem sich drehenden Rade lief. Als wir Kinder die Zeit für gekommen hielten, zogen wir zu der Kastanie; es hatten einige behauptet, die beiden Alten seien fort gelaufen. Ich sollte die Jungen herausholen. Da das Astloch etwa zwei Meter über dem Erdboden saß, hoben mich zwei Größere auf ihre Schultern in die Höhe, und ich griff mit bloßem Arm hinein in das Loch und hinunter in das tiefe Nest. Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht: eines der Alten war im Nest, das sich nun mit Kratzen und Fauchen an meinem Arm vorbei zwängte und über unsere Köpfe hinweg entkam. Wir waren entsetzt, meine beiden Stützen ließen mich fallen, und es ist mir bis heute ein Wunder, daß bei diesem Experiment mein zerschundener Arm nicht abgebrochen ist. Aber es lief mal wieder alles gut ab, nur, daß wir kein Eichhörnchen kriegten, denn in der nächsten Nacht haben die Alten ihren Nachwuchs fort getragen, wohin konnten wir nicht feststellen.

Später kam wieder ein Eichhörnchen in unseren Garten, das Unruhe unter die Vogelwelt brachte. Wir beobachteten eines Morgens, wie ein großes Eichhörnchen sich am Nest des Fliegenschnäppers zu schaffen machte, das ziemlich tief in unserer Linde vor dem Haus saß. Das Vogelpärchen umflatterte schreiend den



Die rückwärtige Ansicht der Sülfelder Kirche vor der Renovierung der Jersbeker Gruft 1872 auf der rechten Seite; links die Borsteler Gruft, in der eine nachts verirrte Schwalbe als Gespenst fehl gedeutet wurde.

Eierräuber. Da holten wir schnell den Uhrmacher Prestien, der sofort mit der Flinte kam und den Räuber, der soeben das Nest zerstört hatte, abschoß. Es tat uns allen leid um das schöne Tier, mußte ja aber sein.

Humorvoller war eine andere Begebenheit. Über dem Eingang zum Pastorat befindet sich das Frontispiz, meistens bewohnt von einem der jungen Mädchen, die bei uns den Haushalt lernten. Sie klagten oft über den Lärm, den die Mäuse nachts hinter den Tapeten vollführten; diese auf Leinen geklebt, hingen nur lose auf den Wänden, welche aus Fachwerk und recht schadhaft in den Fugen waren. Als das Zimmer einmal gründlich überholt wurde, mußten auch die Hängetapeten herunter. Für diesen Akt hatten wir uns, groß und klein, auch Hund und Katze – der Mäuse wegen – in dem kleinen Stübchen eingefunden. Maurer Fahrenkrug löste die Tapeten unten an den Seiten und riß sie herunter. Was wir da sahen überraschte uns aufs Höchste: an dem oberen Balken hing Fledermaus an Fledermaus. Durch das plötzliche Tageslicht aufgeschreckt, wirbelten sie uns um die Köpfe nach dunklen Verstecken suchend. Die Erwachsenen entflohen, ebenso Hund und Katze, die sich vor dieser Sorte von Mäusen graulten. Wir Kinder hatten schnell ein leeres Vogelbauer und sammelten alle im Zimmer versteckten Fledermäuse, einige waren durch Fugen im Fachwerk entwischt, Dann zogen wir mit unserem seltenen Fang in den Garten, die Tiere krabbelten wie wild durcheinander, Schutz suchend vor dem hellen Tageslicht. Aber sie sollten doch eine kleine Strafe dafür haben, daß sie uns so oft gestört hatten. Wir ließen sie einzeln fliegen, und sie versuchten dann



Blick vom Altar in den Innenraum der Sülfelder Kirche – um 1900, zur Amtszeit von Pastor Faust.

auf schnellstem Weg das Eulenloch oben im Scheunengiebel zu erreichen und in der Dunkelheit zu verschwinden. Aber der Flug durch den Garten war für jedes Tier, das ja nicht Maus, nicht Vogel ist, ein Spießrutenlaufen. Alles, was bei uns und in der Nachbarschaft an Vögeln lebte, hatte sich mit viel Lärm eingefunden, und der große Vogelschwarm begleitete mit lautem Schreien jede Fledermaus, bis diese glücklich im Eulenloch verschwand. Dort oben in der Scheune haben sie sich wahrscheinlich ebenso wohl gefühlt wie im Frontispiz. Freilich, wie sie sich mit den dort hausenden Eulen vertrugen, ist mir nicht bekannt. Einige Fledermäuse hatten wir in eine Pappschachtel getan und beiseite gestellt. Eine bei uns zu Besuch weilende Dame öffnete sie, und sofort umschwirrten sie die kleinen Nachtgespenster, zu ihrem Entsetzen, zu unserem Ergötzen.

Gespenster! – Beinahe hätte wir eines gesehen! Da kommt eines Abends eine Frau zu meinem Vater, die über den Kirchhof gegangen war; sie erzählte ganz erregt, in der Gruft der Brockdorffs, in der viele alte Särge standen, da klopfte jemand ans Fenster, als wenn er herauswollte; sie habe es mehrmals ganz deutlich gehört. Na, unser Vater war nun gar nicht bange, er ergriff das große Schlüsselbund mit den merkwürdigen Schlüsseln, und eine Laterne wurde angezündet. Die furchtsame Frau ging auch mit, und von uns, wer genug Mut hatte. Wir Kinder traten doch mit recht zweifelhaftem Herzen in die geheimnisvolle Grabkapelle ein, ein Gespenst erhoffend oder fürchtend. Richtig, da saß es am Fenster und klopfte und flatterte: eine Schwalbe, die sich durch ein Luftloch hineinverirrt hatte. Schade,

solch prosaische Lösung! Aber selbst in der Erinnerung ist dieses Gruseln noch schön.

Denn das Geheimnisvolle gehört nun einmal zu den entschwundenen Freuden des *Kinderparadieses um das Pastorat und die Kirche zu Sülfeld.*

Literatur:

775 Jahre Sülfelder Kirche 1207 – 1982, Sülfeld 1982
Heimatkundliches Jahrbuch für den Kreis Segeberg
1957, Seite 36 ff
1983, Seite 19 ff
1988, Seite 22 ff
1999, Seite 11 ff
2003, Seite 10 ff
2004, Seite 92 ff
Wo jeder jeden kennt – Sülfeld – Rückblicke, Horb am Neckar 2002

Fotos:

Alle Fotos Gemeinde- und Kirchenarchiv Sülfeld, Ulrich Bärwald

Heinz Richard Meier, Elmshorn

Mien lütt' Paradies!

De Lüüd reist gau mal hen na Singapur,
na Hongkong un na de chinesisch Muur.
Se maakt en' Trip bet na Tasmania
un fleegt vun dar na Südamerika.

Op Füürland sünd se wat later.
'n Sünnenbrand gifft an'n Äquater,
'n kole Nees in't Gröönland-Meer.
So suust se fix rund üm de Eer.

Mi treckt rein gar nix in de Feern.
An'n lütten Priel sitt ick heel geern,
'neem lütte Bööd vör Anker liegt
un över mi de Möven schriegt.

Un Watervagels loopt henlang den Strand,
üm mi dat stille, gröne Land.
De Heven is mal blau, mal gries.
Blots hier is mien lütt' Paradies!

Do dat nie vergeten!

Nich op elkeen Kant
nich in jedeen Land
kiekt Minschen in
vulle Schütteln un Tassen,
deit noog op't Ploogland wassen.

Männich Kummerland
hett nix as Steen' un Sand,
hett vulle Sünn un hitten Wind;
avers Quellen un Wehlen,
de doot dar oftins fehlen.

Wi kennt kene Noot,
hebbt satt maken Broot,
hebbt noog klaar Water in
Köken, Stallen un Fleten.
Do dat nümmer nich vergeten!

In‘n Oktober

Laat uns den Dag geneten.
De Sünn schient hell un schöön.
Wokeen deit hüüt al weten,
of morgen noch se is to sehn.

Dar baven an‘n blanken Heven,
dat sünd de willen Göös as Schoof.
De Harvst hett vele Klören geven
de Früchte, dat Kruut un ok dat Loov.

De Wind straakt ‘t blaue Water.
Noch is he tamm un sacht;
doch kann dat sien, wat later,
dar wiest he driest sien‘ Macht.

Kaamt eerst de griesen Dagen,
di kuum wat hen na buten treckt.
So do ick di nu fragen:
Geihst mit mi langs an Knick un Heck?

So weer dat eens!

(De Wiehnachtsavend)

Dar sitt se all tosamen.
De Buur leest de Geschicht,
vergitt darbi ok nich dat Amen.
An‘n Boom brennt Licht an Licht.

Denn singt se Wiehnachtsleder.
Wo schöön klingt dat eenmal!
De Kinner in ehr Sünndagskleder,
de rappelt ehre Versen dal.

De Disch liggt vull vun Gaven.
Elkeen kriggt sienen Deel.
De Herrschaft mutt een laven;
to eten gifft‘t hüüt veel.

Un achterna sitt se tohopen.
Se snackt vun güstern un vun morrn .
Een höört de Wiehnachtsklocken ropen:
„De Heiland is uns boorn!“

Uwe Looft, Lentföhrden,
Hans Mißfeldt, Rellingen

Haus Waldburg – Gut Waldburg



Dieses Haus in Lentföhrden, das gewiss kein Spukschloss war, ist in den Ursprüngen kaum noch wiederzuerkennen. Anbauten wurden abgerissen, Umbauten und Erweiterungen folgten der jeweiligen Nutzung. Das ist, historisch gesehen, traurig, aber verständlich. Wir müssen das Haus mehr als Wirtschaftsunternehmen denn als reines Wohngebäude ansehen.

Die Apokalypse am Mittag

Der 1. Juli 1903 war nach den Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg der Tag der größten Katastrophe der bekannten Ortsgeschichte.

Im Flurbereich Hörn standen neun Gebäude, alle strohgedeckt, davon vier Bauernhäuser. Wie das Feuer entstand, ist damals nicht restlos geklärt worden. Um 13 Uhr war die Brandsäule schon weithin sichtbar. Innerhalb kurzer Zeit standen alle neun Gebäude in Flammen. Die Feuerwehren aus Lentföhrden, Bramstedt, Kaltenkirchen, Weddelbrook und Nützen wurden alarmiert. Allein, die Anfahrt dauerte für die pferdebespannten auswärtigen Wehren teilweise recht lange.

Damit war die Feuerbekämpfung von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Die Gebäude brannten auch alle bis auf die Grundmauern nieder, Inventar war nahezu nicht zu retten. Aber aus dem Feuer wurde man klug:

Eine so dichte Bebauung gab es nicht wieder. Hinrich Wessel baute seinen Hof in Bahnhofsnähe wieder auf. Auch Wilhelm Böge wechselte geringfügig den Standort (heute: Familie Helmut Böge). Er baute dort, wo ehemals der Wessel-Hof stand. Der Neubau wurde größer ausgeführt als das abgebrannte Anwesen, so dass der Wohntrakt in den Bereich der alten Dorfstraße hineinragte. Das hatte eine Verlegung der Straße zur Folge (die heutige Streckenführung der Straße Zur Waldburg). Die anderen Gebäude wurden hier nicht wieder aufgebaut.

Neben der Katastrophe für die Betroffenen sollte dieses Feuer aber noch völlig unabsehbare Folgen haben…

Glücksritter Marinus

Als direkte Folge der Brandkatastrophe bot Bauer Hinrich Wessel in einer Versteigerung am 24. August 1903 42 Parzellen Land zum Verkauf an. Die Auktion führte Makler Marinus Petersen aus Alveslohe durch.

Auch wenn er nicht jede Parzelle an den Mann bringen konnte, das Flurstück Hansch ersteigerte der Arbeiter Hinrich Westphal für 135 Mark. Marinus muss an diesen 3 Parzellen, warum auch immer, interessiert gewesen sein. Bot er doch selbst, wenn auch spät, 130 Mark. Westphal jedenfalls bekam den Zuschlag nicht. Ob Marinus auf Wessel Einfluss nahm, bleibt unbekannt.

Der Grundbucheintrag vom 28.09.1903 lautete auf seine Frau Olga, geb. Elvers. Das Ehepaar hatte zwei Söhne, Gerhard und Robert. Gerhard wurde später ein bekannter Flieger. Über Herkunft und Verbleib der Familie ist so gut wie nichts bekannt. Von Marinus Anton Hermann Petersen wissen wir, dass er am 06.06. 1862 in Klockenhagen, Ostholstein, geboren wurde. Zu Olga Elvers fanden sich keine Spuren. Sohn Gerhard wurde 1894 auf Gut Olgashof in Mecklenburg geboren, sein Vater war Pächter des Gutes. Dort kennt man ihre Namen heute nicht mehr. Danach hatte Marinus das Kirchengut Ovendorf bei Negenharrie in Pacht. 1911 brannte das Pastorat der Kirchengemeinde Kirchbarkau mit nahezu allen Aufzeichnungen über das Gut Ovendorf ab. Aber einiges blieb trotzdem überliefert: Im Jahre 1345 vermachte es die Familie Pogwisch vom Rittersitz Bistiksee (heute: Gut Bothkamp) der Kirche zu Barkau. Bekannt ist noch die Pachtsumme für das Jahr 1898: 6.500 Mark. Es lebten 46 Menschen in 7 Haushalten. Marinus Petersen war in Alveslohe sehr aktiv, auch wenn sein Firmensitz offiziell in Bad Oldesloe blieb. Er parzellierte den Alvesloherhof, besaß dort das erste Motorrad. Kaisertreu und national eingestellt war er, als Vorsitzender des Nationalen Wahlvereins wetterte er heftig gegen die Sozialdemokratie.

Durch den Verschönerungsverein war er an der Erstellung des heute noch vorhandenen, 1904 errichteten Kaiser-Wilhelm-Denkmals, beteiligt. 1907 bat er Kaiser Wilhelm II. sogar um Überlassung von zwei Kanonen für das Denkmal, aber das ging den Preußen wohl doch zu weit. Das Kriegsministerium lehnte ab, weil zu dem gewünschten Zwecke keine geeigneten Geschütze verfügbar seien.

Er machte sich um den Ort nachhaltig verdient, indem er zahlreiche Handwerker ansiedelte. Der Name Peterstraße erinnert noch heute an ihn. Eigentlich müsste



Vorn mit Spaten: Marinus Petersen

sie ja Petersenstraße heißen, aber im Dorf hieß es immer nur Peters sein Stroot. Und dann ist das so hängengeblieben.

Als Makler brachte es Marinus zu einem gewissen Wohlstand, der sich, damals durchaus üblich, in einem ansehnlichen Bau widerspiegeln durfte. Ihm, der sich aus kleinsten dörflichen Verhältnissen etwas hervorheben konnte, war seine Selbstdarstellung wichtig. Ursache für den Villenbau dürfte das sogenannte Jagdhaus (Luhn´sche Haus) des Margarinefabrikanten und Jagdpächters Johannes Schmidt aus Hamburg-Bahrenfeld gewesen sein.

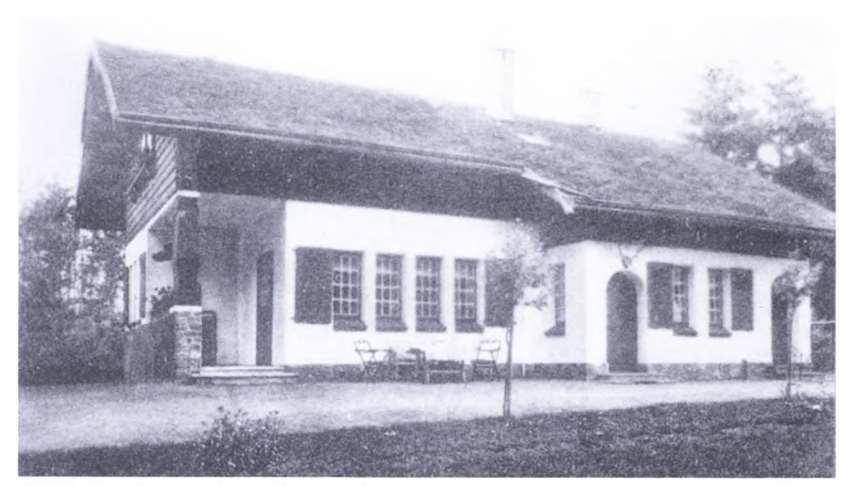
Dieses Haus wurde 1909 gebaut, 1910 begann Marinus mit seiner Villa. Die musste dann schon etwas größer ausfallen und natürlich ein besonderes Kennzeichen haben: Den Burgturm. Geld spielte wohl kaum eine Rolle, Prestige war wichtiger. Noch liefen die Geschäfte gut.

Marinus Gebäude umfasste etwa 1/3 des heutigen Bauvolumens. Besonders bemerkenswert sind die noch heute erhaltenen, bleigefassten Glasfenster beim ehemaligen Eingang, die Hamburger Motive zeigen.

Der quirlige Makler kaufte Abbruchmaterial in Hamburg, besonders kleinformatige Ziegel. Die hiesigen Ziegeleien stellten ein größeres Format her, das für ein Gebäude mit Rundturm, Bögen und Verzierungen weniger geeignet war. Wahrscheinlich war das Abbruchmaterial trotz Transportkosten auch noch billiger. Jedenfalls sind die vielen Materialtransporte auffällig gewesen.

Der obere Ring des Burgturms wurde nach 1945 wegen Baufälligkeit abgetragen.

Wie lange Familie Petersen die Villa selber bewohnte, ist nicht feststellbar. Wir können zumindest die Jahre 1911-1916 als sicher ansehen.



Die Steine des Anstoßes: Das Jagdhaus

Bauen war zu jederzeit teuer, die Kasse jetzt leer. Es gab mehrere Kreditgeschäfte mit Bauer Hans Ratjen. Von ihm erwarb er 1912 das Flurstück Rümels in den Saaren. Die Fläche betrug 2 ha 23 ar, der Preis 1.196,80 Mark. Schon 1914 sollte die Liegenschaft zwangsversteigert werden.

Ob das gelang, wissen wir nicht, für 1917 sind noch Zinsforderungen über den gesamten Kaufpreis nachweisbar. Zusätzlich hatte er noch bei Bauer Ratjen einen Kredit über 3.500 RM laufen, der mit 140 Mark verzinst wurde. Ab 1918 blieben alle Zahlungen aus.

Nach 1912 ist keine Tätigkeit als Makler oder Auktionator nachweisbar. Für den Zeitraum 1913-14 ist Marinus in Bad Oldesloe, Mühlenstr. 7, ansässig. Immer auf der Flucht vor seinen Gläubigern meldete sich der national eingestellte 53-Jährige 1915 freiwillig zum Kriegsdienst, er wurde als Wachmann an der Ostfront übernommen.

Nach dem Friedensschluss von Brest-Litowsk wurde er Ende 1917 entlassen.

In einem Brief vom 26.10.1916 schrieb Margarethe Gripp (die spätere Frau Ratjen): *...Diese Woche waren Johannes Holst und Johann Gooden hier auf Urlaub, hatten beide 14 Tage, wurden aber schon am 5. Tage wieder zurückgerufen. Der alte Petersen ist hier auf 3 Wochen gewesen.*

Am 09.11.1916 beantwortet sie eine nicht erhaltene Feldpost und nimmt deutlich ungehalten Stellung zu einer Äußerung von Hans Ratjen:

...Du schriebst neulich über Petersen. Er ist freilich bei Deiner Mutter gewesen, aber nur auf 10 Minuten. Hat aber kein Geld mitgebracht, auch nicht einmal ein Wort davon gesagt, er hat wohl nicht nötig, seine Schulden zu bezahlen.

Für das Jahr 1917 ist er wieder in Bad Oldesloe gemeldet. 1918 verkauft er Holzstangen über eine andere Firma. Danach ist nur noch der Eigentümerwechsel

durch das Grundbuch zu belegen, weitere Spuren fanden sich erstaunlicherweise nicht mehr.

Voll in die Hose

Textilhändler Wilhelm Möller aus Hamburg kaufte und verkaufte im gleichen Jahr die Waldburg.

Er war Teilhaber der Firma Richard Beck KG, Herrenausstatter, Große Bleichen 22. Beste Hamburger Citylage.

RICHARD BECK
FEINE HERREN-AUSSTATTUNGEN

HAMBURG 36,
GROSSE BLEICHEN 22

BANKKONTO: NORDDEUTSCHE BANK
POSTSCHECKKONTO: 36685
TELEFON: ELBE 7387

Wilhelm Möller hatte auf einen siegreichen Kriegsausgang gesetzt, in Kriegsanleihen investiert und damit sein Vermögen verloren.

Es bestanden finanzielle und persönliche Kontakte zu Landmann Hans Ratjen aus Lentföhrden. Diese Familie hatte auch Anleihen gezeichnet, konnte den Verlust aber besser verkraften.

In den 20er Jahren geriet die Firma in Schwierigkeiten.

1925 wurde über die Richard Beck KG die Geschäftsaufsicht angeordnet. Die Firma C. Laurentius & Co. aus Berlin pfändete Waren im Wert von 20.000 RM. Die Pfändung wurde erfolgreich angefochten, die Textilien waren aber stark wertgemindert, da sie nicht mehr der aktuellen Mode entsprachen. Der Schaden entsprach nahezu dem Warenwert.

Ende 1927 bedankte sich Möller bei Ratjen für die wohlschmeckenden Weihnachtsgänse und bat gleichzeitig um Verlängerung eines Wechsels. Etwas Galgenhumor hatte er wohl noch. So schrieb er, etwas chinesisch gelernt zu haben: Kriegsanleihen hießen danach Pinke, Pinke, futschi, futschi.

Am 27.03. 1928 erhielt Möller von Hans Ratjen erneut ein Darlehen in Höhe von 4.000 Goldmark. Als Sicherheit wurde der Warenbestand verpfändet und ein Wechsel über 4.000 RM gezogen. Aber alles zu spät.

Aufgrund rückständiger Mietzahlungen und Steuerschulden wurden am 10.04. 1928 die Zahlungen eingestellt.

In einem Brief an Ratjen schrieb Möller noch: *...ich bin jung und werde auf alle Fälle dafür sorgen, dass ihr nichts bei mir verliert, ich werde Euch den Betrag nach besten Kräften abtragen. Sodass Ihr zu Eurem Geld kommt.*

Am 30.04.1928 wurde das Konkursverfahren eröffnet. Alleinhaftender Gesellschafter, aber nicht Alleininhaber, war Wilhelm Möller aus Rahlstedt. Beck wird nur noch mit seinem Gesellschaftsanteil gehaftet haben müssen.



Frau Möller, Wilhelm Möller, Margarethe Ratjen

Am 06.12. 1928 teilte Konkursverwalter Vogler den Gläubigern mit, dass Einstellung des Konkursverfahrens mangels Masse erfolgen müsse. Die Verbindlichkeiten betrugen 59.000 RM.

Soweit bekannt, hat Hans Ratjen sein Geld nicht wiederbekommen.

Hier enden die erhaltenen Aufzeichnungen.

Trotz aller Beteuerungen hatte Möller wohl doch eine konkrete Vorstellung vom Betrug:

Familie Ratjen wurde einmal nach Rahlstedt in Möllers Villa eingeladen. Dort gaukelte man ihnen eine funktionierende heile Welt vor, obwohl die Finanzlage schon kritisch war.

Unter der Hamburger Adresse Große Bleichen 22 ist für das Jahr 1938 ein Schuhgeschäft namens Ero Schuh, Inhaber Rudolf Oberschützky, bekannt. Der Betrieb wurde arisiert, wie die Enteignung von jüdischem Eigentum damals wohlklingend bezeichnet wurde.

Zwei Namen – und zwei Fragezeichen

Die beiden Eigentümer, die auf Wilhelm Möller folgten, bleiben vorerst im Dunkel der Geschichte. Bisher kennen wir nur ihre Namen.

Landwirt Paul Schwarz kam aus Schwante, Kreis Osthavelland, Brandenburg.

Sein Nachfolger Dr. phil. Willy Johannes Theobald Moeller (1922-1923) kam aus Altona. Wir können hier vermuten, dass die Waldburg als Spekulationsobjekt diente oder inflationsbedingt ge- und verkauft wurde.

Geld kommt, aber kein Wohlstand für alle

Mit Bankier Karl Max Georg Otto Gutschke, Generaldirektor der Danatbank in Hamburg, kam Mitte 1923 auf dem Höhepunkt der Inflation endlich Geld zur Waldburg.

Geboren 1872, wurde er 1913 Direktor der Deutsch-Asiatischen Bank in Kalkutta/Indien. Kurz vor Ausbruch des Weltkrieges wechselte er nach Hongkong, wurde aber im November 1914 aus der Kronkolonie ausgewiesen. Er kam nach Shanghai, das er kriegsbedingt 1918 auch verlassen musste.

Die Familie war kurzzeitig in Berlin und kam dann nach Hamburg.

Die Danatbank stand damals durchaus nicht im zweiten Glied, nach der Deutschen Bank war sie das zweitgrößte Kreditinstitut des Reiches.

Als Generaldirektor für Hamburg dürfte Gutschkes Einfluss nicht unerheblich gewesen sein.

Für die Jahre 1929-1939 sind diese Tätigkeiten als Aufsichtsrat für die Hamburger Firmen Vereinigten Jute-Spinnereien und Webereien, Guatemala Plantagen-Gesellschaft, Hamburgische Bank von 1923, Mathias Reederei AG und der Lenora-Werke nachweisbar. Als stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender fungierte er bei der Chemischen Fabrik Billwärder, vorm. Hell & Stahmer, und der Holsten-Brauerei (bis 1957).

Einem Mann in dieser Position stand ein vorzeigbares Anwesen also gut an. Dass er 1925 den Jagdschein machte, ist nicht verwunderlich, war das doch standesgemäß.

Gutschke rettete sein Vermögen, indem er in Immobilien investierte. Ein Mann wie er wusste mit Geld umzugehen.

Er kaufte die Flächen (inklusive Wald) des später so genannten Gutes Waldburg in der Krisenzeit günstig zusammen und ließ die Wirtschaftsgebäude errichten. Das Grundbuch bezeichnet ihn als Landentwickler.

Allerdings war der Kaufmann im Bereich Landwirtschaft eher Laie und trug bei seinen Tagelöhnern unfreiwillig zur Erheiterung bei. Zur Erntezeit erteilte der nunmehrige Gutsherr oft unsinnige Anweisungen, die von den Landarbeitern ausgeführt werden mussten, aber sie dachten sich ihren Teil dabei. Als ständiger Wohnsitz war die Villa nicht gedacht, eher als Residenz. Die Familie lebte weiterhin überwiegend in Hamburg an der Alster, Schwanenwik 27.

Das hiesige Obergeschoss hier blieb ihnen vorbehalten. Die jüngere, vermutlich zweite Frau Gutschke fand am Landleben nicht recht gefallen. Sie konnte den Besuchen auf der etwas abseits gelegenen Waldburg keinen rechten Reiz abgewinnen. Der Besitz wurde zerlegt, das war profitabler und potenzielle Käufer waren leichter zu finden. Alle Gebäude zusammen mit den Ländereien hatten nach heutiger Kaufkraft einen Wert von rund 1. Mio. € .

1934 wurde der Wirtschaftsteil verkauft, Ende 1936 die Villa.

Der Grund für den Verkauf der Landwirtschaft dürfte in der schlechten Ertragslage des Agrarteils liegen. Die Pächter kamen mit den relativ schlechten Bodenverhältnissen nicht zurecht. Der Kaufmann Gutschke kaufte das Land wohl eher nach Preis statt Bodenqualität. Für diese These spricht auch, dass die Flächen teilweise recht entfernt vom Hof lagen.

Die Waldungen verblieben bei der Villa. Er war ja weiterhin als Jäger aktiv. Käufer Kruse brauchte zum Erwerb der Ländereien einen Kredit, den er bei der Dresdner Bank bekam. Möglich, dass er durch Gutschkes Bankbeziehungen vermittelt worden ist.

Familie Gutschke hatte zwei Kinder: Elisabeth, verheiratete Wittmaack und Otto, der sich in den 30er Jahren in Kamerun aufhielt. Mehr ist nicht bekannt geworden. Gutschkes blieben in Hamburg, wurden im Krieg ausgebombt. In der

Nachkriegszeit kamen sie noch einmal nach Lentföhrden zurück und besuchten Familie Kruse. Was mögen sie da empfunden haben?

Die unteren Räume standen dem Pächter zu.

Der erste war ein gewisser Greve. Er besaß eine Zucht von Minorka- und Rhodeländer-Zwerghühner und bot sie per Zeitungsannonce an. Im Oktober 1923 erwischte er Landarbeiter, die bei der Dreschmaschine arbeiteten, beim Getreidediebstahl. Sie wurden sofort entlassen.

Für die Zeit von 1925 bis 1934 war Hermann Ahrens (*31.06. 1866) mit seiner Ehefrau Betty (*18.02. 1876) Pächter. Über Pachtbedingungen ist leider nichts bekannt.

Er stammte aus Klein Harrie, sie kam vom Gut Wensin.

Hermann Ahrens war zuvor Pächter auf Gut Travenort, später auf Gut Kamp, beide im Osten des Kreises. Gut Kamp musste er aufgeben, weil die Familie Isenberg den Besitz von Gut Wensin zurückkaufte.



Johannes Detlev Hermann Ahrens

Nach dieser Zeit sehnte er sich zeitlebens zurück:

Dort waren die Voraussetzungen einfach besser. Die Böden hier sind vergleichsweise schlecht, die Arbeit eine Plage. Eine Köcksch oder ein Knecht, das war einfach nicht drin. So fuhr er einmal zur Jahrmarktszeit nach Bad Bramstedt, um Vieh zu verkaufen. Das Geschäft verlief aber so schlecht, dass er nicht einmal daran dachte, eine Zuckerstange für die Kinder mitzubringen. Oder er konnte es sich nicht leisten.

Nach Ende des Pachtvertrages setzten sich die Ahrens sehr bescheiden zur Ruhe. Sie wohnten bei Bauer Hans Pohlmann auf Lager 1.

Dass sie es nicht zu Wohlstand brachten, belegt auch eine 1945 im Höhe von 30 RM gezahlte Feuerungsbeihilfe.

Trotz aller Schinderei haben beide ein gesegnetes Alter erreicht.

Betty wurde 90, Hermann verstarb mit 82 Jahren. Sie wurden beide in Warder begraben. Verwalter von 1934 bis zum Verkauf 1936 war Rudolf Vogel aus Eutin.

Gut Waldburg

Das Jahr 1934 brachte große Veränderungen für die Waldburg. Der landwirtschaftliche Teil wurde von der Villa getrennt. Ländereien und Gebäude des Wirtschaftsteils standen zum Verkauf. Das lebende und tote Inventar wurde von der Maklerfirma Julius Schnoor aus Bad Bramstedt versteigert.

Zu dieser Auktion hatten sich zahlreiche Kauflustige aus der näheren und weiteren Umgebung eingefunden.

Die Preise wurden als recht gut bezeichnet. So brachte ein Arbeitspferd ca. 700 RM, Hornvieh etwa 300 RM das Stück.

Landwirt Bernhard Kruse (*02.12. 1908) aus Klein-Offenseth erwarb Scheune und Ländereien für ca. 35.000 RM. Die landwirtschaftlichen Flächen betrugen 33 ½ ha. Den väterlichen Hof übernahm er nicht, er wollte etwas eigenes. Schließlich hatte er auch noch drei Geschwister. Aber sein Vieh kaufte er vom elterlichen Hof. Er betrieb eine Zucht von hochwertigen rotbunten Rindern.

Eine Wohngelegenheit war in der Scheune nicht vorhanden, 1935 baute er selbst drei kleine Räume ein. Während dieser Zeit logierte er in der Bahnhofsgaststätte. Als das geschafft war, suchte er Hilfe im Haushalt und annoncierte. Hierauf bewarb sich Erna Dittmer aus der Kremper Marsch.

Sie hatte das Abitur in der Tasche und hatte eine abgeschlossene Ausbildung als Hauswirtschafterin. 1937 war Hochzeit.

Bauer Kruse war eher klein von Wuchs. Seine Berufskollegen belächelten ihn oft, weil sie seine Flächen für recht unergiebig hielten und ihm die Bewirtschaftung nicht so recht zutrauten. Aber es kam anders.

Beim Wodansberg baute er so erfolgreich Hafer an, dass ihn die Schmalfelder nur noch respektvoll den Haferbauern nannten. Auch seine sonstigen Erträge lagen oft über dem örtlichen Durchschnitt. Willi Pohlmann konnte nicht recht verstehen, wie viel Kartoffeln Kruse auf dem kargen Acker erntete.

1936 bekam der Betrieb im Rahmen des Erbhofgesetzes die Zusatzbezeichnung Waldburghof. Sohn Reimer kam 1938 zur Welt, Tochter Elfriede 1939 und 1940 die kleine Annemarie, die schon 1945 verstarb.



Erna Kruse, Elfriede Kruse, Reimer Kruse, Bernhard Kruse, Annemarie Kruse

Bernhard Kruse wurde Soldat, konnte jedoch nach einer Verwundung frühzeitig heimkehren. Nachdem sich die militärische Lage deutlich zugunsten der Alliierten gewendet hatte, wurde er wieder zur Wehrmacht einberufen und fiel am 05.09. 1944 in Italien.

Jetzt wurde Reimer, nicht die Ehefrau, Eigentümer des Hofes.

Damit begann die wohl schwerste Zeit im Leben der Erna Kruse:

Der Mann gefallen, der frühe Tod der kleinen Annemarie, und der Betrieb musste doch bewirtschaftet werden. Aber die zierliche Frau schaffte es!

Mit Hilfe verschiedener Knechte unter Leitung von August Bock, und später auch der Kinder, gelang es, Familie und Betrieb durch die schweren Nachkriegsjahre zu bringen.

Die Landwirtschaft wurde 1963 aufgegeben. Die zähe, zierliche Erna Kruse verstarb im Alter von 92 Jahren. Sohn Reimer führt den Betrieb in Form einer Baumschule weiter.

Unser Mann in Afrika: Hugo Erdmann

Aus Westpreußen stammte die begüterte und weitverzweigte Familie Erdmann. Hugo Erdmann wurde am 29.03. 1884 in Lewinno (Lewino), Kreis Neustadt, geboren. Er war Freimaurer und begann mit dem Musikstudium, wechselte jedoch bald an die TU Berlin zur Geodäsie (Vermessungstechnik).

Das Studentenleben war wohl recht unbeschwert, und die Eltern drohten damit, wenn er das Studium nicht fristgerecht beenden würde, dann müsse er für ein Jahr in die weite Welt. Es kam, wie es wohl kommen musste: Es verschlug ihn ins damalige Deutsch-Ostafrika.

Und er entwickelte eine große Liebe zu dem Land.

Auch im 1. Weltkrieg konnte er sein Fernweh ausleben, zuerst leistete er Dienst unter Hindenburg an der Ostfront, dann kam der Tropenkenner nach Persien. Über diese Zeit plante er ein Buch, veröffentlicht wurde es nicht. Den Krieg beendete er als Oberleutnant.

1919 kehrte er zurück nach Afrika in das Land, das jetzt Tanganyika hieß. Im Auftrag der Britischen Mandatsregierung führte er bis 1934 Vermessungsarbeiten als selbstständiger license surveyor durch. Er hielt sich in Kijango, Mwembe und in Wilhelmstal (heute: Lushoto) nahe des Usambara-Gebirges auf. In Wilhelmstal lernte er seine zweite Frau, die Witwe Klara Kochems (geb. Krüger, *23.02. 1900 – †22.10.1944) kennen. Beide brachten je drei Kinder mit in die Ehe, alle in Afrika geboren.

Grund für die Rückkehr war die drohende Kriegsgefahr, vor der ihn sein britischer Freund Major Leed warnte. Auch sollten die Kinder eine europäische Schulbildung bekommen.

1935 besuchten die Eltern das Hamburger Tropenkrankenhaus zwecks Malariabehandlung. Dabei stießen sie auf eine Zeitungsannonce, in der die Waldburg angeboten wurde. Der Kaufvertrag wurde im Dezember 1936 besiegelt, der Preis betrug ca. 35.000 RM (das entsprach dem Gegenwert von 35 Volkswagen, wenn es ihn denn gegeben hätte).



Kristin Erdmann, Hermann Kochems, Werner Kochems, Eva Erdmann, Siegfried Kochems, Walter Erdmann, Klara Erdmann, Hugo Erdmann.

Die Familie war kinderreich, zwei Mädchen und vier Jungen. Die lebenslustigen Kinder, aufgewachsen in afrikanischer Ungezwungenheit, trieben so manchen Schabernack, der damals für Aufsehen sorgte. Beispielsweise fuhr Eva mit dem Motorrad so lange im Kreis, bis der Sprit alle war. Fahren konnte sie, aber wie man anhält, das wusste sie nicht. Oder waren die Beine noch zu kurz? Gut, dass für solche Aktionen eigener Wald vorhanden war.

Hugo Erdmann betrieb ein Vermessungsbüro, war jedoch aufgrund eines Herzleidens viel zur Schreibtischarbeit verurteilt.

1940 verkaufte er das Anwesen an Christian Staack.

Es war wieder Krieg, das Haus zu groß: Drei Kinder waren außer Haus (Wehrmacht, Arbeitsdienst), Benzin knapp. Da bot Wrist mit den guten Zugverbindungen eine Alternative. Die Familie erwarb hier eine Villa mit Grundbesitz.

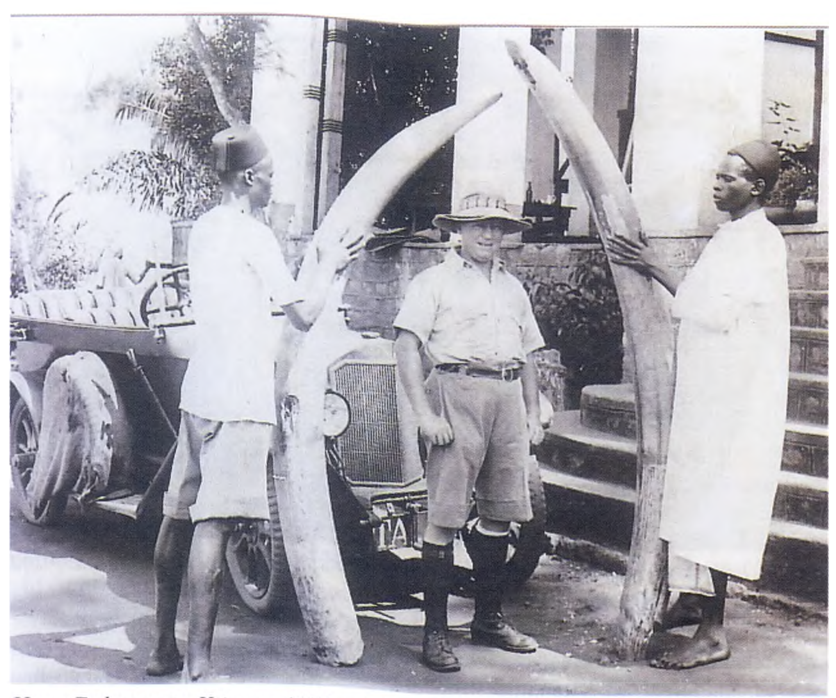
Während des 2. Weltkrieges meldete er sich freiwillig zu Rommels Afrikakorps. Seine Aufgabe bestand darin, Luftlandemöglichkeiten zu erkunden. Den Krieg beendete er als Major.

Das Vermessungsbüro betrieb er auch in Wrist weiter (der Betrieb existierte unter seinen Nachfolgern noch lange Jahre in Itzehoe weiter).

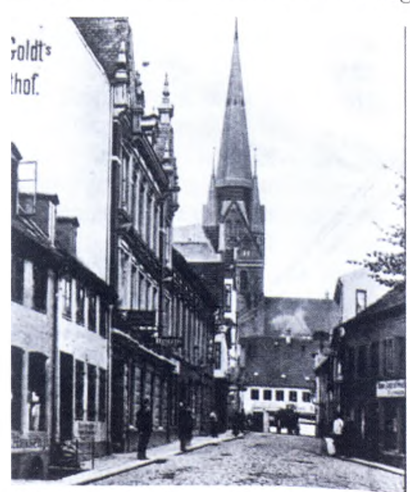
Nebenher schrieb er über seine Afrikaerfahrungen und Großwildjagden mehrere Bücher. Später erschienen in der Rubrik Auf der Wildbahn Zeitungsartikel. Begonnen hatte Klara Erdmann damit im Segeberger Kreis- und Tageblatt.

Nach dem frühen Tod seiner 2. Ehefrau heiratete er noch ein drittes Mal.

Hugo Erdmann verstarb am 18.01.1951. Seine letzte Ehefrau Gertrud überlebte ihn bis 1991. Auf dem Stellauer Friedhof befindet sich das Familiengrab. Die



Hugo Erdmann in Kijango 1925 mit Jagdtrophäen.



Die Rote Straße in Flensburg, undatiert. Das Haus mit der Nummer 4 existiert nicht mehr.

Wrister Villa befindet sich bis heute im Familienbesitz.

Die Rote Straße Nr. 4: Staack und stark

Christian Johannes Staack wurde wohl am 11.12.1883 in Wippendorf, Kreis Flensburg, geboren. Ganz sicher ist das nicht: In allen bekannten Urkunden wird dieses kleine Dorf als Geburtsort verzeichnet – nur in den dortigen Kirchenbüchern ist er nicht verzeichnet. Dies ist bisher nicht erklärlich. Er war evangelischer Konfession.

Rebecka Frieda Staack, genannt Rieke, verwitwete Hirsch, erblickte am 10.09.1867 in Leer, Ostfriesland, das Licht unserer Welt. Sie war eine gebürtige Rosenstein und mosaischen Glau-

bens. Für 1947 ist ihre Mitgliedschaft bei der Jüdischen Gemeinde in Hamburg unter der Mitgliedsnr. 1217 belegt.

Das Haus Rote Straße Nr. 4 war Ausgangs- und Zielpunkt einer wahren Odyssee:

Am 02.02.1896 zog Rebecka Rosenstein als Wirtschafterin in das Haus des Kaufmannes Moses Hirsch.

Für den 04.08.1910 wissen wir, dass eine Martha Rosenstein in die Rote Straße zog, am 05.10.1910 eine Zerline Rosenstein und 1911 noch ein Händler Siegmund Rosenstein. Da der Zusammenhalt in jüdischen Familien stets groß war, können wir hier Familienbesuche unterstellen (Iris Berben formulierte es einmal so: Eine jüdische Familie ist wie eine Festung).

Die Familiengeschichte ist hier von besonderem Interesse:

Rebecka war in erster Ehe seit 1905 mit dem Kaufmann Moses Esaias Hirsch (*04.04.1824) aus Friedrichstadt verheiratet. Interessant hier, dass die reife Frau einen nahezu 43 Jahre älteren Partner wählte. Wir können eine Versorgungsehe vermuten. Moses war verwitwet. Er war deutsch-national eingestellt. So stellte er dem Flensburger Turnverein zeitweise Räumlichkeiten auf seinem Speicherboden zur Verfügung, da der Verein von den dänischen Behörden schikaniert wurde (das war noch vor 1864).

Moses Hirsch war in erster Ehe mit Mirjam, verw. Levin, geb. Hesekiel, verbunden. Sie brachte zwei Töchter aus erster Ehe mit. Diese waren in Flensburg mit angesehenen jüdischen Kaufleuten verheiratet und damit versorgt.

Der Ehe von Moses und Mirjam entstammten zwei Kinder, die früh verstarben. Mirjam lebte bis 1901. 1904 verlobten sich Moses und Rebecka, die religiöse Hochzeit fand am 03.02.1905 in Elmshorn statt. Moses verstarb am 08.05.1910 in Flensburg. Diese Ehe blieb somit ohne Nachkommen. Als Witwe erbte Rebecka Vermögen und das Haus in der Roten Straße.

Die Ehe mit Christian wurde am 11.11. 1910 in Flensburg geschlossen.

Auffallend wieder der Altersunterschied.

Die gemeinsame Tochter Margarete Helga Zerline kam am 19.12. 1912 in Flensburg zur Welt.

Die Frage, warum und wie Staack zum Heilpraktiker wurde, kann bis heute nicht beantwortet werden. Ungeklärt ist auch sein Lehrberuf, erhaltene Belege deuten auf das Elektrohandwerk hin, sind allerdings so gut wie unleserlich.

Aus unbekannten Gründen wechselte der Wohnsitz jetzt häufig.

1912 verzog die Familie für 3 Monate nach Steinbergholz in Angeln, nahe Wippendorf, kehrte noch im gleichen Jahr zurück. In Steinbergholz ist der Name Staack für diesen Zeitraum mehrfach belegt, eine familiäre Beziehung naheliegend. 1913 ein erneuter Umzug, diesmal für 7 Monate nach Glücksburg, Große Straße 34. Am 17.01.1914 erfolgte Ummeldung nach Apenrade, danach verliert sich vorübergehend jede Spur. Der Aufenthalt im damals preußischen Apenrade muss Eindrücke hinterlassen haben, jedenfalls wurden noch 1940 Weihnachtsgrüße ausgetauscht. Auch hier bleibt aber eine Unsicherheit, das Archiv in Apenrade verzeichnet keinen Umzug!

Der dortige Aufenthalt mag auch sein Kokettieren mit dem Dänentum erklären. Es folgte ein erneuter Umzug, 1919 kehrt die Familie aus Kiel-Gaarden in die Rote Straße zurück.

1923 kaufte Rebecka Staack das Hotel Zur Krone (24 Zimmer) in Bad Oldesloe. Ob Christian hier praktizierte, wissen wir nicht. Es war der Höhepunkt der Inflation und der kurzzeitig aufblühende Kurbetrieb Oldesloes befand sich bereits im Niedergang.

Bekannt ist, das sich in dem Gebäude ein Kino befand. 1925 beantragte Rebekka die Einrichtung eines Kinomatografen-Theaters.

1928 wurde an einen Wilhelm Müller verkauft. Das Haus in der Bahnhofstraße 18 wurde 1984 abgerissen.

1941 ist Familie Staack aus Hamburg-Eppendorf, Loogestieg 10, zugezogen und ab dem 08.01. hier gemeldet. Über die Oldesloer und Hamburger Zeit ließen sich keine weiteren Informationen finden.

Wie der Kontakt zu Erdmann hergestellt wurde, ist nicht überliefert. Zu den Verkaufsbedingungen gehörte, dass die später so genannten Staack´schen Tannen mitgekauft werden mussten. Die wollten sie eigentlich gar nicht haben, aber hier hieß es: Entweder – oder.

1940 war es Juden nicht mehr erlaubt, Immobilien zu erwerben.

Auch wenn Christian wohl gut verdient hat, wird er den Kaufbetrag nicht unbedingt im Spartopf gehabt haben. Hier drängt sich die Mutmaßung auf, dass Rebeckas Vermögen in die Kaufsumme einfloss, eine Art verlorener Zuschuss. Ihr Geld war praktisch gerettet, aber juristisch verloren. Nur der Grundbucheigentümer konnte darüber verfügen. Man könnte zynischerweise behaupten, hier sei jüdisches Kapital arisiert worden. Es spricht aber auch für viel Vertrauen unter den Ehepartnern.

Als Heilpraktiker verfügte Staack über einen beachtlichen Ruf. Seine Kunden kamen aus Schleswig-Holstein, Hessen, Hamburg, sogar aus dem Ausland.

Aus Angeln ist folgendes überliefert:

Eine Lehrerwitwe aus Sörup erinnerte sich noch recht gut an Christian Staack. Staack stellte ihrem Mann 1948 ein Leumundszeugnis aus. In diesem Papier berichtete er von einer freundschaftlichen Beziehung zu einem Bauern in Sörupschauby (Schwager des Lehrers, Mitglied der SS). Er bestätigte ihm darin die nicht so starke Hinwendung zum NS-System, mit dem ausdrücklichen Hinweis, dass ihm der jüdische Ehepartner (gemeint ist Rebecka) bekannt war mit der Bemerkung: *Seiner Lebenshaltung nach war er keine SS-Natur*.

In den Lehrer- und Bauernfamilien sind noch weitere Erinnerungen vorhanden:

Die Frau des Landwirtes (Schwester der Lehrerwitwe) hatte so allerlei Gebrechen und ließ sich von Staack behandeln. Sie reiste auch für einige Tage nach Lentföhrden, um sich dort wie in einem Sanatorium behandeln zu lassen. Es wurden auch homöopathische Mittel und Tees von dort bezogen. Staack wurde mehr als helfender Heilpraktiker anerkannt, persönlich schätzte man ihn nicht so sehr. Er

sprach ein sehr falsches, dänisch klingendes Deutsch, über das man so seine Witze machte. Man meinte, er wollte sich damit nur aufspielen.

Für seine Behandlungsmethoden brauchte er ein großes Haus. Viele Patienten blieben für zwei, drei Tage hier und kehrten dann zum großen Teil beschwerdenfrei zurück. Wenn er erkannte, dass er jemandem nicht helfen konnte, dann sagte er es auch rundheraus und dokterte nicht unnötig an ihm herum.

Die Zeit des Nationalsozialismus brachte erhebliche Probleme auch für die Familie Staack. Da Rebecka nach den damaligen Nürnberger Rassegesetzen Volljüdin war, erregte sie zwangsläufig das Interesse der Gestapo. Rebecka lebte in einer privilegierten Mischehe, was einen gewissen Schutz bot. Sie war damit also nicht direkt gefährdet. Trotzdem ging es nicht gewaltfrei ab:

Christian wurde bedrängt, sich von ihr zu trennen. Er war deswegen mehrfach in Gestapo-Haft und wurde misshandelt. Zu einer Trennung kam es aber dank seiner Standhaftigkeit nicht. Auch der Bürgermeister Hans Böge tat sein Möglichstes, um die Familie zu schützen.

Tochter Helga hatte mancherlei freundschaftliche Beziehungen zu Kaltenkirchener Familien. Ihre Freundinnen und Freunde wurden vom dortigen Bürgermeister Blasźkowski gedrängt, sich von der Halbjüdin zu distanzieren. Ein Verlöbnis mit einem Mitglied der Familie Offt wurde auf Druck der Nazis gelöst. Aufgrund dieser Isolierung lebte sie zeitlebens sehr zurückgezogen. Helga wurde kriegsverpflichtet und musste in der Hitzhusener Sackhandlung arbeiten. Ihr Berufswunsch war Ärztin, doch war es der gelernten Sprechstundenhilfe nicht erlaubt, Medizin zu studieren. Ab 1939 war Mischlingen Ersten Grades das Studium untersagt.

Einen Vermögensverlust für die Familie gab es nicht, es wurde auch kein Antrag auf Wiedergutmachung gestellt.

Die NS- und Kriegszeit war damit einigermaßen glimpflich überstanden.

Offenbar hat Christian Staack niemandem in seiner näheren Umgebung eine NS-Zugehörigkeit persönlich verübelt. Schließlich war nahezu jeder irgendwie in das System involviert. So ist überliefert, das alle hiesigen Ortsgruppenleiter der NSDAP von der britischen Militärregierung in einer Nacht-und-Nebel-Aktion nach Neuengamme verbracht wurde. Die Umstände waren schlecht, es dauerte lange, bis die Angehörigen von ihrem Verbleib erfuhren. Die Ernährungslage war sehr mangelhaft. Durch die mitinhaftierten Lentföhrdener Landwirte gelang es, Kartoffeln von hier nach Neuengamme zu schaffen. Maler Johannes Wrage befand sich trotzdem nach seiner Rückkehr in einem lebensgefährlichen Zustand durch Unterernährung. Staack gelang es, diesen Mann in kurzer Zeit wieder vollständig aufzubauen.

Es gibt viele Erzählungen im Ort, die die Waldburg in Verbindung mit Blohm + Voss bringen. Falsch ist, dass die Villa jemals von der Werft oder der Familie Ernst Christian Voß gekauft oder genutzt wurde. Richtig ist, dass Alwine Voß, die zweite Ehefrau von Ernst Voß, mit der Familie Staack freundschaftlich verkehrte und in den Kriegsjahren häufiger zu Gast war. Geld ist nicht geflossen, Staacks waren vermögend genug und gehörten zu den größten Steuerzahlern des Dorfes.

Viele Menschen verloren durch den Krieg Haus, Hof und Heimat.

Bedingt durch die verheerenden Luftangriffe auf Hamburg kamen nach und nach Ausgebombte ins Dorf. Und ab 1945 verstärkt auch Flüchtlinge und Vertriebene aus den Ostgebieten, die über die Ostsee evakuiert werden konnten. Über die Influx-Lager in Bad Segeberg und Pöppendorf wurden sie auf alle Gemeinden verteilt.

Natürlich musste auch Staack in seinem großen Haus Flüchtlinge aufnehmen (sogar der Keller wurde bewohnt), war darüber aber alles andere als erfreut. Am 21.06. 1945 beschlagnahmte die Gemeinde 5 Zimmer für 18 Flüchtlinge als Wohnraum für das Kreiswohnungsamt.

Aber Staack (er galt als politischer Häftling) fühlte sich offenbar nicht gerecht behandelt. So musste der Bürgermeister am 28.05.1946 dem Oberkreisdirektor berichten:

Christian Staack bewohnt 11 Zimmer mit 6 Personen (Anm.: Familie und Personal) mit 151 qm. Als Heilpraktiker muss er die Räume angeblich dringend gebrauchen. Außerdem macht er geltend, durch die Nazipartei 12 Jahre lang geschädigt zu sein u. längere Zeit in Haft war. Seine Frau ist Jüdin.

Sein Verhalten blieb nicht ohne Folgen. Es hagelte Beschwerden. So musste die Gemeinde beispielsweise zweimal schriftlich anmahnen, die Flüchtlinge mit Trinkwasser zu versorgen. Es gab ständige Querelen zwischen Staack, den Flüchtlingen und der Gemeinde. Ab dem 12.12. 1949 hatte das grausame Spiel endlich ein Ende: Sämtliche Wohnungen innerhalb der Villa werden unwiderruflich freigegeben. Grund war ein Neubau mit 4 Wohnungen, den Staack erstellte und für Flüchtlinge zur Verfügung stellte. Dieses Gebäude existiert noch heute, wird in einer geplanten Erweiterung des Betriebes weichen müssen.

Gerechterweise muss gesagt werden, dass die Flüchtlinge nirgendwo wirklich willkommen waren. Schließlich hatte jeder selbst mit genug Problemen zu kämpfen. Schleswig-Holstein nahm, bedingt durch die Flucht über die Ostsee, überdurchschnittlich viele auf, die später teilweise auf das Bundesgebiet verteilt wurden. Konflikte konnten da nicht ausbleiben, herrschte doch überall spürbarer Mangel und auch die Wohnungen waren deutlich kleiner, als wir es heute gewohnt sind. Lentföhrden hatte 650 Alt-Einwohner und nahm 750 Flüchtlinge auf.

Christian Staack verstarb am 05.10. 1957, Rebecka überlebte ihn bis zum 19.03. 1960. Erst jetzt wurde Rebecka wieder Eigentümerin ihres Vermögens.

Beide fanden auf dem Kaltenkirchener Friedhof ihre letzte Ruhe.

Der Grabstein der Familie wurde aus einem der Findlinge gehauen, die am ehemaligen Zufahrtsweg der Villa standen. Die Grabstätte wurde 1992 aufgelassen. In natürlicher Erbfolge wurde Tochter Helga Eigentümerin, ebenfalls als Heilpraktikerin tätig. Für die alleinstehende Frau war das Haus zu groß. Sie baute sich einen Bungalow auf dem früheren voll bewirtschafteten Garten der Waldburg. Die Villa wurde wieder verkauft, die Tannen gingen an den Fiskus. 1975 verzog sie nach Baiersbronn und ist dort verstorben.

Das Haus wird öffentlich

Im Sommer 1962 kamen Ingeborg und der gelernte Koch Gerd Eschwe von Bad Bramstedt-Bissenmoor nach Lentföhrden. Er fuhr für die Deutsche Bundesbahn in den Speisewagen der DSG. 1953 übernahmen sie dort eine Senioreneinrichtung mit zehn Heimplätzen im ehemaligen Herrenhaus des Gutes Bissenmoor.

Um auf der ruhig gelegenen Waldburg ebenfalls eine solche Einrichtung zu betreiben, musste umgebaut werden. Die alte, etwas verschlungene Zufahrt musste durch den heutigen Weg ersetzt werden, um Rettungsfahrzeugen eine ungehinderte Anfahrtsmöglichkeit zu bieten.

Die Villa wurde ab 1962 gepachtet, 1964 konnte er kaufen.

Im gleichen Jahr wurde das Gebäude vergrößert, das Dachgeschoss ausgebaut. Eine teilbiologische Kläranlage und die Ölheizung folgten.

1968 wurde nochmals erweitert. Ein Bungalow für die Familie kam hinzu, in dem auch Heimbewohner untergebracht waren.

Die Einrichtung konnte nun 35 Bewohner aufnehmen.

In der Zeit, als die Republik durch Studentenunruhen erschüttert wurde und Springer brannte, dachte man auch weiterhin an Expansion.

Es wär geplant, die Kapazität nahezu zu verdoppeln. Diesmal blieb die Baugenehmigung aus, der Großflughafen Kaltenkirchen-Holstenfeld befand sich in Planung. Der beschrittene Klageweg blieb erfolglos, obwohl es in Lentföhrden anders als in Nützen oder Heidmoor keinen Baustop gab.

Eschwe ging nach Bad Bramstedt, hier konnte er seine Pläne verwirklichen. Die dortige Einrichtung wird heute von der Tochter Grit Eschwe betrieben. Der hiesige Betrieb wurde 1974 an Familie Schulz verpachtet, später verkauft.

Mit Schere und Schraubenzieher

Hier beginnt das vorerst letzte Kapitel in der Geschichte der Waldburg.

Edith Brecht (*1937) stammte aus Dreileben bei Magdeburg. Sie lernte Schneiderin in Berlin und traf hier auf den Büromaschinen-Mechaniker Harald Schulz. Er stammte aus Landsberg an der Warthe (heute in Polen). 1959 gingen beide nach Hamburg, hier wurde geheiratet.

Sohn Andreas kam 1963 zur Welt, Tochter Manuela 1969. Beide Kinder blieben der Pflege treu, Andreas lernte Altenpfleger, Manuela wurde Arzthelferin.

1967 begann Edith Schulz ihre neue Laufbahn im Sozialbereich im Allgemeinen Krankenhaus Ochsenzoll – in der Küche. 8 Wochen nach der Geburt von Tochter Manuela wurde sie als Stationshilfe eingesetzt. Auf diesem Weg lernte sie den Pflegebereich kennen.

Eine Ausbildung zur Krankenschwester kam für die dreißigjährige Mutter nicht mehr recht in Frage. Sie wechselte in die Altenpflege und das gefiel ihr. 1971-1972 erhielt sie ihre Ausbildung zur Altenpflegerin.

Harald Schulz waren Büroabläufe nicht unbekannt. Er war Schulungsleiter bei Rex-Rotary, einem internationalen Anbieter von Kopiersystemen. Durch diese Tätigkeit waren ihm Verwaltungsaufgaben durchaus vertraut.

Damit waren die Voraussetzungen für den Schritt in die Selbständigkeit gegeben. Über das Sozialamt Bad Segeberg wurde der Kontakt zwischen Eschwe und der Familie Schulz hergestellt. Man wurde sich einig, es wurde renoviert. Am 01.01.1974, mit dem Beginn des Pachtvertrages, kamen die ersten Kunden.

1979 endete das Pachtverhältnis, jetzt konnte die Einrichtung gekauft werden. Das Haus wurde wieder zu klein, 1996 wurde von bisher 35 auf nunmehr 60 Heimplätze erweitert. Eine weitere Vergrößerung der Einrichtung auf 100 Plätze befindet sich aktuell in der Planung.

Der Betrieb wird heute in Form einer GmbH betrieben.

Hier endet nun vorläufig die Geschichte dieses Hauses in Lentföhrden.

Horst Schümann, Kaltenkirchen

Bohnhoff Kolenkarken früher un hüüt

Wenn een siek dat ankiekt, denn steiht siet de Tiet, wo de Bohn ünner der Eer fohr'n deit, de ole Bohnhoff vun 1910 blot noch ganz alleen an de Steed, wo he mol buut worrn is. He steiht nu blang de Stohlkonstruktschoon vun den neeten Ünnergrundbohnhoff, son beten in de Eck affschoben, un verbringt dor truerig siene letzten Daag. Vun de ole Bonhoffsanlaag ward ant End blot noch een Stück Iesenbohngeschicht öberblieven.

Nu hebbt wi dat glieke Speel all 1977 beleevt as dat eerste Bohnhoffsgebüüd, dat 1884 buut worrn is, platt makt worrn is. Disse ole Bohnhoff leeg an de sülbige Sraat as dat 1910 buute Gebüüd, toeerst neeg den Möhlenbedrief vun Pohlmann, wo laater de Meierie opbuut wöör. Ok disse Melkbedrief is all lang affreeten worrn. Twischen neeten un olen Bohnhoff wöör to laatere Tiet een Kiosk buut, de hüüt noch steiht, denn käm de Göderschuppen un de Veehramp ton Tiernverlaaden in de Bohnwaggons. Hier harrn de Veehhannelsmann Henry Holdorf un sien Fruu Marga ut Kattendörp ehren Platz. Henry weer to dormolige Tiet de gröttste Hannelsmann in de Ümgegend un dorüm nöömten se em ok „Swienkönig.".

Dat ole Bohnhoffsgebüüd hett blot noch as Bohnhoffskroog deent, de vun Göke Kruse un sien Fruu Erni bewirtschapt worrn is. Dat hebbt se veele Johrn makt. Bi Göke weer jümmer wat los. He harr een Barg Stammgäst ut Kolenkarken un ümto. De ganze Bohnhoffsberiek weer noch son Stück Kolenkarken, wo siek dat Leven affspeel. Bi Henrv Holdörp un sien Fruu weer dat so, dat se geern mol in den Buddel kieken muchen un dorüm föhlen se siek bi Göke goot ophoven. Blot wenn Tiernverlaaddag weer, dat harrn siek de beiden affmakt, müss een nüchtern blieven, dormit de Tiern ok richtig tellt warrn kunnen. Dat hett all Tiet heel goot klappt bi de beiden. Dormolige Tiet weer de Kunn noch König bi de Iesenbohn, un Henry weer een gooden Bohnkunn. Wenn Henr mol Waggons ümsett hem wull, käm extra een Maschien na den Bohnhoff ran un hett de Arbeid makt. Dorför leet he siek nich lumpen. So kreegen de lesenbohners, de mitmakt harrn, na Fieravend bi Göke orig wat vör den Snabel.

Op den Göderschuppen harrn de Rangierers ehren Platz. Dor weer ok de Frachtutgaav. Ganz fröher wöör mit Peerd un Wagen affohrt un laater möken dat Lastwagens. Op de anner Siet, gegenöber vun dat Bohnhoffsgebüud, weern de Laadegleise. Dor weer ok ümmer wat los. De Göderwaggons wöörn dor ut- orer belaadt. De groote Holtbedrief vun de Firma Lohse un Sierk leeg direkt an de Bohn. Dormols käm noch veel Holt mit'n Tog. Na dat Bearbeiden in den Bedrief wöör dat Holt ok deelwies wedder mit de Bohn aftransporteert. Denn weer dor noch de groote Salaathersteller Popp, de een Hopen Woren mit de Bohn kreeg. Nich to vergeeten den Landhannel, de een allerbesten Kunn weer un wat dat sünst noch geev. Överall söhst du Minschen öber Minschen bi de Arbeid.

Un denn de Bohnhoff sülbst: Wat dor allns an Lüüd arbeid hebbt, dat geiht op keene Kohhuut. Nu weer Kolenkarken een vun de Hauptstatschoons an de Bohnstreck, mit In-un Utfohrsignaale un mit Haupt-un Nevengleise De Flögels vun de Signaalmasten wöörn noch nich elektrisch hooch un dalklappt, sünnern vun de Statschoon ut dörch Hevelverstelln mit Drahtseil instellt.

Funk för den Togverkehr geev dat nich. Dorför harrn se den Morseapparaat un tosättlich dat Streckentelephon.

De Baas. de een Bohnhoff vörstahn hett, weer een Bohnhoffsvörstaher. De harr to verantworten, dat de Bohnhoffsbedrief richtig loopen dünn. He harr dat Kommando. Denn weern dor noch wölke, de för den Togverkehr tostännig weern. Se regeln den Fohrbedrief, un melln de Töög mit Morseschriever un öber dat Streckentelephon bi de neegste Statschoon an. Dat weern ok de Lüüd mit de rode Mütz. Se lööten de Töög affohrn, harrn vörher all de Ut-orer Infohrtsignaaln stellt, un se passen op, dat dat op den Bohnstieg all sien Ordnung harr. Dat weern de Fohrdeenstleiders. Int Büro seeten noch mehr Lüüd. Dor wöörn Fohrkotrten verköfft un de Papiern för de Fracht utstellt, un wat ganz wichtig weer, se geeven Utkunft för de Fohrgäst. De Kunnendeenst weer heel goot.

De Gleise weern de eegentliche Knackpunkt dormols bi de Bohn. Se weern noch in Kies inbett un de Schienen sölbst weern op de Fohrsiet vun den Schienenkopp ok all bannig rünnerfohrt. De Swelln weern uk nich jümmer de besten un so käm dat licht mol vör, dat son Schien breken dünn. Dat ganze Schienenprofil weer noch op Lüttbohnbedrief utleggt. Wenn een dat mit de hüüdigen Profile verglieken deit, denn weern dat noch beetere Lorenschienen. Besünners in de Laadegleise füll'n de Fohrtüüch faken in de Schiet un so hebbt siek de Bohnlüüd mit de Tiet to wohre Weltmeisters int Opgleisen entwickelt.

To dormolige Tiet möök de Dampmaschien noch den Hauptverkehr. De Dampers weern smucke Maschiens un ut Sicht vun de Ästhetik woll de schöönste Kraftmaschien, de jemols vun Minschenhand buut worrn is. Du kannst vun buten sehn, wat siek dor allns an Hevels hen-un herbewegen deit. Hento kümmt noch dat Fuuchen un dat Zischen, wenn son Deert anfohrn deit. Dat weer dat, wat de Jungs ümmer wedder na den Bohnhoff hentrocken hett. Dor weern sogor plietsche Bengels, de all een beten wat öller weern, dorto öbergahn, siek de Kinemaatik vun de Heusinger Stüerung uttoklamüstern. Wenn de Öllern ehre Bengels söchten, bruukten se blot na'n Bohnhoff to gahn. Dor weern se. Dieseldriefwagens geev dat ok all. De weern all een beeten wat flinker as de Dampers un se weern billiger to bedrieven. De Dampmaschien bestimm dat Tempo. Dat Rangiern duer even sien Tiet. Alleen vun vörwarts na trüüchwarts ümtostüern müss an Stüerbock orig wat kurbelt warm, bit de Kulissensteen in de Swing richtig positioneert weer. Een steiht aver fast: De Iesenbohn mit ehre Dampmaschiens hett veele, veele Minschen Arbeid un Brot geeven.

Later kämen Diesellokomotiven un Dieseldriefwagens. De Dampmaschien harr nu utdeent.

Wieken un Signaaln wöörn elektrisch bedeent, blot noch een poor Handwieken wöörn noch vun Hand stellt. De Petroleumlampen för de Signaallüüchten brukten nich mehr kloor makt warm. Wiekenstellers wöörn ümmer weniger bruukt.

De gröttste Inschnitt käm mit den Togfunk. Een Bohnstatschoon as Funkzentraale regel den ganzen Togverkehr. De annern Bohnhööfe füngen an uttoblööden. Mit een Slag weern de Lüüd mit de rode Mütz över. As denn noch de Gleise in Schotter leggt wöörn, fohr de AKN flinker as vörher mit all de veelen Lüüd. Mit de Fohrkoortenautomaaten wöörn ok noch de Bohnhoffsschalters dicht makt. Blot noch in son Nevenruum kunnst noch Koorten kööpen, ok för den Feernverkehr. Dat elektroonische Tietöller hett den Bohnverkehr ahn Twiefel verbeetert, aver eens sull een nich vergeeten: De Minsch bleef dorbi op de Streck. De ole Bohnhoff kreech een annere Struktuur.

As denn de AKN ünner de Eer güng, käm een neeten Bohnhoff. De Ünnerscheed to den olen Bohnhoff is aver, dat siek dor keen Leven mehr so as üm den olen Kolenkarker Bohnhoff wedder opbuun ward. Ahn Twiefel, de AKN is hüüt een moderne Iesenbohn: Se is flink, du kannst di op ehr verlaaten un du büst rapps-fapps in de Stadt. Rundüm, se is op modernsten technischen Stand. Wat fehlen deit, dat sünd de Iesenbohners. Du steihst blot noch vör Automaaten un vör Monitors, aver frogen kannst nüms mehr. Dat is all unpersönlich worrn. Ok fallt een dat swoor, vun een Bohnhoff to snacken. De Stahlkonstruktschoon över de Eer lött nich vermooden, dat dor een Bohnhoff sien sall. Dat süht eher ut, as weer dat son Oort Frieluftanlaag för Apen, de dat Klattern öven söllt. Un wenn dor denn ok noch hooge Hüüs to stahn kommt, findst nix mehr vun de Statschoon wedder. Dat is naatürlich Ansichtssaak. Jedeneen süht dat anners.

Na ünn in dat Lock kümmst över Treppen orer mit son komischen Fohrstohl, un wenn du den Bohnstieg tofaaten hest, denn kümmsi di recht beengt vör. Fohrkoorten kannst op de een Siet ünner dat Klattergestell kriegen. Dor weihst aver weg, wenn dor starken Wind is. Ganz ünn, ant End vun den Bohnstieg, steiht ok noch een Automaat. Jo, dat is allns nich ganz eenfach.

Mit de Tiet to gahn, is hüüt levenswichtig, blot dat Neemoodsche dörft dorbi den Minschen nich ut de Ogen verleern. Jedeneen mutt aver för siek sölbst entscheeden, wat he för goot orer för slecht höllt.

Albrecht Seibert, Bad Segeberg

Probleme der Verkehrssicherung bei Frostschäden auf den Straßen im Jahr 1929

Als ehemaliger Leiter der Straßenmeisterei Bad Segeberg habe ich bei meinen Nachforschungen zur Erstellung einer Chronik auch einen Bericht von einem meiner Vorgänger, Herrn Oberwegemeister Conrad, gefunden, der hier wiedergegeben werden soll.

Die früher ausgebauten Kunststraßen waren dem aufkommenden Verkehr durch Kraftfahrzeuge zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr gewachsen. Sie mussten daher häufig im Winter wegen Frostschäden gesperrt werden. Ein handschriftlicher Bericht von Herrn Oberwegemeister Conrad vom 2. April 1929 an das Landesbauamt Plön legt davon Zeugnis ab, dass solch eine Straßensperrung und deren Befolgung manchmal schwer durchzusetzen waren. Er schreibt:

„Am Karfreitag, d. 28. März, gegen 19 Uhr rief mich der Wegewärter Wisser – Warder[1] telefonisch an und teilte mir mit, daß zwei schwerbeladene, enorm große Lastkraftwagen versuchten die wegen Frostaufganges gesperrte Strecke Segeberg-Gnissau zu passieren.

Es sei ihm nicht möglich die Wagenführer daran zu hindern, denn diese bedrohten ihn und kämen seinen Anordnungen nicht nach. Nur mit Mühe habe er verhindern können, daß diese gegen ihn tätlich wurden.

Ich begab mich sofort dorthin und konnte die Führer ebenfalls nicht an der Durchfahrt hindern. Ein Wagen hatte sich bereits festgefahren. Ich wurde von den 4 Leuten sofort umringt und geballte Fäuste wurden mir vors Gesicht gehalten. Die Nummern der Wagen konnte ich nicht feststellen, denn die Leute stellten sich absichtlich davor. Aus den Redensarten der Leute habe ich entnommen, daß dieselben wußten, daß die Strecke gesperrt war, diese aber gegen Provision die Wagen unter allen Umständen durchbringen sollten.

Dafür spricht auch der Umstand, daß dieselben mit Stahltrossen, Schaufeln und Hacken ausgerüstet waren und sie sich [?] überaus vorbereitet, benahmen.

Nachdem ich eingesehen hatte, daß ich mit den Leuten nichts anfangen konnte und der Wärter trotz seines Abzeichens als Wegepolizeibeamter keine Beachtung fand,[2] ja sogar tätlich bedroht worden war, holte ich Herrn Oberlandjäger Paulsen – Klein Rönnau zur Hilfe. Auch dieser konnte mit den Leuten nichts anfangen. Das Haltzeichen desselben wurde nicht beachtet und er wäre überfahren worden, wenn er nicht zur Seite gesprungen wäre.

Als der Oberlandjäger auf den Führersitz zum Führer hinaufsprang wollten die übrigen Mannschaften ihm nach, wahrscheinlich um ihn anzugreifen. Ich habe mich davor gestellt und die Leute zurückgehalten, wobei dieselben nun wieder

mir gegenüber eine drohende Haltung annahmen. Jetzt erst wurde der Wagen zum Halten gebracht und vom Oberlandjäger die Personalien festgestellt. Trotz wiederholten Hinweises darauf, daß großer Schaden an der Chaussee angerichtet würde, wenn die Wagen durchfahren, fuhren die Führer doch durch. Festgestellt habe ich auch, daß die hinteren Kennzeichen an einem Wagen nicht beleuchtet, von dem anderen so mangelhaft, daß die Nummern nicht kenntlich war.

Die Nr. der Wagen waren IS. 27769 mit 5210 kg Eigengewicht u. HH 15725 mit 6000 kg Eigengewicht. Zu ersterem gehörte der Kraftwagenführer Friedrich Wirtschaft zu Hannover, Schulenburgerlandstr. 23 und zum zweiten der Kraftwagenführer Wollenzin in Altona, Große Karlstr. 99.

Die Fahrbahn der Straße ist durch dieses rücksichtslose Fahren derart aufgewühlt worden, daß selbst für leichten Verkehr große Gefahr bestand. Es hätte leicht angehen können, daß ein Unglück dort passiert wäre. Der Pack[3] und Steinschlag war vollkommen durcheinandergewühlt und tiefe Spuren und herausgequollener Lehm kennzeichneten den gefahrenen Weg. Die Wagen waren mit Fellen beladen und hatten anscheinend schon ein zu großes Gesamtgewicht für ungesperrte Straßen.

Ich bitte dortseits eine energische Strafe zu erwirken und zu veranlassen, daß diesen Leuten der Führerschein dauernd entzogen wird, denn solche rücksichtslosen Fahrer dürfen unter keinen Umständen wieder auf die Straßen losgelassen werden, zumal dieselben selbst angaben, daß sie schon durch andere gesperrte Strecken gekommen seien, und man habe sie auch dort nicht hindern können."

Bereits am 4. April 1929 schrieb das Landesbauamt Plön an sämtliche Oberwegemeister, dass bei durch Frost beschädigten Straßen durch Schilder Vorsorge zu treffen sei, damit sich kein Unfall ereignen kann, für welchen die Provinz haftbar gemacht werden könnte. Zusätzlich zu den Sperrtafeln wegen Frostschäden wurde empfohlen, Zusatztafeln mit der Aufschrift „Vorsicht für alle Fahrzeuge" oder „Fahrbahn stellenweise durchgebrochen" aufzustellen.[4]

Im Bereich der Straßenmeisterei Bad Segeberg wurden bei entsprechenden Schäden bis etwa 1975 hölzerne Tafeln mit der Aufschrift „ Frostschäden" kombiniert mit Verkehrszeichen mit Gewichts- und Geschwindigkeitsbegrenzungen als Hinweis für die Verkehrsteilnehmer verwendet.

1 Herr Wisser war der zuständige Wegewärter. Er wohnte im Wegewärter-Dienstgebäude in Warder an der heutigen Bundesstraße 432.

2 Der Wegewärter, der vom Landrat als Wegepolizeibeamter vereidigt wurde, hatte im Dienst seine Dienstmütze zu tragen.

3 Die Packlage bezeichnet den tragfähigen Unterbau der Kunststraße. Mit Steinschlag ist das obere Füllmaterial der Packlage gemeint. (vgl. Konrad von Kirchbach, „Die Entwicklung des Straßenbaus und des Straßennetzes im Deutschen Reich und den Nachfolgestaaten", in: Harry Niemann und Armin Herrman, Die Entwicklung der Motorisierung im Deutschen Reich und den Nachfolgestaaten, Stuttgart 1995, S. 79.)

4 Landesbauamt Plön Tgb. Nr. 779.

Dr. Gerhard Hoch, Alveslohe

Oskar Alexander „Es waren die Nazis“

Zur Neuausgabe eines Buches

Jahrzehntelang pendeln Patienten den Gang entlang, zumeist auf dem Weg in den Speisesaal, vorbei an einer im Laufe der Zeit nachgedunkelten Holztafel und an einem Porträt in Öl. Appetit und Langeweile sowie die nur schwache Beleuchtung an dieser Stelle lassen für die beiden Objekte nur wenig Aufmerksamkeit. Wer eine solche dennoch aufbringt, vielleicht in der Absicht , das bisher Übersehene eingehender anzuschauen, erfährt etwas, was ihn nicht befriedigen kann, das vielmehr beunruhigende Fragen aufwirft:

„Dem im K.Z. verstorbenen Mitbegründet und 1. Direktor dieses Hauses, Herrn Oskar Alexander zum Gedenken von den Mitgliedern d. Gewerkschaft öffentl. Dienste, Transport u. Verkehr.“



Holztafel

Was geschah mit Oskar Alexander, der einst dieses über Deutschlands Grenzen hinaus anerkannte Haus, die Rheuma-Klinik Bad Bramstedt, begründete und der dann 1942 im Konzentrationslager Sachsenhausen „verstarb“.(„Verstarb“ man im KZ – einfach so?) . Wie geht das alles zusammen?

Diese Frage war es, die mich, selber Rekonvaleszent in der Klinik, antrieb, diesen allzu schwachen Spuren nachzugehen. Befragungen führten zu keiner befriedigenden Antwort, ebenso wenig das vorhandene gedruckt vorliegende Kleinschrifttum über die Klinik. Dieser Mann schien vergessen. Daran hatte offenbar auch die Adresse der Klinik „Oskar-Alexander-Straße“ nichts geändert.

Als Ergebnis intensiven Quellenstudiums erschien 1994 im Roland Verlag in Bad Bramstedt mein Buch „Oskar Alexander. Vom Kurhaus ins Konzentrationslager“, das nun (2004) vor allem dank der Bemühungen der Stadt Bad Bramstedt und des dortigen Sommerland Verlages eine nur unwesentlich veränderte Neuauflage erfahren hat.

Im Verlauf der Forschungsarbeit traten dann doch Personen auf, deren Erinnerungsvermögen sich wieder beleben ließ und die mir Zugang zu reich fließenden Quellen öffneten. So wurde eine authentische und dichte Rekonstruktion dessen möglich, was wahrzunehmen und darzustellen bisher vermieden worden war.

Als wichtigste Quelle erwies sich die Personalakte Oskar Alexanders. Sie vor allem gestattete es, das gegen den verdienten Mann inszenierte Kesseltreiben minutiös nachzuzeichnen (siehe dazu Seite 55ff.).

Prompt mit der endgültigen Festigung der nationalsozialistischen Herrschaft Anfang 1933 entdeckten seine Mitarbeiter in Ärzteschaft und Klinikverwaltung und die an der Klinik beteiligten Gesellschafter Anstößiges an ihrem verdienten Chef. Es war seine jüdische Abkunft, die zuvor anscheinend nicht oder kaum beachtet worden war. Jedenfalls schien sie nie der Rede wert gewesen zu sein. Vielmehr galt Oskar Alexander im deutschen Gesundheitswesen und in der Stadt als ein hochgeachteter Mann, dem man in wirtschaftlich äußerst schwieriger Lage Anfang der 30er Jahre unbedenklich Kredit eingeräumt hatte.



Oskar Alexander als Soldat im 1. Weltkrieg

So war Oskar Alexander, wie die meisten in seiner gesellschaftlichen Stellung, ein national beziehungsweise deutschnational eingestellter Bürger. In einem 1918 von ihm verfassten autobiographischen Bändchen besang er geradezu hymnisch das kaiserliche Heer, bewährt in den Schlachten des Ersten Weltkrieges. Eine auch nur geschäftliche Berührung mit der Sozialdemokratie mied er hingegen ausdrücklich.

Wurde also sein jüdischer Ursprung erst 1933 bekannt? Gewiss, Oskar Alexander entstammte einer angesehenen jüdischen Familie in Niedersachsen. Er selber aber pflegte, gleich einem großen Teil der jüdischen Bevölkerung in Deutschland, weder äußere noch innere



Oskars Vater, Martin Alexander, Bürgermeister in Visselhövede

Beziehungen zur Gemeinschaft seiner Väter. Als letztes, nur noch schwaches Band überwies er die von Juden erwartete Steuer an die zuständige religiöse Instanz.

Oskar Alexander hatte die Klinik aus einem maroden Restbetrieb und im Wettbewerb mit ähnlichen Einrichtungen auf die Höhe der Zeit gebracht. Er hatte sie mit der Beteiligung bedeutender Gesellschafter auf eine tragfähige und belastbare Basis gestellt und ihr mit der Öffnung auch für wohlhabende Privatpatienten eine besonders günstige Auslastung gesichert. Jedoch in eben diesen Gesellschaftern wuchs für ihn die existenzbedrohende Gefahr heran.

In der Öffentlichkeit wurde dieser Tatbestand gelegentlich so formuliert, als hätten „die Nazis“ ihn aus dem Amt gedrängt. Will man diese Formulierung so stehen lassen, muss man den Begriff „Nazis“ schon sehr weit fassen. In Fall Oskar Alexander werden diese „Nazis“ eindeutig identifiziert und mit Namen benannt. Es waren dies insbesondere die verantwortlichen Persönlichkeiten der Gesellschafter:
die Landesversicherungsanstalt der Hansestädte, Lübeck,
die Landesversicherungsanstalt von Schleswig-Holstein, Kiel,
die Vereinigung von Krankenkassen Groß-Hamburg,



Oskar Alexander (2. von rechts) mit Patienten

der Landesverband Norden der Ortskrankenkassen,
die Stadt Bad Bramstedt.

Jede dieser Personen trug ausdrücklich die in den Gesellschafterversammlungen beschlossenen, jährlich fortschreitenden Verdrängungsmaßnahmen gegen Oskar Alexander mit, Menschen, die sich im übrigen traditionsgemäß ohne Zweifel einem besonderen Amts- und Bürgerethos verpflichtet wussten.

Gewiss, hinter deren Maßnahmen standen auch einfache und höhere Funktionäre der NSDAP und der Gestapo, jedoch nicht so, dass die Gesellschafter damit entmündigt und besonders hinsichtlich ihrer ersten Maßnahmen jeder eigenen Verantwortung enthoben gewesen wären.

Ein sachlich begründetes Motiv gegen Oskar Alexander ist in den Protokollen nicht zu finden. Die Vorwürfe reduzieren sich auf seine jüdische Abstammung.

Schwer nachzuvollziehen, aber durchaus kennzeichnend für die Zeit ist es, dass sich an diesen Verfolgungsmaßnahmen auch die ihm besonders nahe stehenden Gesellschafter und Personen beteiligten: die Mitarbeiter in seiner Klinik und die maßgeblichen Persönlichkeiten seiner Stadt Bad Bramstedt: Bürgermeister und Ortsgruppenleiter.

Darüber wundern kann sich freilich nur, wer die Tragweite und Bedeutung der Tatsache außer acht lässt, dass sich bereits bei der Reichstagswahl im Sommer 1932 in Bad Bramstedt über 70 Prozent der Wähler für die NSDAP entschieden hatten, ein Prozentsatz, der sich in der Folge noch ganz erheblich erhöhen sollte. Die sich in diesem Ergebnis einer freien Wahl ausdrückende innere Übereinstimmung der großen Mehrheit der Bevölkerung dominierte auch die Repräsentanten des öffentlichen Lebens. Sie durften sich der Übereinstimmung mit der großen Mehrheit ihrer Mitbürger sicher sein.

Die in ihrer Radikalität und Unbarmherzigkeit zunehmenden antijüdischen Gesetze wurden nun gehorsam und ungestört exekutiert. Zeichen von Versuchen einer milderen Auslegung oder Anwendung waren nicht erkennbar. Landrat Waldemar von Mohl beispielsweise ließ es sich nicht nehmen, Oskar Alexander zur Entlassung seiner „arischen“ Hausdame zu drängen.

Schließlich begann auch das Geld der jüdischen Patienten der Klinik zu „stinken“. Das führte auch gegen diese folgerichtig zu einschränkenden Maßnahmen.

Unterdessen zögerten die Gesellschafter nicht, aus der fortbestehenden Treue und Verbundenheit Oskar Alexanders Nutzen zu ziehen. Dieser setzte anscheinend ungebrochen seine besonderen und bewährten Fähigkeiten zum Wohl „seiner“ Klinik fort. Während mehrerer Reisen ins Ausland, vornehmlich nach Skandinavien, warb er für das Haus. Eine dieser Reisen wurde von der Gestapo mit einer wenn auch nur kurzen Haft unterbrochen. Aus „seinem“ Hause war niemand bereit, sich für seine Entlassung einzusetzen.

Mit bedeutenden Erfindungen wie der Trockenmoorsole diente er der Klinik. Die Erfindung des „Schwingweges“, einer Anlage für sportliche Laufstrecken, fand großes Interesse bei der Wehrmacht und bei den Organisatoren der Olympischen Spiele 1936. Und die Behörden gestatteten ihm sogar eine Reise nach Eng-

Nr. 114.

Oranienburg, den 28. Januar 1942.

Der Kurhauspächter Israel A l e x a n d e r - -
- - - - - - - - - - - - - -, mosaisch - - - - - - - - ,
wohnhaft in Bad Bramstedt, Kreis Segeberg, Wittrehmstraße.,
ist am 25. Januar 1942 - - - - - um 9 - - Uhr 30 - - Minuten
in Oranienburg im Lager Sachsenhausen - - - - - - verstorben.

Der Verstorbene war geboren am 29. Oktober 1881 - - - - - -
in Visselhövede, Kreis Rotenburg (Hannover). - - - - - -
(Standesamt - - - - - - - - - - - - - - - - - - Nr. - - - - - -)

Vater: Martin Alexander, letzter Wohnort unbekannt. --
- -

Mutter: Sophie Alexander geborene Rose, letzter - - - -
Wohnort unbekannt. -

Der Verstorbene war ~~nicht~~ verheiratet mit Elisabeth - - - -
Alexander geborenen Kromann, verstorben. - - - - - - - -
- -

Eingetragen auf ~~mündliche~~ schriftliche — Anzeige des Lagerkomman- --
danten des Lagers Sachsenhausen in Oranienburg. - - - -

~~D - - Anzeigende~~ -
- -
- -

~~Vorgelesen, genehmigt und~~ - - - ~~unterschrieben~~
- - - - - - - - - - - - - - - - -
- - - - - - - - - - - - - - - - -

Die Übereinstimmung mit dem Erstbuch wird beglaubigt.

Oranienburg, den 28.1.1942.

Der Standesbeamte
In Vertretung:
Kempfer

Der Standesbeamte
In Vertretung: Kempfer

Todesursache: Herzschwäche.
Grundleiden: Bronchopneumonie.

Eintragung im Standesamt Oranienburg

land, um diese Erfindung der interessierten britischen Militärführung zu erläutern und zu empfehlen.

Nur *eine* Reise, es sollte seine letzte Reise in Freiheit sein, wurde ihm zum Verhängnis, und das war, wie allgemein angenommen wurde, Anfang 1942 eine Fahrt mit der AKN zu Verwandten nach Hamburg, von der er nicht zurückkehrte. Unbekannt blieb, ob er mit dieser Reise gegen eines der einschränkenden Vorschriften gegen Juden verstoßen hatte (Ausgangssperre im Winter nach 20 Uhr), ob er ohne die vorgeschriebene Kennzeichnung mit dem Gelben Stern angetroffen wurde, oder ob er während der Bahnfahrt denunziert wurde, wie es anderen Personen

im AKN-Zug nachweislich mehrfach widerfahren ist.

Seine letzte Fahrt führte ihn in das Konzentrationslager Sachsenhausen. Den dortigen Lebensbedingungen erlag der gesunde sportliche Mann schon nach kurzer Zeit am 25. Januar 1942. Seine Leiche wurde im Krematorium Oranienburg verbrannt, die Asche den Angehörigen nach Hamburg geschickt.



Oskar Alexander

Oskar Alexander war eine tragische Gestalt. Er wurde Opfer des die damalige deutsche Öffentlichkeit beherrschenden „eliminierenden“ (Goldhagen) Antisemitismus.

Nach der allgemeinen Emanzipation der Juden in die deutsche Gesellschaft erlagen nicht wenige dem Bestreben, sich zu überassimilieren und in ihrer Lebensführung die „Tugenden“, die sie als typisch deutsch empfanden, ganz besonders zu entwickeln und damit an ihrem Deutschsein nicht den geringsten Zweifel aufkommen zu lassen – ein Hang, der schon von Heinrich Heine glossiert worden war.

Diese Neigung, verbunden mit der weitgehenden Lösung von der Religion der Väter, ist bei Oskar Alexander deutlich zu beobachten. Sie scheint mit einem politikfernen Bewusstsein verbunden gewesen zu sein, mit Ahnungslosigkeit und Arglosigkeit. Der auch in seiner Stadt Bad Bramstedt öffentlich zutage tretende Antisemitismus kann ihm nicht verborgen geblieben sein. Hat ihn das nicht beunruhigt? Konnte oder wollte er sich nicht vorstellen, dass dieser Antisemitismus zu einer Dynamik fähig war, die auch ihn packen könnte? Basierte auf dieser Blindheit sein erstaunlich loyales Weitermachen trotz aller Demütigungen?

Oder trieb ihn doch eine weder sich selber noch anderen eingestandene Furcht zu diesem Übermaß an „Treue“ gegenüber der Klinik, deren Repräsentanten ihn so schmählich behandelten? Die Quellen geben darauf keine ausreichende Antwort.

Auf der anderen Seite mahnt gerade das Schicksal dieses Mannes in Bad Bramstedt, mit dem Begriff „Nazi“ vorsichtiger und differenzierter umzugehen. Zu leicht fungiert dieser Terminus, billig und schnell zur Hand, wie der ausgestreckte Zeigefinger als stummes und doch beredtes Signal: „Die da waren es, die anderen.“

Das in neuer Ausgabe erschienene Buch möchte eine tragische Gestalt unserer Heimatgeschichte würdigen. Es möchte an einem konkreten Menschenschicksal das Funktionieren der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“ vor Augen führen.

Hayo Schütte, Langendorf

Fleger-Lametta – Bad Sebarg in'n Krieg

Dat weer en beten kolt worden. In de Köök weer dat Füür ut, un ich dach bi mi, ik schull lever nå buten gåhn. Ik kunn mi je en poor Armvull Sprickelholt tohoop kleien un mi en lütt Füür in de Hütt måken, in mien Versteek. Un denn hensetten un wat lesen.

Na, ik kreeg mien groten Korf rut, de ik mi mål flecht harr un güng nå den Knick hen, den Buschwall twüschen uns Land un den Nåwer sien Vehweid, „Wiegmann sien Koppel", säen wi. Düsse Knick hier weer uns, de up uns anner Siet höör den neegsten Buur to. Bi den müss man uppassen. Man hier, dicht bi't Huus, weer nich mehr so veel to finnen. Hier harr ik al oftins sammelt. Villicht schull ik över de Koppel gåhn un nå den doren Knick hen? Do bün ik röverkladdert.

Miteens stünn de oll Buur dor. „Kumm ran, Jung", reep he. Wat banghaftig, güng ik hen. „Kiek mål", sä he. „Hest du dat sehn? Dat is hüüt Nacht kåmen." Dor legen Striepens in't Gras, welk sülverig, welk swart. Ik heff en poor mit mien Handstock rümdreiht: all weren se up en Siet as Sülver un up de anner swart. „Dat hefft de Amerikåners rünnersmeten, de Flegers. Wi harren je wedder Alarm. Amenn wüllt se dat Veh vergiften. De tro ik noch allens to." Ik weer stolt, dat he mit mi snacken dee! Man dat keem noch beter. „Hör to", sä he, „du hest jå dien Korf dor… Of du mi woll helpen kunnst? Kannst du dat mit dien Been? Geihst enfach de Koppel up un dål un sammelst de Striepens in. Hüüt Åbend kåm ik wedder, un denn geef ik di wat in de Hand, kriggst Geld." „Kloor! Natüürlich!" reep ik vergnöögt. He dreih sik üm, hiev sien oll Fohrrad hoch un schoof nå de Stråt hen.

Ik nöhm en poor vun de lütten Bläder hoch; de sehn ut as Christboom-Lametta, man blots breder. Twee, dree Handfull heff ik in den Korf sammelt. Un do harr ik den Infall: ut de Säk kunnst wat måken, en Åventüür, tosåmen mit en anner Jung! Un an'n morgigen Dag in de School dorvun vertellen! Mienen Macker Hans müss ik mi hålen. Na, so bün ik mit Rad nå em henbirst, un he keem glieks mit.

He harr al vun de Såk höört. „Briten-Lametta, seggt Vadder", verkloor he. „Åver keen Minsch nich weet Bescheed. Is Gift, ward ok seggt. Låt mål rüken! Hest du dor al an lickt, woans dat smecken deit?" „Lever nich", sä ik. Wi hefft up de sülverige Siet speet, denn up de swarte, hefft de Spee utenanner ruffelt un denn dor an snüffelt. Dat röök na nix. En poor Minuten keken wi uns Fingers an, of de Huut woll afgüng – ok nix. Woans schull dat Gift woll warken? Worüm de Fienden sowat woll deen? Dat weer doch Moord! Wi füngen an to sammeln, hefft de lütten Bläder eenfach in de Büxentaschen dån. Den Korf harrn wi in de Schüün låten.

Wi güngen up twee Meter Afstand een vun den anner de Koppel rup, de Koppel dål, rup un dål, rup un dål. Egenlich weren nich so veel Striepens dor, in de Hauptsåk mehr nå de Stråt hen. De Koppel weer man so överbåsig groot! So hett dat Stünnen duurt. Villich hefft wi ok besünners lang bruukt, wegen dat wi disku-

teert hefft und jümmers wedder ståhn bleven. Wi kemen je vun hunnert nå dusend un mehr, snacken vun Gott un de Welt.

Wat schulln wi doon, wenn uns en amerikånschen Suldåt tomööt keem? Orrer en Russ? Of de Russen woll hierher kemen? „Pst!“ sä Hans. „Låt dat nich höörn!“ Un wi snacken över dat Reisen. Och nä, Kinnerlandverschickung geef dat för uns ok nich, wi weren je al up't Land. „Togföhren is so wunnerboor, prima! Överhaupt Lokomotiven!“ sä Hans. Un: „Früher stünn up jem: ‚Räder müssen rollen für den Sieg!‘, åver nu: ‚Wir kapitulieren nie!‘“ „Pst!“ sä ik. „Wenn se di höört, warrst du glieks afhålt.“ „Glööv ik nich“, sä Hans. „Weetst du, dat mien Vadder en Frettchen hett, en witten Ülk? Mit den kunnen wi fein Kaninken fangen.“ „Dull“, sä ik. „Ik mag de nich slachten. Dat müsst du doon. Man dat Aftrecken beriet ik. Un denn spachtelt wi jem ganz alleen up, in mien Versteek, weetst du.“ „Ik snack mål mit Vadder. Ik bring dat Deert mit un de Fangnetten“, reep Hans begeistert. „Gåvels und Töllers bruukt wi nich, en Mest reckt. Man en Kåkpott ... ik kunn een vun mien Mudder ehr klauen.“ „Heff ik, heff ik!“ sä ik.

Denn diskuteren wi lang över den amerikånschen Bomber, den se körtens bi Sebarg rünnerhålt harrn. He leeg an de Landstråt nå dat Dörp Wittenborn, bi Rodenhåhn, ganz åhn Uppassers. Wi weren mit en poor Jungs dor. „Un du wedder!“ sä Hans un lach. „Wi hefft de Geschossen ut de MG-Gurten rutleiert, un du hest Schruwen un Muddern loosdreiht, de Büxentaschen full, un denn is di en Tasch kaputt reten, un du hest dien Hemd uttrocken un all den smerigen Schruvenkråm dor rinwickelt un denn up den Gepäckdräger.“ „Ik heff jem noch, man praktisch sünd se nich. Weetst du, ik wull dor wedder mål den Duvenslag mit repareren.“ „Un Manni“, sä Hans, „Manni het fief vun de Geschossen bi sien Mudder in den Kökenheerd ståken. Un denn hett se dat Füür anbött, un denn hett dat rummst!“ „Nä!“, reep ik un bewunner dat. Un wat nådenkern meen ik: „Hans, hest du dat höört, dor weer noch en Doden in den Fleger. Du weerst direkt bi em binnen.“ Hans antwoord nich. Ik keek em an. He weer kesig-witt worden. Wi swegen nu en Wiel. „Du, wat wullt du warden, wenn de Krieg ut is?“ fröög ik. Man em weer nu en Luus över de Lebber lopen. „Dat kann noch lang duurn“, mummel he. „Villicht Autoslosser, dat is ganz modeern.“

Denn weren wi fardig. De Striepens hefft wi in en ollen Jutesack stoppt. Hans weer noch jümmers grugelig to Moot. „Wenn de nich düssen verdorigten Krieg måken deen, denn geev dat sowat nich!“ „Wokeen?“ fröög ik. „Na, de annern.“ Verbiestert föhr he nå Huus.

Ik kreeg den Sack her, kladder dörch den Knick na güntsiet un tööv lange Tiet. De Oll keem un keem nich. Do heff ik mi en Bult hoge Disseln ankeken mit vigelette Blöden, de vör mi stünnen. Up de Blöden seten düsterbrune un verscheden bontjebunte Bottervågels. De Stengels up un dål lepen allerhand Kävers, ok Miegelreems. Smuck, dach ik, åver dat schull seker bold afmeiht warden. Dit weer Vehweid. Sülke Disseln much ik woll geern in mien lütt Stück Goorn hebben.

Upletzt keem de Buur. He steeg bi de Stråt af un schoof sien Rad över de Koppel, bit nå mi hen. He weer vergnatzt un fröög: „Hest du allens wegkregen?“ „Hier!“ sä ik stolt un hööl em den Sack hen. „Bidde!“ He möök en Stapp torüch. „Nä, nä!“

reep he un keek mi an. „De beholl man sülfst! Kannst di an joon Wiehnachtsboom hangen!“ He kreeg sien Knipp rut, söch nå en Geldstück un geef mi dat. „Dat is för di!“ Batz, dreih he sik üm un güng nå de Stråt torüch. Ik harr en Reichsmark in de Hand, mehr nich. Bedröövt keek ik em nå.

De Mark heff ik mit Hans deelt.

Annemarie Kröger, Heidmühlen

Tabakanbau in Heidmühlen

Nach Beendigung des Krieges herrschte im ganzen Land große Not. Es fehlte an allem. Neben Lebensmitteln war auch die Zuteilung an Rauchwaren äußerst gering. So kam es, dass in den Gärten plötzlich Tabakpflanzen auftauchten. Bis zu 200 Pflanzen durfte man steuerfrei anbauen.

Da wurde von einer Zigarettenfabrik, es war die BAT, ein Vertrag angeboten, Tabak in größeren Mengen anzupflanzen. Die Pflanzer sollten je kg abgelieferter trockener Ware eine bestimmte Menge Zigaretten zuteilungs- und steuerfrei bekommen.

Mein Mann rauchte schon immer gern, und so sind wir 1948 mit 3000 Pflanzen angefangen. Die Ernte war gut, und neben Zigaretten und Pfeifentabak wurde auch gutes Geld gezahlt. Dies war um so wertvoller, da wir am 20. Juni 1948 die Währungsumstellung gehabt hatten und das Geld knapp war. Die Blätter wurden mit einer langen Nadel auf ein Band gezogen. Diese Bänder wurden dann unter dem Dach getrocknet. Der ganze Boden hing voll und der Schuppen genau so. Im Herbst mussten wir aufpassen, die feuchte Luft ließ die Blätter leicht faulen. Trotzdem waren wir zufrieden, und 1949 wuchsen schon 5000 Pflanzen auf unserer Koppel.

Im Herbst des gleichen Jahres kam ein Beauftragter der Abnahmefirma, diesmal Brinkmann, Bremen, zu uns. Es war Walter Goldnick aus Hornbrok bei Blunk. Er erklärte uns, dass unser Tabak eine gute Qualität aufwies und unser Boden für einen Anbau in noch größerem Rahmen geeignet sei. Ein Herr Horn aus Hornbrok hätte einen Tabaktrockenofen gebaut, der sich gut bewährt habe.

Wir haben uns die Sache gründlich überlegt. Mein Mann war sowieso der Meinung, dass unsere 13,4 ha Land auf Dauer ohne Nebeneinnahmen oder Sonderkulturen keine Existenzgrundlage sei. Wir haben weitere Erkundigungen eingeholt und in Lauenbrück bei Rothenburg/Wümme eine Tabaktrocknungsanlage besichtigt und uns dann für den Anbau entschieden.

Es waren viele Interessenten im Kreis Segeberg, die diesen Schritt wagen wollten, u. a. in Schönmoor, Laken bei Gönnebek, Gladebrügge, Rotenhahn, Sievershütten, Hasenmoor, Weddelbrok, Hagen. Alle bauten den „Domnikofen". Ein Herr Domnik hatte das Trocknungssystem entwickelt, das aus einem turmartigen Gebäude bestand. In einem Kellerraum waren dicke Rohre mit einem Durchmesser von etwa 40 cm verlegt. Darüber kamen stabile Betonplatten mit Zwischenraum als Fußboden. Im oberen Teil wurde ein Gestänge aus Balken und Dachlatten eingearbeitet. In diese wurden die Stangen mit dem Tabak in 7 Schichten übereinander eingehängt, etwa 100 Stangen in einer Schicht. Die Feurungsanlage war außen an den Trockenturm angebaut. Dieser wurde mit Brikett beheizt und die Hitze durch die Rohre geleitet. Ein Umluftverfahren sorgte für eine gleichmäßige Verteilung, und mit Luftklappen wurde die Feuchtigkeit abgeleitet.

Der eigentliche Trocknungsvorgang hat sich bis heute nicht geändert. Bei geschlossener Belüftung und Temperaturen um 30 Grad muss der hellgrüne Tabak vergilben. Dann wird die Lüftung geöffnet und die Temperatur auf 40 bis 50 Grad gebracht, bis das Blatt trocken ist. Um die Rippen zu trocknen, werden die Luftklappen bis auf 25 % wieder geschlossen und die Temperatur weiter erhöht bis auf 80 Grad, bei dem heutigen Trocknungssystem kommen wir mit 70 Grad aus. Der trockene Tabak braucht anschließend feuchte Luft, damit man ihn anfassen und sortieren kann. Das war früher oft ein Problem, je nachdem wie das Wetter war.

Im Mai 1950 haben wir unseren Trockenofen gebaut. Dieser hatte ein Fassungsvermögen für die Ernte von 2 ha Anbaufläche. Da wir nur über wenig Fläche verfügten, haben wir 1 ha selbst angebaut und uns Partner gesucht. Das waren Heinrich Hamann, Ernst Greve, Oskar Göttsch und Willi Schülke, die je ¼ ha mit Tabak bepflanzten, der bei uns getrocknet wurde. Sie pflanzten je für die Hälfte des Ertrages und mussten die Blätter gepflückt anliefern. Vom Wetter her war es ein guter Sommer und der Tabak gut gewachsen.

Hilfskräfte zu bekommen war kein Problem. Viele Frauen waren bereit, sich mit dieser Arbeit etwas Extrageld zu verdienen. Ende Juli wurde mit der Ernte begonnen. Die gepflückten Blätter wurden auf Tragen gelegt und mit dem Kastenwagen nach Hause gefahren. Hier hatte mein Mann Gestelle gebaut, einmal für die Tragen, zum Aufbinden und für die fertigen Stangen, die dann nachher in den Ofen gehängt wurden. Wir hatten 5 Stände zum Aufbinden, und jede Frau hatte zwei Kinder zum Zureichen der Blätter. Die Frauen bekamen 0,50 DM je Stunde und die Kinder die Hälfte. Brot zum Frühstück bzw. zum Nachmittagskaffee mussten sie mitbringen, Kaffee und sonstige Getränke haben wir geliefert. Der Ofen musste rund um die Uhr beheizt werden. Dafür haben wir einen Heizer eingestellt mit dem wir uns den Dienst geteilt haben. Nach jeder Trocknung haben wir die Schicht gewechselt, damit man auch mal wieder eine Nacht durchschlafen konnte.

Man musste genau aufpassen. Der Virgin Gold A war sehr empfindlich. Wurde er zu lange vergilbt, schlug er in der Farbe um und wurde braun. Das war dann beim Sortieren die Klasse III, die nicht viel Geld einbrachte, das wir doch so notwendig gebrauchten. Wir haben im Anfang sehr viel Lehrgeld zahlen müssen. Der trockene Tabak wurde dann sortiert. Schöne gelbe Blätter waren Klasse I, mit kleinen braunen Flecken Klasse II und viel braun Klasse III. Es waren auch immer grüne Blätter dabei, die nicht richtig umgefärbt hatten, die mussten extra heraus sortiert werden. Bis zu sieben Sorten haben zeitweise sortiert. Das kostete viel Zeit. Die Blätter wurden in Bündel gepresst und bis zum Abliefern gelagert. Dieses erfolgte in Rickling. Dort wurden die Blätter begutachtet und von Zollbeamten verwogen. Der Tabak wird besteuert, und so passt der Staat auf, dass alles geordnet zugeht. Zu diesem Zweck wurden die Pflanzen vor der Ernte vom Zoll besichtigt und eine Vorschätzung der Ernte vorgenommen.

So fing es an. Aber der Tabakanbau war sehr arbeitsaufwendig, und nach und nach hielten unsere Anbaukollegen damit auf. Am längsten war Hamann dabei. Ab 1958 haben wir den Anbau allein betrieben. Wir hatten inzwischen Land dazu gepachtet und konnten größere Flächen anbauen. Es gab gute und schlechte

Jahre. Ein kalter und regnerischer Juni war und ist bis heute nichts für den Tabak. Außerdem hatten sich Viruskrankheiten ausgebreitet. Neue Züchtungen brachten die Krankheit unter Kontrolle, aber die neuen Sorten waren empfindlicher gegen Nematoden und verlangten einen jährlichen Wechsel der Anbaufläche.

1959 haben wir die Heizung auf Öl umgestellt. Das war eine große Erleichterung. Nun brauchte niemand mehr Tag und Nacht den Ofen versorgen. Dafür erreichte uns eine neue Krankheit beim Tabak. Vom Wetter her war es ein gutes Jahr gewesen und der Tabak prima gewachsen. Die Ernte ging gut voran, bis Ende August der „Blauschimmel", eine Pilzkrankheit, kam, der die Blätter in kürzester Zeit verdarb und die Ernte vorzeitig zum Ende brachte. Das war bitter. Zahlreiche Pflanzer haben danach aufgegeben. Auch wir haben darüber nachgedacht. Aber wir hatten soviel Geld, Mühe und Arbeit in den Anbau gesteckt. So wollten wir es noch ein Jahr versuchen. Wir haben den Tabak einige Jahre bestäubt und konnten damit den Schaden in Grenzen halten. Es war jedoch eine hässliche ungesunde Arbeit. Auch das Spritzen mit Maneb mit der Obstspritze war viel zu aufwendig und ungenau. Das musste von einer Firma durchgeführt werden. Alle Tabakpflanzer waren dazu verpflichtet, damit sich keine Sporen entwickeln komten. Auf diese Weise haben wir den „Blauschimmel" dann in den Griff bekommen.

Eine andere Sache ist der Frost. Der Tabak ist nun mal eine Tropenpflanze und braucht vor allem Wärme. Wir haben oft im September kalte Nächte mit Frost gehabt, die uns viel Schaden gebracht haben. Anfangs haben wir uns mit Schwelfeuer zwischen den Reihen geholfen, später haben wir den Tabak beregnet. Trotzdem war der Schaden manchmal groß. Heute haben wir Sorten, die sehr frohwüchsig sind und schneller wachsen und abreifen. Wir können nun früher beginnen und die Ernte schneller beenden.

Bis in die sechziger Jahre haben wir auf diese Weise die Blätter geerntet. Mit der Zeit wurde es schwierig, Hilfskräfte zu bekommen. Da wurde eine neue Methode zum Aufbinden vorgestellt. Nun wurden die Blätter in einer Schicht auf eine mit Nägeln versehene Leiste gelegt, eine Deckleiste kam darüber und das ganze mit Klammern zusammen gehalten. Das war eine große Erleichterung. Nun benötigten wir niemand mehr zum Zureichen, und trotzdem ging die Arbeit schneller voran.

Im Herbst des Jahres 1972 übertrug mein Mann diesen Betricbszweig, an unseren Sohn Hans. Dieser riss im Jahr darauf das alte Gestänge aus dem Trockenturm heraus und baute einen Aufzug ein, den es mittlerweile gab. Jetzt brauchten wir beim Ein- und Aushängen nicht mehr im Gestänge zu klettern. Ich bin heute noch dankbar, dass es all die Jahre keinen Unfall gegeben hat. Außerdem wurde das Rohrsystem entfernt und durch ein Gebläse von oben ersetzt. Damit verschwanden auch die Betonplatten mit den Spalten und machten einem neuen ebenen Fußboden Platz.

Die Zeit geht weiter. Überall tauchen in der Landwirtschaft neue und verbesserte Maschinen auf. Das Gleiche gilt auch für den Tabakanbau. Meinem Sohn wurde 1980 eine Tabakpflückmaschine angeboten von einem Bauern, der die Landwirtschaft aufgegeben hatte. Die war ihm aber noch zu teuer. Zwei Jahre später stand sie immer noch auf dessen Hof. Nun wurde der Preis herabgesetzt. Wir haben sie

vorerst zur Probe geholt und, weil sie gut lief, noch während der Ernte gekauft. Die Maschine arbeitet halbautomatisch. Im unteren Bereich sitzen drei Frauen, die je zwei Reihen pflücken. Die Blätter werden auf eine Schale gelegt und mit einem Kettenaufzug auf den oberen Bereich befördert. Dort waren drei Frauen, die die Blätter auf die Stangen legten, die dann mit dem Wagen nach Hause gefahren und in den Ofen gehängt wurden.

Die Technik steht nicht still. Nur wenige Jahre weiter gab es ein neues Trocknungssystem aus dem Elsass. Wir haben uns einen solchen Ofen angeschaut und 1986, als es nach einer guten Ernte aussah, einen solchen gekauft. Nun wurden die Blätter nicht auf einzelnen Stangen getrocknet, sondern mit sogenannten Raksen, die in drei Schichten in dem neuen Ofen hängen. Dieser wird mit Gas beheizt, und die Trocknung läuft automatisch. Jetzt konnte ein Mann oben auf der Pflückmaschine die Blätter von 3 bis 5 Pflückern verarbeiten. Zwei Jahre haben wir beide Öfen gleichzeitig laufen lassen. Die Anbaufläche war auf 4 ha ausgedehnt worden. Jetzt wurde deutlich, wie arbeitsaufwendig das alte Trocknungssystem doch war. Daraufhin wurde 1988 ein zweiter Ofen gekauft und der alte stillgelegt. Im Jahr 1990 haben wir die Halle gebaut und die beiden Öfen integriert.

Über 40 Jahre, bis 1992, haben wir direkt an die Firma Brinkmann/Bremen geliefert. Neue EG-Vorschriften brachten nun eine Änderung. Der Tabak durfte nur noch über eine Erzeuger-Gemeinschaft vermarktet werden. Dafür waren besondere Kriterien zu beachten, d. h. eine Mindestanlieferung und eine bestimmte Zahl der Pflanzer. Die Menge zu erreichen war kein Problem, jedoch die Zahl der Erzeuger war in Schleswig-Holstein nicht zu erreichen, da hier größere Flächen angebaut wurden als im Süden. Mit einer Sondergenehmigung und der Hinzunahme niedersächsischer Anbauer wurde im Februar 1993 die Erzeuger-Gemeinschaft Nord gegründet. Mit dem neuen Abnehmer kamen auch andere Gebinde auf den Hof. Es waren riesige Pappkartons, die Platz für knapp 100 kg hatten. Für die Sortierer waren diese sehr praktisch, aber zum Transportieren mussten wir uns mit unserem Maschinenpark einstellen. Aber man gewöhnt sich an alles. Abgeliefert wird jetzt auf dem Hof eines Anbauers in Klein Vollstedt bei Rendsburg.

Verletzungen am Knie zwangen Hans 1998, die Milcherzeugung aufzugeben und die Tabakanbaufläche auf 8 ha auszudehnen. Mittlerweile stehen in der Halle 5 Trocknungsanlagen, und wir sind damit bisher gut zurechtgekommen. Für unsere polnischen Saison-Hilfskräfte, die seit über 10 Jahren bei der Ernte helfen, stehen Wohncontainer zur Verfügung.

Zu Beginn unseres Tabakanbaues haben wir die Pflanzen von Gärtnerei-Betrieben bezogen. Das gefiel uns aber nicht, und so haben wir Mistbeete angelegt und selbst gesät. Die Tabaksaat ist winzig klein. In einem 10 gr Tütchen befinden sich ca. 50.000 einzelne Körnchen. Mein Mann hat sie anfangs zur Aussaat mit Sand vermischt, damit sie nicht zu dicht standen. Besser ging es später mit der Gießkanne. Ein Tütchen wurde in eine Kanne Wasser eingerührt und damit die Fläche besprüht. Um schöne kräftige Pflanzen zu bekommen, haben wir sie in ein zweites Mistbeet pikiert. Die Wasserversorgung für die Pflänzchen war für uns sehr mühsam, aber erst unter Hans‘ Regie gab es ein Gewächshaus mit Wasseranschluss. Seit

einigen Jahren bekommen wir pillierte Saat, die mit einer Maschine in sogenannte Treets (Anzuchtkästen) für je 240 Einzelpflanzen verteilt werden. Die gebrauchen mehr Platz, und es gab ein zweites Gewächshaus dazu. Das Pflanzenziehen war bei der alten Methode kein Vergnügen. Der Rücken schmerzte, und bei Sonnenschein wird die Hitze im Gewächshaus sehr lästig. Heute werden die Treets so zur Koppel mitgenommen und die Pflanzen beim Setzen direkt entnommen.

Bei meinem Bericht über unseren Tabak darf ich unsere treuen Hilfskräfte nicht vergessen. Waren es zu Beginn zur Hauptsache Flüchtlingsfrauen und Kinder, so änderte sich das im Laufe der Jahre. Wir hatten immer ein gutes Verhältnis mit einander. Viele waren dabei, die uns 10 Jahre und mehr geholfen haben, junge Mütter brachten ihre Kinder mit, und oft waren es später die Kinder, die als junge Erwachsene sich gern etwas Geld für besondere Anschaffungen verdienen wollten. Am längsten hat Inge Ladewich es bei uns ausgehalten, ganze 28 Jahre. Aber die Zeiten ändern sich. Heute wollen sie Dauerarbeit haben, und die können wir ihnen nicht bieten. Ohne die polnischen Saisonkräfte wäre es schwierig, mit der Ernte klar zu kommen.

55 Jahre hat der Tabakanbau unser Leben und unseren Jahreslauf begleitet und geprägt. Sehr viel hat sich in dieser Zeit geändert. Von der EG sollen die Prämien gekürzt werden. So wird der Anbau in Europa bis auf wenige Regionen verschwinden. Wir hatten gehofft, dass er für Deutschland erhalten bleiben würde, da er hier nachweisbar nikotinarm ist und kaum Rückstände aufweist und in der Zigarettenindustrie als Füllmaterial genutzt wird. Nun, wir wissen, wie schädlich das Rauchen ist. Bis zum Jahre 2009 ist der Anbau gesichert. Dann müssen sich die jüngeren Anbauer andere Existenzmöglichkeiten suchen.



1952 – mit dem Kastenwagen werden die Tragen mit dem Tabak nach Hause gefahren.



1969 – Arbeiten mit den Nagelstäben.



1989 – der trockene Tabak in den Raksen.



1990 – Tabakfeld nach zwei bis drei Durchgängen.

Annemarie Kröger, Heidmühlen

Wo is de Autoschlötel?

Dat weer een schönen Sommermorgen un de Sünn lach vun Heben. De Fruns-lüd weern bi, den Tabak to plöcken un de Arbeid güng flott vöran. Se harn jüst een lütt Fröhstückspaus achter sik un nu güng dat jümmers „knack – knack – knack“, dree Bläd vun de rechte Plant, dree vun de linke; jümmers wieder de lange Koppel hoch. De junge Bur weer middewiel mit dat erste Föhr Bläd op den Weg na Hus, wo se wieder bearbeid un denn in den Oben to'n Drögen rinhung'n wörn.

Op de Koppel güng dat wieldes fliedig wieder. Miteenst kreeg Inge den Kopp hoch un keek mi fragwies an: „Segg mol, hett Hans mien Fröhstücksbüdel mit to Hus nahmen?“ „Keene Ahnung“, anter ik, „wo harst du de denn?“ „An den Wagen har ik em anbummelt.“ „Ja nu, denn is de nu woll bi uns to Hus. Awer dat makt doch nix, to'n Drinken hebbt wi watt hier.“

„Un ob dat wat makt“, Inge weer ganz opgeregt, „Dor is doch de Autoschlötel bin. Ik weer bang, ut de Schörtentasch kunn he mi rutfalln. Woans kommt wi nu to Hus?“ Oha, wat'n Malör. Nu kreegen de annern Fruns de Köpp hoch. „Wat is los?“ Inge vertell, wat passeert weer. „Ach“, meen Ingrid, „dat is ni schlimm. Ik mutt mien Dochter hüt vun de School affhaln un heff all mit Hans beschnackt, dat ik Klock ölben Meddag mak. Dorüm bün ik hüt ja ok mit mien eegen Wagen föhrt. Ik bring ju den Schlötel rüm.“

Gott sie Dank, denn weer dat Problem ja löst un de Arbeid kunn wieder gahn. De Sünn weer middewiel höger steegen un brenn uns op de Hut. De Schweet leep uns lang Näs un Ohrn, as dat op Meddag togüng un Ingrid sik op den Weg mök. Inge keek ehr na un schüddel öwer sik sölben den Kopp. Dat ehr sowat ok passeern müss, ne ok doch!

Nu mutt ik noch vertelln, dat ik jümmers later mit dat Rad to'n Plöcken föhrt bün, wieldes noch Arbeid to Hus makt warn müss. Dat Rad stünn denn jümmers achtern Knick. Inge weer uns Schafför. Korte Tied later weer Ingrid werer dor un jachter den Stieg mank den Tabak hoch, um Inge den Schlötel to bring'n. De har ehr all in't Oog un wink aff. „Lat den Schlötel ünnen, Ingrid“, reep se, „legg em in't Hanschenfak. Wi kamt ja ok glieks.“

Ingrid dreih aff un draaf werer trüch. Se har awers blots dat Halbe mitkreegen, „Lat den Schlötel ünnen“ wonehm se em laten schull, dat weer ni bi ehr ankamen. Nu har man ehr inpaukt, een Autoschlötel dörf nienich in't Auto leggt warn, sünst betahlt keen Verseekerung, wenn dat mol klaut werd. So gruwel se hen un her, woans se nu mit den Schlötel aff blieben kunn. Wohen doch blots? Dor seeh se dat Rad achtern Knick un denn de Saddeltasch. Ja, dat weer de richtige Platz, dor wör em keen Spitzbow sölken. Also gau dat dore Stück ringepackt un los.

Korte Tied later weer ok för uns Meddagspaus. Möd un lahm paddeleern wi de lange Koppel henlang. De Luft weer schwor un bruddi worn. Dat seeg na een Gewidder ut. So weern wi all tofreeden, as wi ünnen bi uns Fohrtüch weern. „Föhr

du man mit in't Auto", seggt mien Mann, nehm dat Rad un brumm aff. Hans weer all mit Trecker un Wagen ünnerwegens un wi sett uns in't Auto. Inge lang in't Hanschenfack na den Schlötel un findt ja keen. „Nanu, wo is Ingrid denn mit den Schlötel bleben? Hier is he ni." Inge grabbel noch mal dat Fack dör un nochmal. Dat nütz awer ja nix. Wo keen Schlötel is, kannst ok keen finn. Dat ganze Auto hebbt wi op den Kopp stellt un dörsöcht, ünner de Sitze, ünner de Footmatten, in Kofferruum, jümmers noch mal. So'n Schiet awer ok, wi weern doch so möd un so langsam vergrätzt. Müssen wi nu, so möd as wi weern, to Foot loopen? O, neodoch! Ganz benaut stünn wi dor. To allen Arger füng dat in de Fern all an to donnern un een schwarte Wand schööf sik achtern Knick hoch. Dat fehl uns gerade noch. Wat har Ingrid sik dor blots bi dacht.

Wi wulln uns all grad to Foot op den Weg maken, as in de Fern een Trecker bubbern wör. „Dat is Hans", freu Inge sik, un warrafte, se har rech. He keem üm de Eck un smustergrien, as he uns dor so bedrippelt stahn seeg. „Na, hebbt ji den Schlötel ni funn? Dat heff ik mi all dacht. Wenn ik mit den Trecker schneller to Hus bin, as ji mit dat Auto, denn müss ja wat ni stimmen. God, dat ik noch een in Reserve heff."

Dormit schmeet he Inge den Schlötel to un dreih werer aff. Heilfroh steegen wi in uns Fohrtüch rin to uns verdeente Meddagspaus. Dat wör ok Tied, de Heeben weer middewiel ganz gries worn, dat Blitzen un Donnern wör mehr un mehr un de ersten Drüppen keemen hendal.

Karl-Heinz Meetz, Sievershütten

Dat is al lang her…

In April 1959 bün ik as Junglehrer in den Kreis Sebarg kamen. Op mienen Bescheed von dat Kieler Kultusministerium stünn: Ik schull mi bi den Schoolleiter vun Ellerau mellen. Dat weer en Herr Stein. Dat heff ik denn jo ok maakt un heff mi dor ok glieks 'ne lütte Wahnung söcht. Man dat keem ganz anners: As ik poor Daag later mit de Lüttbahn vun Kiel na Seberg keem un mi op dat Schoolamt bi Schoolraat Simon vörstellen dee, meen de Sekretärin: „Ach, das ist ja der neue Schulleiter für Reinsbek." – Wat weer dat? Reinsbek? Schoolleiter? Ik de Gröönsnavel, grad vun de Hoochschool kamen? Miene Kollegin, de ok an ene School bi Sebarg schull, hett mi later vertellt, ik weer kriedenwitt worrn.

Ik bün denn doch na Reinsbek fohrt, mit de Lüttbahn Sebarg-Lübeck. „Statschoon Butterstieg", harr mi de Schoolraat verklort, de Kreispräsident wull mi dor afhalen, meen he, un wat ik denn de Funkschoon vun so'n hogen Herrn kennen dee. Ik heff eenfach jo seggt, wiss doch. Man dat weer lagen, ik weer doch ut de Stadt un kenn man blots wat vun Bürgermeister un Ratsherren. Sowat harrn wi in de School un Hoochschool lehrt, doch nix vun Kreispräsident un Landraat.

In Butterstieg stunn en dicken Mercedes un en staatschen Herr blangen bi, dat kunn en Präsident ween! De keem denn ok op mi to, hett wull glieks markt, wat ik as'n Schoolmeister utseeg, wohrschienlich ok noch beten witt üm de Nees wegen dat Beleevnis op dat Schoolamt. He hett mi eerst mal wieder bröcht na Wulfsfell to en düchtigen Schoolmeister. Dat weer Otto Böther, de mi as Anfänger ok banni holpen hett, nich blots den eersten Dag.

Jo, un denn gung dat in miene School, eenklassige Landschool, as wi dat in uns Utbillen kennenlehrt harrn, rinschnuppert harrn wi, mehr nich! Un nu seet ik dor mit an. Man blots een Schoolstuuv un denn 21 Kinner vun 6 bet 15 Johr! Grote Wahnung, för mi man blots twee Stuven un 'ne Kööк, in den anneren Stuven weer Fru Steen, de Postfruu, mit ehren Enkel Herbert, de een vun miene Schölers weer, warrn schull! Wat'n Glück, dat ik nich dat ganze Huus för mi alleen harr. Nich, wat ik bang weer, nee, dat Reinmaken…

Leegen Kram weer man, wat dat keene Baadstuuv geev, nich mal warm Water, ok keen Waterhahn, ok keen Zentralwarms! Water keem ut de Swengelpump buten vör de Döör. Dor kunn jedeneen ran, ok de Schooljungs. Ik glöv jo nich, wat dat de Deerns weern, de mi mal de Pump vullstoppt harrn mit Gras, eenmal ok mit'n doden Vagel! Ok wenn wi uns ganz good verdregen kunnen, Schoolmeistere argern hett to alle Tieden Spaaß maakt. Later, as ik stolten Besitter vun en VW-Käfer weer, de ok mal buten stunn, hett mi een den Schiensmieter vun dat Heck afbuut. Dat weer keen vun de Schooljungs, avers – ik glöv dat weer Hugo, de den Täter kennen dee, man he wull em nich nömen. Ehrer ik mien Auto harr, bün ik mit en Moped fohrt. As ik in de Ferientiet mal mit de Bahn op Urlaub in Kiel weer, harr ik dat in den Stall stahn laten. Dat harr een vun de Schölers klook kregen un is mit dat

Ding rumkurvt. In Lübeck hett em de Polizei bi de Büx kregen. Schaden weer nich passeert, wi hebbt dat denn ohne Polizei regelt.

Ik segg jo, wi keemen ganz goot kloor. Ik weer jo in mien eerstes Lehrerjohr noch nich mal tweeuntwintig un heff männichmal sachten hannelt. Dat hebbt de Schölers ok nich utnutzt. Een Deel harrr mi Kreispräsident von Postel, de ok Börgermeister vun de Gemeen Pronstörp un somit ok vun Reinsbek weer, glieks to Anfang mit op den Weg geven: Ik schull man en Oog smieten op de Smökers un de Jungs schullen man nich mit Knieven to School kamen, as sik dat inbörgert harr. Beides heff ik glieks an den eersten Dag kloor maakt, hett ok funkschoneert. Wat se heemlich smöökt hebbt, weet de Jungs, de hüüt deelwies föfftig un öller sünd, beter as ik. Jo, op den Lehrer (un de Olen) hebbt se noch höört. De Schoolmeister un de Öllern hebbt do ok fix an eenen Strang trockeen. Ik hör ok noch de Anreed „Herr Lehrer", an mi, den jungen Spunt! – So weeren de Tieden, keem mi afsünnerlich vör, kann een sik hüüt gor nich mehr vörstellen. Vörstellen kann een sik ok nich, wo fröher negen Klassen in eene Schoolstuv wat lehren kunnen. Wi Lehrers hebbt dat schafft, man veel hett de Kinner ok fehlt. Wenn ik an mienen Musikünnericht denk … Singen kunn ik woll, un de Kinner hebbt ok noch Leeder un Texte lehrt, man Musiktheorie, o nee, o nee! Un denn de Utstattung: keen Computer, keene Fotokopien, dat Modernste weer en Umdrucker. Un wenn ik Filme wiesen wull, gung nich, keen Apparat. Den muss ik mi vun de Kreisbildstell halen. Wenn ik Dias harr, gung dat man blots mit mien egen Apparat. Sport heff ik blots buten maken kunnt, ok to Winterstiet! „In" weer Stillarbeit, warrt hüüt wedder groot schreven.

Öllernversammeln jümmers in den Klassenruum, „Stammtisch" geev dat nicht, ok keene „Berichtszeugnisse", glieks Noten mit Tallen. Un ganz leeg: Wenn een nich „mitkeem", bleev de „backen", eenmal, tweemal, dreemal. Een lüttjen Kerl harr Glück, he keem to rechte Tiet in de Sünnerschool, wieldat he to siene richtige Modder na Sebarg torüchkeem. Annersrüm geev dat veele GTranen, wieldat he ut ene Familie rutreten worrn is, in de he ranwussen weer. Man siene richtige Modder harr dat Recht op ehre Siet. Wat weer nu beter för em? Dat weet ik nich, man ik mutt faken an den lütten Klaas denken. So as ik an miene Johren denk, wo ik mi vun enen Stadtminsch in enen vun Dörpen wannelt heff. Nu bün ik in Sievershütten to Huus un bün de mehrste Tiet in'n Kreis Sebarg west – 44 Johr! Hier föhl ik mi wohl, man ik weet ok nich, wo ik mi in de Stadt föhlen dee, wenn ik dor bleven weer.

An Sluss will ik noch vertellen, wo mi dat in mien eerstes Schoolmeisterjohr gahn is:

Ik heff mi eensam föhlt, keen Sportvereen, keeneen, de mi mal besöken dee, de direkte Naver weer en „olen" Buer, wiss al föftig! Un de weer ok mehrste Tiet in Amerika op siene Farm, Adolf Block, de Kinner nömen em „Mister Mockeymaker" – schull woll heeten „Moneymaker". De Reinsbeker dachten woll, he harr de Taschen vull vun Dollars! Wenn he mal in Düütschland weer, mien Nahwer, denn för poor Maande. Un denn harr he ok Tiet för mi, för'n Snack. Eenmal hett he mi mitsnackt na Sebarg. In dat Hotel „Germania" weer en FDP-Versammeln mit Dr. Mende. Dat weer mal wat för mi, rut ut dat Dörp, mal Stadtluft snuppern! Un de

Dr. Mende, de kunn di wat snacken! Wat Adolf Block mi warven wull, kunn ik mi denken, he weer een vun de Freen Demokraten. Un he weer „Burschenschaftler" mit gode Kontakte, as he verraden dee.

Denn weer dor noch ene würklich ole Frau, se weer op Olendeel un keem ut Garbek, ene kloke Frau! Dor harr se mit ehren Mann en Koopmannsladen hatt. Mit ehr kunn ik good snacken, wenn se ok so sösstig Johr öller weer, ene beleesene Fru. Den Namen weet ik nich mehr, man ik seh se noch vör mi.

Denn weern dor noch dree junge Deerns. Vun de eene hebbt de Lüüd sik vörstellen kunnt, wat dat mit ehr un den jungen Schoolmeister „wat warrn" kunn, he harr doch in de eersten Daag bi ehre Öllern ene Stuv hatt, wiel de Wahnung in siene School noch nich trecht weer. De tweete ok Buersdeern in mien Öller. Vun de weer Naver Block männichmal an't Snacken. Ik harr dat Geföhl, he wull uns tohoop snacken. Jo, un nu kümmt dat Dullste: Op dat eerste Vagelscheeten heff ik mi ton „Ehrendanz" ene junge Deern halt, de mi bi dat Rümkieken op den Saal in't Oog fullen weer. Ik heff nich an de eerste dacht un ok nich an de tweete. Nich, dat ik mi för ene Deern entscheed harr, dat keem so spontan, as de Hoochdüütschen seggt, ik kunn doch kuum alleen danzen. Wat mi dat een för övel nahmen hett, weet ik nich…

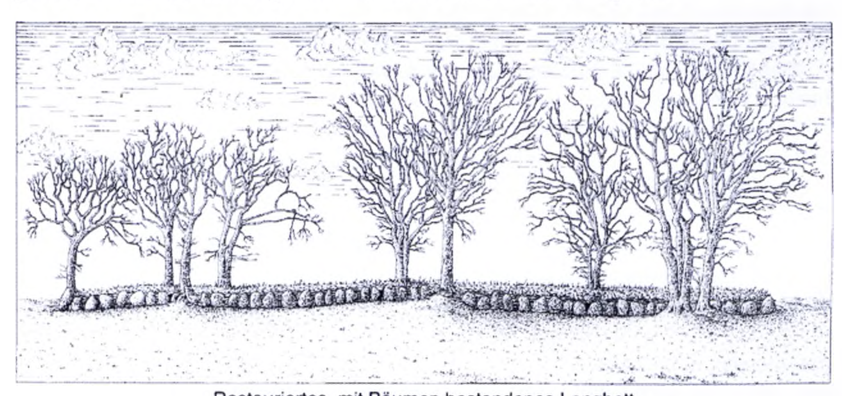
Man ik wull doch vun de Eensamkeit snacken. In de eersten Weken wull ik gau weg vun dat 200-Seelen-Dörp, also: Andrag op Versetten an den Schoolraat to'n April 1960! Dat kreeg de Vörsitter vun den Öllernbiraat to weeten, en Herr Nadolny. He hett mi dorto bröcht, doch noch en beten to blieven, dor sünd denn fief Johr ut worrn! Ik harr mittewiel faststellt, wat annere Junglehrers leeger an weern, ik kunn in ene halve Stunn in Lübeck sien, un dat morgens, meddags, avends mit de Lüttbahn vun unse Statschoon „Butterstieg". Klock halvig twölf in de Nacht kunn ik noch ut Lübeck trüch: Kino, Theater, Konzerte meist vör de Huusdöör! Ik weer doch dösig, wenn ik dat opgeven dee. Jo, so bün ik denn bet 1964 bleven, 1962 tweete Lehrerprüfung, 1964 as Hauptlehrer na Daldörp, un vun 1973 to 1998 Sievershütten, nu Börgermeister.

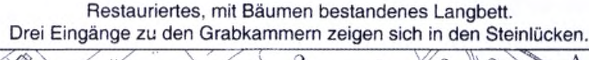
Holger Hammon, Schleswig

Gemeinde Negernbötel

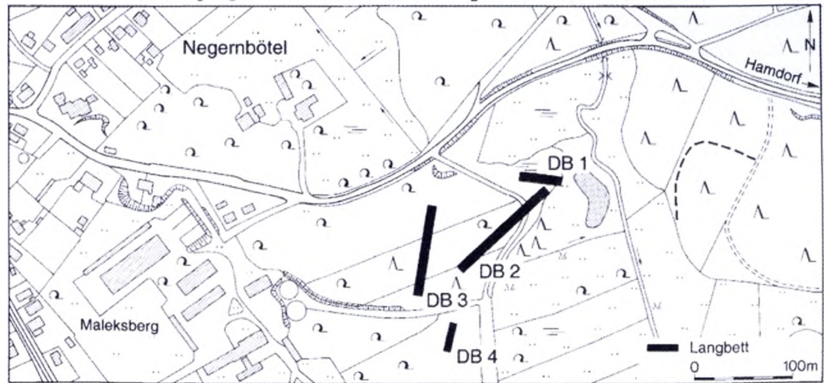
Eine archäologische Beschilderung bei den Lang- oder Riesenbetten

Die im Jahre 2003 begonnene Beschilderung von archäologischen Denkmälern im Kreis Segeberg konnte im folgenden Jahr fortgesetzt werden. Im Auftrage des Amtes Segeberg-Land wurden vom Archäologischen Landesamt Schleswig-Holstein die Unterlagen für die Beschilderung der Langbetten, Denkmalbuch (DB) 1 bis 4, in der Gemeinde Negernbötel, Kreis Segeberg, erarbeitet und im Siebdruckverfahren hergestellt. Am 18. August 2004 wurden eine Erläuterungstafel und ein großes Hinweisschild aufgebaut und der Öffentlichkeit übergeben:





Restauriertes, mit Bäumen bestandenes Langbett.
Drei Eingänge zu den Grabkammern zeigen sich in den Steinlücken.



Gemeinde Negernbötel – Langbetten oder Riesenbetten

In der Gemeinde Negernbötel sind mindestens acht Megalithgräber in der Jungsteinzeit (ca. 3500 v. Chr.) erbaut worden. Von diesen Gräbern werden fünf wegen ihrer langrechteckigen Form und Größe Lang- oder Riesenbetten genannt. Die abgebildeten vier Gräber sind von 30 m bis 120 m lang und bis zu 8 m breit.

Der etwa 1,2 m hohe Erdwall des Langbettes DB 1 ist noch von 21 Steinen eingefasst. Ein Grabungsloch im Zentrum zeigt einen Stein, der von einer Steinkammer stammen könnte.

Noch 35 Steine geben dem 0,7 m bis 1,9 m hohen Erdwall des Langbettes DB 2 Halt. Die Grabkammer lag im Südwesten des Walles, drei Trägersteine sind erhalten. Die ursprüngliche lichte Weite wird auf 3,75 m x 2,5 m geschätzt.

Das am besten erhaltene Langbett DB 3 hat ebenfalls noch 35 Einfassungssteine, von denen viele in ursprünglicher Lage stehen. In der Mitte sind die Reste einer Grabkammer (drei Tragsteine der westlichen Langseite und der Abschlussstein im Süden) erhalten. Ein Träger der östlichen Langseite ist wohl in die Kammer gestürzt. Die lichte Weite kann mit 3,5 m x 2,0 m angenommen werden.

Der Erdwall des Langbettes DB 4 hat noch acht Seitensteine und ist 1,2 m hoch.

Seit 1966 stehen die Gräber unter Denkmalschutz (DB).

Im Kreisgebiet wurden weitere archäologische Beschilderungen durchgeführt oder sind in Vorbereitung.

Jürgen Schüchler, Weddelbrook

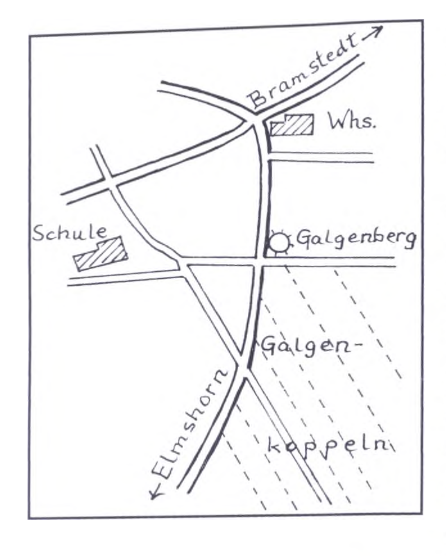
Das verschwundene Hügelgrab

Beim Schreiben der Chronik von Weddelbrook, die 2002 erschien, habe ich in einem Abschnitt die Bedeutung der Flurnamen angegeben. Für die „Galgenkoppeln" gelang mir aber keine Erklärung. Jetzt fand ich im Protokollbuch für die letzte Verkoppelung in unserem Dorfe aus dem Jahre 1830 die Ortsbezeichnung „Galgenberg". Diese Angabe steht mit weiteren acht Namen unter der Überschrift „Zu Sand- und Lehmgruben ausgelegt …" Diese aufgezählten Plätze sollten das Material zur Ausbesserung der Wege im Dorf und in der Feldmark liefern. Neben dem Galgenberg sind noch zwei weitere Entnahmestellen auf dem Weg nach Hingstheide als Hügel bezeichnet. Von allen dreien können wir annehmen, dass es sich wie die noch heute am „Lohnkamp" liegenden Gräber um Zeugen aus der Bronzezeit handelte. Von den anderen Sand- und Lehmgruben, einige tragen auf dem Katasterblatt von 1870 die Bezeichnung „Gemeinschaftliche Sandgrube", sind noch heute mehrere zu erkennen wie zwischen der ehemaligen Meierei und der Schule, am Mühlenteich beim „Gidloh", am „Cismoordamm" und an der „Westerlieth".

Der „Galgenberg" lag an der Nebenlandstraße von Bramstedt nach Elmshorn (heute: Heidmoorer Straße), wo sich seit 1953 das Kriegerdenkmal befindet. Die Weddelbrooker haben in der Mitte des 19. Jahrhunderts den „Galgenberg" nicht nur vollständig abgetragen, sondern sogar noch so viel Sand entnommen, dass eine Vertiefung entstand. Die Grube an der Stelle des „Galgenberges" füllte sich mit Wasser und wurde 1889 zu einem Feuerlöschteich ausgebaut.

Die Annahme, dass der „Galgenberg" ein ehemaliges Hügelgrab gewesen ist, stützt sich einmal auf die Überlieferungen aus mehreren Orten Holsteins, wo Hügelgräber als Galgenberge genutzt wurden. Das bekannteste Beispiel eines Hügelgrabes als Galgenberg liegt in Itzehoe. Die heute als Germanengrab bezeichnete Erhebung war die Richtstätte des Itzehoer Klosterbezirks. Nun stellt sich die Frage, ob der Weddelbrooker „Galgenberg" auch eine Richtstätte gewesen ist. Das ganze Dorf gehörte von 1633 bis 1874 zum adeligen Gut Bramstedt und damit nicht zum Amt Segeberg. Für letzteres lag die nächste Richtstätte in Bramstedt am Ortsausgang nach Großenaspe. Es ist überliefert, dass dort ein Dieb am Ende des 17. Jahrhunderts an einem Galgen aufgehängt wurde. Wo aber befand sich ein Richtplatz für den Gutsbezirk? Zu den Privilegien des adeligen Gutes gehörte nämlich die „Gerichtsbarkeit an Hals und Hand", d.h. hier konnte auch über Kriminalfälle entschieden werden. Da aber alle Gutsunterlagen verloren gegangen sind, haben wir keine Kenntnisse über Verurteilungen und einen Richtplatz im Gutsbezirk.

Der Name der früheren Gerichte „Ding und Recht" bedeutete soviel wie Verhandlung und Urteil. Diese Urteile fällten 16 ausgewählte Bauern, die sogenannten „Holsten". Während in den Kirchspielen Kaltenkirchen und Bramstedt diese



Gerichte 1743 aufgehoben und mit dem Segeberger Gericht zum sogenannten Amtsgericht zusammengelegt wurden, galt dieses nicht für die adeligen Gutsbezirke.

In unserem Dorf existiert noch eine Gebührenordnung für die Bauernvögte des Bramstedter Gutes von 1800. Danach erhielten die „Holsten“ 12 Schillinge bei Hausdurchsuchungen. Nach Mensing[1)] bezeichnete man als „Vogt un Holsten“ um diese Zeit auf den adeligen Gütern die Landleute, die in erster Instanz die Gerichtsbarkeit ausübten. Danach müsste noch ein „Ding und Recht“ für das Bramstedter Gut bestanden haben. Über das Ende des Gerichts im Gutsbezirk ist nichts bekannt.

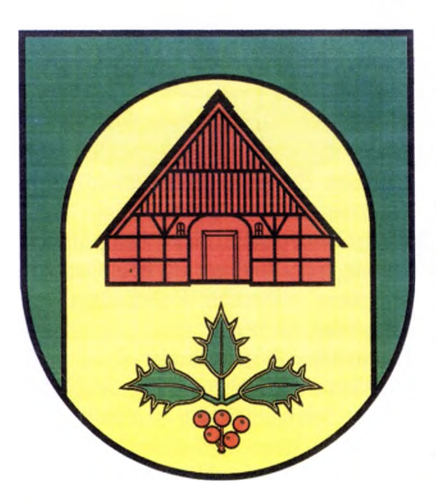
Es sei noch angemerkt, dass die Galgenkoppeln vom Dorf aus gesehen direkt hinter dem verschwundenen Galgenberg liegen.

[1)] Mensing, „Schl.-Holst. Wörterbuch“, Neumünster 1926

Ulrich Bärwald, Sülfeld

Wappen der Städte, Ämter und Gemeinden im Kreis Segeberg

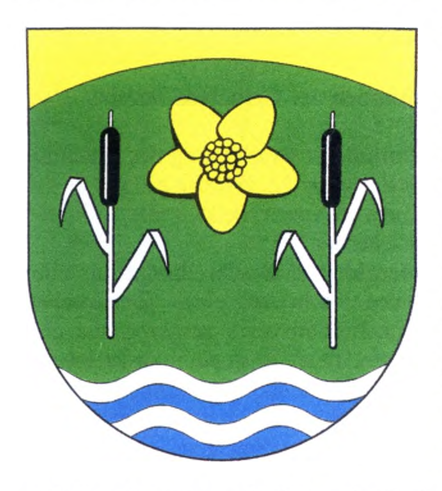
– Folge XIV –



Wappen der Gemeinde Borstel

Datum der Bestätigung des Innenministeriums: 22. Februar 2005
Entwurf von: Gisela Gördes, Ascheberg
Heraldische Beschreibung: In Grün einen nach Art eines romanischen Rundbogenfensters ausgezogenen goldenen Hügel, darin ein rotes Fachwerkhaus, darunter eine Stechpalme (Ilex aquifolium) mit drei grünen Blättern und fünf roten Früchten.
Historische Begründung:
Geografie und territoriale Zugehörigkeit: Die Gemeinde Borstel gehört zum Amt Bad Bramstedt-Land. Die Borsteler leben in einer Enklave. Die Gemeinde gehört zwar zum Kreis Segeberg, wird aber fast komplett vom Steinburger Kreisgebiet umschlossen. Der äußerste westliche Teil Segebergs, in dem das Dorf liegt, ragt wie eine Nase in den Kreis Steinburg hinein.
Urkundliche Erwähnung:
Borstel, niederdeutsch *Bossel* wurde erstmals ca. 1520 als thom Borstell erwähnt und 1650 als Borstel.
Borstel – *bürstal*, mnd. *-burstel*, *-borstel*, *-burstede*, nnd.*-bo(r)stel*, eine Zusammensetzung von as.**bür* = „Wohnstätte“ und *stall* = „Stelle, Stätte“ in der Bedeutung „Wohnplatz“, es könnte sich vielleicht auch um eine ursprüngliche Wüstungsbezeichnung handeln.
Charakteristisches:
Im Mittelalter war das Gebiet um Borstel stark bewaldet, und daran hat sich wenig geändert. Borstel war um 1520 ein kleiner Ort, der an der Stör angesiedelt war. Aufgrund der häufigen Überflutung des Flusses zogen die Bewohner den Hang hinauf in Richtung Wald. Dazu musste der Wald zum Teil gerodet werden und hatte somit eine beschützende Funktion für die Wohnstätte.
Das älteste Haus der Gemeinde wurde etwa 1660 erbaut, wie ein alter Inschrif-

tenbalken bekundet. Das Haus steht heute unter Denkmalschutz. Die Stechpalme *Ilex aquifolium* kommt zerstreut im Borsteler Wald vor. Es ist eine geschützte Pflanze, die eine Höhe von 1-10 m erreichen kann. Die Blätter sind immergrün, kahl, glänzend, ledrig oder dornig gezähnt, die roten Früchte werden 6-8 mm groß. Nicht zuletzt wurde diese Pflanze für das Wappen ausgewählt wegen der dornig gezähnten Blätter, eine weitläufige Verbindung zu Borstel.



Wappen der Gemeinde Bebensee
Datum der Bestätigung des Innenministeriums: September 2004
Entwurf von: Uwe Nagel, Bergenhusen
Heraldische Beschreibung:
Über silbernem, mit zwei blauen Wellenfäden belegten Wellenschildfuß in Gold ein erhöhter grüner Hügel, darin die goldene Blüte einer Sumpfdotterblume, links und rechts begleitet von je einem silbernen Rohrkolben mit schwarzen Kolben.
Historische Begründung:
Die Gemeinde Bebensee liegt im Naturraum „Seengebiet der oberen Trave" zwischen dem Neversdorfer See im Süden und der mittleren Trave im Osten.
Die Landschaft ist zudem gekennzeichnet durch kleinräumige Hügel und Täler.
Die silbernen und blauen Wellenfäden im Schildfuß sowie der auf Gold dargestellte grüne Hügel im Schildhaupt symbolisieren und beschreiben diese reizvolle Landschaft.
Der grüne Hügel bezieht sich zugleich auf ein Hügelgrab und damit auf die sehr frühe Besiedelung dieses Landschaftsraumes um Bebensee.
Der Ortsname Bebensee, früher „to deme bevende se", lässt sich mit „zum bebende See" übersetzen, und er bezieht sich auf bebenden Sumpfboden am Ufer oder auf Wasserpflanzen.
Die stilisierte Blüte der Sumpfdotterblune und die links und rechts begleitenden Rohrkolben gehen auf die Namensdeutung ein, und sie sind zugleich Symbol für die landwirtschaftlich genutzte Kulturfläche im Gemeindegebiet von Bebensee.



Wappen der Gemeinde Nützen
Datum der Bestätigung des Innenministeriums: 6. Juni 2005
Entwurf von: Erwin Meier, Hüttblek
Heraldische Beschreibung:
Von Grün und Blau durch einen schrägen silbernen Wellenbalken geteilt, oben 3 zum Wellenbalken fächerförmig gestellte goldene Haselnüsse mit schwarzen Hüllblättern, unten ein zum Wellenbalken gebrochener unterhalber silberner Mahlstein.
Historische Begründung:
Die Haselnuss ist ein Hinweis auf die Entstehung des Ortsnamens Nudzynge (um 1520) – Nutzing (um 1533) – Nutzen (um 1650) – Deutung vom niederdeutschen Nut = Nuss erweitert mit einer Nachsilbe. In der Verdreifachung Hinweis auf die 3 Ortsteile Nützen, Kampen und Springhirsch.
Die Schildteilung durch den Wellenbalken ist ein Hinweis auf die geographische Lage an der Schirnau/Mühlenbach.
Der gebrochene Mahlstein ist ein Hinweis auf die ehemalige „Campener Erbpachts-Wasser- und Windmühle der Blome'schen Familie im Ortsteil Kampen. Sie hatte einst große Bedeutung für Landwirtschaft und Gewerbe in der Region.



Wappen der Gemeinde Hitzhusen
Datum der Bestätigung des Innenministeriums: 9. August 2004
Entwurf von: Gisela Gördes, Ascheberg
Heraldische Beschreibung:
In Silber über einem breiten blauen Flachzinnen-Schildfuß, darin eine silberne Meerforelle, ein schmaler roter Flachzinnensteg, darüber ein großer grüner Wassernabel mit drei Blättern.
Historische Begründung:
Geografie und territoriale Zugehörigkeit: Hitzhusen gehört zum Amt Bad Bramstedt-Land. Der Ort ist aufgrund seiner naturgeografischen Ausstattung ein für die frühere Zeit günstiger Siedlungsraum gewesen. Die Ortslage selbst hat sich leicht ausgedehnt. Südlich der Bramau sind kleine Siedlungsbereiche neu entstanden. Im Osten – randlich zu Bad Bramstedt – ist die Aukamp-Siedlung gegrün-

det worden, die ein langfristiges Zusammenwachsen andeutet. Aus der kleinen Ortslage an der stark befahrenen B 206 hat sich ein Ort aus Ober- und Unterdorf mit großer Siedlungsfläche und Gewerbebetrieben entwickelt.

Urkundliche Erwähnung:

Um 1300 wurde Hitzhusen als Hyddeshusen erstmals urkundlich erwähnt. 1365 in villa Hyddeshuzen, 1543 in Hiddeshusenn, 1623/24 in Hiddeshausen umbenannt. Seit 1855 Hitzhusen - „Husen (d.h. zu den Häusern) des Hiddi", Kurzform zu *Hildi, Hildo* zu althochdeutsch *hiltia*, as. *hildi* = „Kampf" gehört.

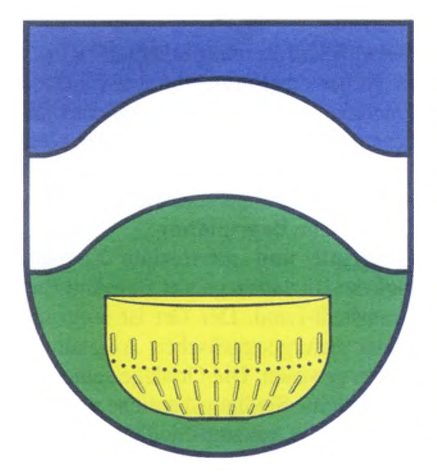
Charakteristisches:

Das Wappen zeigt im oberen Bereich die Pflanze Wassernabel, *Hydrocotyle vulgaris*. Sie kommt ziemlich selten in Europa vor und wird hier unter der Biotop-Nr. 27 vom 12.11.1998 erwähnt. Sie wird 10-40 cm groß, Stiel kriechend, fadenförmig, an den Knoten wurzelnd. Die Blätter sind kreisrund, schildförmig, gekerbt 2-4 cm breit. Sie wächst an Gräben, Ufern sowie Flachmooren und Moorwiesen.

Das zinnenförmige Band symbolisiert eine Burg, die sich früher an dem Fluss Bramau befand. (Eine mögliche Turmhügelburg des Mittelalters). Noch heute heißt es dort „Schlossberg" und die Wiese an der Bramau „Borgwisch".

Der Kantenabschluss der blauen Fläche symbolisiert die Bramau, die die Gemeindefläche in zwei Teilbereiche trennt. Um 1878/80 besitzt sie immer noch ihren Verlauf mit großen Mäandern, um 1951/53 weist sie einen stark begradigten Verlauf auf. In Hitzhusen sind neben wenigen typischen Kleingewässern vielfach Fischteiche und Regenrückhaltebecken vorhanden.

Das Vorkommen der Meerforelle, *Salmo trutta trutta* in der Bramau, hat in den vergangenen Jahren erheblich zugenommen. Der Fisch kann eine Länge von 1 m aufweisen. Er zieht wie der Lachs zum Laichen weit flussaufwärts. Versuche haben ergeben, dass Meerforellen, denen das Entkommen aus dem Süßwasser ins Meer unmöglich ist, sich zu kleinen Bachforellen entwickeln, junge Bachforellen im Meer hingegen zu großen wandernden Meerforellen werden.



Wappen der Gemeinde Gönnebek

Datum der Bestätigung des Innenministeriums: 20. September 2004

Entwurf von: Gisela Gördes, Ascheberg

Heraldische Beschreibung:

Von Blau und Grün erhöht geteilt durch ein breites silbernes Wellenband, bestehend aus einem halben Wellental, einem Wellenberg und einem halben Wellental, darunter eine goldene Schüssel.

Historische Begründung:

Geografie und territoriale Zugehörigkeit: Die Gemeinde Gönnebek gehört mit ihren derzeit knapp 500

Einwohnern und einer Flächengröße von 1.487 ha zum Amt Bornhöved. Die Bauart des Dorfes zeigt noch die wendische Form. Der freie Platz, um welchen die Häuser liegen, bildet nahezu ein Oval, dessen Durchmesser 290 und 100 m beträgt. An der Nordseite des Dorfes fließt die Schwale. Die „alte Heerstraße" von Bornhöved nach Bramstedt zog sich durch das Gönnebeker Gebiet, umsäumt von vielen Hünengräbern.

Urkundliche Erwähnung:

1324 wurde Gönnebek erstmals als „de Gunnenbeke" im Lübecker Zehntregister erwähnt, 1433 „Gunnebeke", 1460 „Gunnenbeke", 1650 „Gönnebüttel", 1855 „Gönnebek". Gönnebek = -günne, -gönne = „das Gegönnte, das Günstige" und beke = „Bach" oder auch mnd. *[af, up] gönne, günne de beke = „jenseits des Baches".

Charakteristisches:

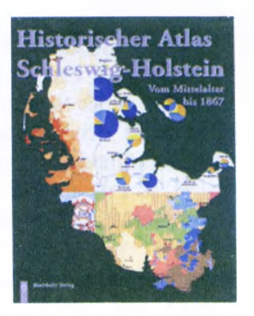
In die kriegerischen Auseinandersetzungen des Dänisch-Niedersächsischen Krieges 1624-1630 (innerhalb des 30-jährigen Krieges) wurde auch Gönnebek mit einbezogen. 500 m südlich des Dorfes muss ein Wallensteinlager gewesen sein. Die Bewohner des Dorfes flüchteten über die Schwale. 1960 fand man bei der Schwaleregulierung in der Gegend einen ca. 20 m langen Eichenstamm quer über den Fluss gelegt. Er mag als Laufsteg gedient haben.

Funde in den Hünengräbern beweisen, dass hier ein Umschlagplatz auf dem Nord-Südhandelsweg war. Die Gräber sind an bestimmten morphologischen Gegebenheiten orientiert, wie z. B. die Lage am Rande einer Niederung wie dem Quellgebiet der Schwale, wozu auch das Friedensmoor gehört. Um 1830 waren die Rundhügel südöstlich von Gönnebek nur zum Teil unterm Pflug, die übrigen waren mit Heide bedeckt. Die Heideflächen werden im Wappen in Silber symbolisiert. Der „Schwarze Berg", wegen seiner Erdfarbe so genannt, ist ein mächtiger Rundhügel im flachen Gelände, Gras, Heide und junge Eichen auf der Kuppe. 1884 wurde dieser von Prof. A. Pansch untersucht. Der Berg hatte zu diesem Zeitpunkt eine Höhe von fast 7 m und einen Ø von 50 m. Darin befanden sich insgesamt 4 Gräber. In einem befand sich eine wertvolle Grabbeigabe: eine goldene Schale von ca. 7 cm Höhe, einem Ø von 13 cm und dem Gewicht von 135 g.



Wappen der Gemeinde Daldorf
Datum der Bestätigung des Innenministeriums: 15. September 2003
Entwurf von: Uwe Nagel, Rendsburg
Heraldische Beschreibung:
In Gold über einem breiten grünen Schildfußbord ein rotes Wagenrad, oberhalb rechts und links begleitet von je einem grünen Birkenzweig, darüber zwei rote gekreuzte Torfspaten.
Historische Begründung:
Die Gemeinde Daldorf liegt am Rande der Holsteinischen Vorgeest und des Moränengebietes der oberen Eider.
Diese besondere naturräumliche Lage soll durch die Farben Gelb (Gold) und Grün symbolisiert werden.
Der Ortsname Daldorf lässt sich mit *„Tal im Dorf"* oder *„Taldorf"* übersetzen. Die abstrahierte Form eines Tales im Schildfuß bezieht sich auf die Namensgebung.
Die Landschaft um Daldorf wurde vor ihrer Kultivierung und Nutzung durch die Land- und Forstwirtschaft von Laubwäldern und Heideflächen geprägt, in die einzelne Moore eingeschlossen waren.
Der Charakterbaum dieser Heide- und Moorgebiete war die Birke, die noch heute in der Gemeinde sehr verbreitet ist. Die beiden Birkenzweige sollen darauf hinweisen.
Der Torfabbau und -handel sowie seine Verwendung als Brennstoff hatten damals für die Bewohner Daldorfs eine besondere wirtschaftliche Bedeutung, weil das Einkommen aus der Landbewirtschaftung durch die ertragsschwachen Geestböden nicht ausreichte. Dieses änderte sich erst mit der Einführung des Kunstdüngers und dem Beginn der Industrialisierung.
Die gekreuzten Torfspaten im Schildhaupt beziehen sich darauf. Durch ihre Besiedlung und Kultivierung wandelte sich diese wechselvolle Landschaft in eine bäuerliche Kulturlandschaft. Die baumarmen Sanderflächen wurden landwirtschaftlich und die angrenzenden Waldgebiete forstwirtschaftlich genutzt.
Das rote Wagenrad soll diesen Landschaftswandel und die Bedeutung der Land- und Forstwirtschaft für die Gemeinde Daldorf symbolisieren.

Historischer Atlas Schleswig-Holstein
Vom Mittelalter bis 1867



Hrsg. i.A. der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte von I. E. Momsen, E. Dege und U. Lange
Format 25,7 x 33,1 cm 176 S., über 70 farb. Karten, Tabellen und Abbildungen, gebunden
ISBN 3-529-02447-3, € 35,-
Wachholtz Verlag, Neumünster

Historische Daten in modernem Gewand – Atlaswerk zur Geschichte Schleswig-Holsteins komplett

Die Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte präsentiert den dritten Band des Werkes „Historischer Atlas Schleswig-Holstein". Dieser Band vervollständigt das Kartenwerk, das die historische Entwicklung Schleswig-Holsteins vom Mittelalter bis zur Gegenwart aufzeigt.

Im ersten Band wird die Geschichte Schleswig-Holsteins ab 1945 behandelt (erschienen 1999), der zweite Band illustriert die Zeit von 1867 bis 1945 (erschienen 2001). Der nun vorliegende Band greift zurück bis ins Mittelalter und behandelt den großen Zeitraum von ca. 800 bis 1867.

In gewohnter Qualität werden thematisch alle Bereiche erschlossen, die für Schleswig-Holstein eine raumzeitliche Bedeutung haben: Siedlungsgeschichte, Bevölkerung, das gutswirtschaftliche System, die Agrarreform, Stadtgeschichte, Bildung und Kultur, Nationale Bewegungen, Geschichte der Nordfriesen, kirchliche Entwicklungen im Mittelalter, Reformation und Säkularisation, Politik und Verwaltung.

Die Karten und Diagramme stellen dar, wie die Gebiete im Osten und die Marschen im Westen des Landes bis zum 13. Jahrhundert kolonisiert wurden. Sie zeichnen nach, wie sich Dörfer und Städte im Mittelalter entwickelten. Besonderes Gewicht erhalten Themen wie die Entstehung der Güter und die großen Agrarreformen des 18. Jahrhunderts, die Gründung und das Wachstum frühneuzeitlicher Städte und Flecken, die Modernisierung des Bildungswesens im 19. Jahrhundert sowie die Umbrüche des kirchlichen Gefüges. Die politischen Karten umfassen die Herrschafts- und Verwaltungsentwicklung sowie die Geburt der nationalen Bewegung vor 1848.

Mit Erscheinen des dritten Bandes des „Historischen Atlas Schleswig-Holstein" liegt nun erstmalig ein umfassendes Kartenwerk in analoger wie digitaler Form zur Geschichte des Landes vor. Er stellt für Fachleute wie für interessierte Laien gleichermaßen ein wissenschaftlich fundiertes, aber trotzdem anschauliches und leicht verständliches Nachschlagewerk dar.

Historiker und Geographen der Universität Kiel haben fachübergreifend zusammengearbeitet, um mit Hilfe modernster Computertechnik das Gesamtwerk zu erstellen und Karten zu schaffen, die durch ihre Informationsfülle und Farbbrillanz beeindrucken und zum Betrachten einladen.

Datenrecherche, Zusammenstellung und ihre kartographische Umsetzung beanspruchten eine langjährige Vorbereitungszeit und erhebliche finanzielle Mittel, die von der Sparkassenstiftung als Hauptsponsor und von der Kulturstiftung des Landes, der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landschaft, der Schleswag, der Marius-Böger-Stiftung und der Possehl-Stiftung aufgebracht wurden.

Historischer Atlas Schleswig-Holstein

Herausgeber und Mitglieder der Arbeitsgruppen:
Band 1: seit 1945 (erschienen 1999)
Im Auftrag der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte
Herausgegeben von
Ulrich Lange, Ingwer E. Momsen, Eckart Dege, Hermann Achenbach
Bearbeitet von
Jürgen H. Ibs, Björn Hansen, Olav Vollstedt, Jörg Rathjen
Geographische Informationssyteme
Frank Schwedler, Ulrike Schwedler

Band 2: 1867–1945 (erschienen 2001)
Im Auftrag der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte
Herausgegeben von
Ingwer E. Momsen, Eckart Dege, Ulrich Lange
Bearbeitet von
Jürgen H. Ibs, Björn Hansen, Olav Vollstedt
Geographische Informationssyteme
Ulrike Schwedler, Frank Schwedler

Band 3: Vom Mittelalter bis 1867 (erschienen 2004)
Im Auftrag der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte
Herausgegeben von
Jürgen H. Ibs, Eckart Dege, Henning Unverhau
Redaktionelle Mitarbeit
Ulrich Lange, Ingwer E. Momsen
Geographische Informationssyteme
Ulrike Schwedler

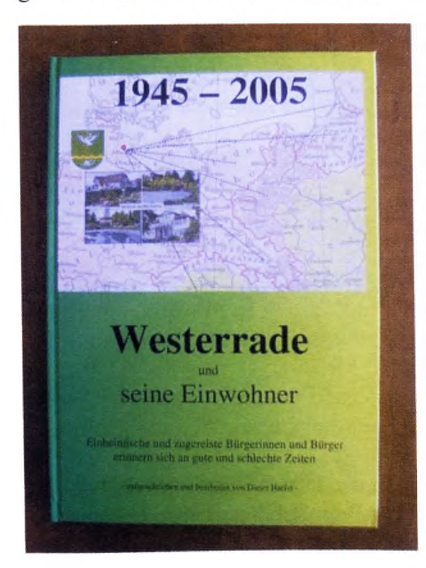
Westerrade und seine Einwohner 1945-2005

Hochzufrieden waren die Initiatoren und der Arbeitskreis der Gemeinde Westerrade, die vor fast zwei Jahren begannen, ein dreitägiges Fest vom 24. bis 26. Juni 2005 nach dem o. g. Motto zu erarbeiten, gestalten und durchzuführen.

Westerrades langjähriger Bürgermeister Burghard Dölger – seit dem 17. Mai 2005 im wohlverdienten Ruhestand nach 31-jähriger Tätigkeit als Bürgermeister und 39-jähriger Gemeinderatsarbeit – hatte die Idee dazu.

Nachdem sich besagter Arbeitskreis gebildet hatte, begann man mit der Adressen-Suche nach ehemaligen Westeradern, die nicht mehr hier zu Hause sind, um dieses Fest gemeinsam mit den heutigen Bürgern zu feiern. Ein Anlass dazu war natürlich auch das Ende des II. Weltkrieges, als viele Ausgebombte, Flüchtlinge und Vertriebene in den Wirren dieser Zeit nach Westerrade gelangten. Über diese Zeit wurde viel in den Medien berichtet, und ich möchte darum hier auch nicht näher darauf eingehen.

Oskar Dunken, ein in Westerrade aus Pommern Vertriebener, hat 1946 in Westerrade eine neue Heimat gefunden und die arbeitsintensive Aufgabe übernommen, alle die anzuschreiben, die einmal in Westerrade gewohnt und gelebt hatten. Adressen wurden von dem Arbeitsausschuss ermittelt. Auch die „Buschtrommeln" und den „Schneeballefekt" hatten wir ins Kalkül gezogen. Natürlich blieb es nicht aus, dass der eine oder die andere dabei vergessen wurde, aber das hatten wir einkalkuliert. Manchmal ist das nahe liegende auch so fern, dass man mit dem Kopf dagegen stößt und nicht einmal bemerkt, warum. Ich glaube aber, wir haben es trotzdem einigermaßen hin bekommen.



Mehr als 160 auswärtig lebende ehemalige Westerrader hatten sich angemeldet. Die Unbekannte dabei war, wie viele Westerrader würden mitmachen? Am ersten Tag, Freitag, den 24. Juni, war trotz heißer Temperaturen der Saal im Geschendorfer „Lindenhof" proppevoll. Durch zahlreiche Kuchenspenden konnte der diesen Tag organisierende „Kulturverein Westerrade und Umgebung e.V." für die Bewirtung sorgen.

Nach Begrüßung des Bürgermeisters Gerhard Möller sowie der Arbeitsausschussmitglieder Burghard Dölger und Oskar Dunken, begann ich mit dem Vortrag *„Westerrade unmittelbar nach dem II. Weltkrieg"*. Hierbei kam mir zustatten, dass ich vorweg einen

Film des Bad Segeberger Heimatkundlers Hans-Werner Baurycza zeigen konnte, den hier wohl noch niemand vorher gesehen hatte. Eindrucksvoll wurde in diesem kurzen Film das Leben in dem Bad Segeberger „Barleycorn"-Lager („Gerstenkorn") und dem „Influx"-Lager („Zustrom") aufgezeigt. Gerne sind Hans-Werner Baurycza und ich bereit, Interessierten diesen Film vorzuführen.

Das Barleycorn-Lager durchliefen ca. 335.000 Soldaten der deutschen Wehrmacht nach dem Zusammenbruch 1945, um von hier in alle Regionen Schleswig-Holsteins verteilt zu werden. Hans-Erich Flick, der dies als entlassener Marinesoldat erlebte, beschrieb es in dem dazu von mir zu diesem Fest erarbeiteten Buch *„Westerrade und seine Einwohner 1945-2005"* als einer von 48 Einsendern so: *„Ich kam in das Lager Langenhagen bei Eutin. Von hier wurden wir am 10. Juni 1945 auf LKW verladen und in das Lager in Bad Segeberg auf eine große Wiese gebracht. Hier waren kleine Häuschen, beinahe wie Herzhäuschen aufgebaut, die wohl von den Arbeitsämtern derjenigen Städte und Regionen aufgestellt waren, wohin die entlassenen Soldaten nach der sanitären ‚Entlausung' verschickt werden sollten."* Diese Häuschen konnten wir auch u. a. in dem Film sehen.

Oskar Dunken beschrieb eindrucksvoll das Influx-Lager als einer von ca. 260.000 in der Aktion „Schwalbe" („Swallo") aus der Heimat Vertriebener. Auch davon gab es eindrucksvolle und bedrückende Bilder zu sehen, die allerdings nur erahnen ließen, was die Menschen zu diesem Zeitpunkt mitmachen mussten. Der Kreistag beschäftigte sich am 29. Oktober 1946 u. a. mit den Kosten. Diese betrugen für die Erstausstattungen der Flüchtlinge, Ausgebombten und Vertriebenen bis März 1946 allein schon 80.000,– Reichsmark, die allein vom Kreis getragen wurden. Für die laufende Unterstützung wurden vom Dezember 1945 bis März 1946 500.000 RM monatlich aufgewendet.

Hans-Peter Dölger beschrieb u. a., wie er als Jugendlicher den alliierten Fliegerangriff im März 1945 auf einen deutlich gekennzeichneten Rot-Kreuz Militär-Transport kurz vor Geschendorf erlebte. Er schrieb dazu: *„Deutlich konnte ich Piloten im Cockpit sehen, ich stand hinter einem dicken Baum auf dem elterlichen Grundstück und sah, nachdem eine Kurve geflogen war, wie das Ziel neu angeflogen wurde."*

Auch die Ereignisse dieser Zeit in und um Bad Segeberg herum wurden recherchiert. Hierbei halfen mir Hans-Werner Baurycza, Max Hamann und Peter Zastrow sehr.

Hans-Werner Baurycza ist im Besitz von Bildmaterial über den Einzug der 11. Panzerdivision in Stubben, wo auf dem Hof Voß am 3. Mai 1945 aus Flintbek hierher verlegte belgische Kriegsgefangene (Offiziere) befreit wurden. Max Hamann beschreibt die Begebenheiten am Tag der Übergabe am 3. Mai 1945 in Bad Segeberg durch den damaligen Bürgermeisterstellvertreter August Marxen und Peter Zastrow schließlich beschreibt die Währungsreform und die Abläufe zu diesen Ereignissen.

Dass Bad Segeberg mit dem blauen Auge in den letzten Zügen des 2. Weltkrieges weg gekommen ist, beschreibt der Kisdorfer Peter Schiller, in dem er bemerkte, dass bei einem Bombenangriff alliierter Bomber mit Ziel auf die Munitionsfabrik

in Bad Kleinen wegen schlechten Wetters das Ziel Verschiebebahnhof Neumünster angeflogen wurde. Doch in einer Maschine verblieben noch 10 Sprengbomben mit jeweils 250 kg Sprengkraft. Über Bad Segeberg fielen die Bomben heraus, explodierten jedoch ca. 100 Meter unterhalb des Flugzeuges. Vermutlich hatte sich ein Zünddraht gelöst. Als dann eine Bombe zündete, ging die ganze Ladung buchstäblich in die Luft. Eine Katastrophe für die Angreifer und ein Glücksfall für unsere Kreisstadt.

Gerhard Freesemann aus Dreggers stellte Bilder eines Flüchtlingstrecks von Ende April 1945 zur Verfügung, die, wie ich meine, die Flüchtlingssituation zu diesem Zeitpunkt treffend darstellt.

Mit „Power Point" konnte ich besagten Film und Schriftverkehr mit der von dem Amt Segeberg-Land zur Verfügung gestellten Beamer-Technik zeigen, das aus meiner Heimatsammlung in den Vortrag einfließen konnte. So ist es dem Westerrader Landwirt Jan Studt, einem Enkel des im Mai 1945 von den Briten eingesetzten Bürgermeisters in unserem Dorf, Karl Studt, zu verdanken, dass bemerkenswerter Schriftverkehr erhalten blieb: UNRA („United Nations Relief Refugies Association"), Influx-Lager, Schriftverkehr mit dem „Roten Kreuz" (u. a. Schulspeisung), Umgestaltung der Kreisbauernschaft, Selbstschutz, Westerrader Schule u. v. m..

Danach wurde das Buch vorgestellt und verkauft. Es sind 234 DIN A4 Seiten geworden. Am erfreulichsten war für mich, dass von einem großen Familientreffen der Familie Holzweißig (Das „Radicin-Institut" von Wilhelm Holzweißig war vor und nach dem Krieg mit der bedeutsamste Arbeitgeber in Westerrade) in Pöhls noch am Sonntagnachmittag atemlos jemand kam und fragte, ob noch 7 Bücher



Samstag war Dorfrundgang. Ältere Teilnehmer, die nicht gut zu Fuß waren, wurden kutschiert.

da seien, man habe nach dem Lesen beschlossen, diese nach Amerika und nach Schweden zu verschicken. Nun wusste ich, dass es angekommen war bei den Lesern.

Aber es ist auch wie so oft: Ich hatte mit meinen Mitteln versucht, zu recherchieren. Schon zwei Tage vor dem Erscheinen musste ich feststellen, dass ein aus einer älteren Chronik Westerrades übernommenes Datum verkehrt war: Auch Westerrade wurde von den Briten am 3. und nicht am 5. Mai 1945 eingenommen. Vor solchen „Abschreibfehlern" hatte schon Max Hamann auf einer Veranstaltung unseres „Arbeitskreis Geschichte im Amt Segeberg-Land" gewarnt. Und doch passiert so etwas immer wieder!

Am Samstag, 25. Juni, war morgens ein Rundgang durch Westerrade geplant. Er konnte nicht bis zum Ende durchgeführt werden, da das Wetter umschlug und es zu regnen anfing. Die mit einer von Bürgermeister Gerhard Möller organisierten Kutsche durchgeführten Fahrten für Menschen, die nicht so gut zu Fuß waren, sahen „ihr Dorf" jedoch wie geplant. Und man hörte immer wieder: „Hier hew ick domols wohnt" oder „Hier in der alten Schule war ich zu Hause. Lebt die oder der eigentlich noch?"

Auch während der Mittagspause im Zelt regnete es noch. Die Gespräche untereinander wurden immer intensiver und viele erkannten erst jetzt, trotz der Namensschilder bei den Teilnehmern (mit dem Geburtsnamen bei den Damen), wer diese oder jener war.



Gräfin Heloise (geb. Lettow-Vorbeck), Gräfin Antje (geb. im Felde) und Hans-Caspar Graf zu Rantzau wohnten der festlichen Andacht in der alten Felssteinkirche zu Pronstorf bei. Eberhard Klamroth verabschiedet sich von ihnen.



Viele Besucher waren am Sonntag in das Dorfmuseum Westerrade gekommen. Dieses vom „Kulturverein Westerrade und Umgebung e. V." betriebene Heimatmuseum zeigte in einer Sonderausstellung mit Bildmaterial von Hans-Werner Baurycza die Lage im Mai 1945 in Bad Segeberg.

Zum Kirchgang in der Pronstorfer Kirche war jedoch wieder bestes Wetter, und man hatte den Eindruck, dies war so gewollt. Pastor Stein hielt eine eindrucksvolle Predigt, und die ehemalige Westerraderin Dörthe Meiß spielte auf der neuen Marcussen-Orgel. Ihre wunderschöne Stimme zu den Klängen machte diese Stunde zu einem Höhepunkt.

Eberhard Klamroth aus Neukoppel erklärte im Anschluss die Geschichte der Kirche zu Pronstorf mit allem, was dazu gehört, auch und natürlich das Rauf- und Runterfahren des Taufengels.

Als etwas ganz Besonderes empfand nicht nur ich die Anwesenheit des Grafen und der Gräfinnen zu Rantzau, die durch ihre Anwesenheit so ihre Verbundenheit zu dem Dorf Westerrade bekundeten, das schon immer dem Kirchspiel Pronstorf angehörte. Graf Hans-Caspar ist Kirchenpatron.

Viele schauten sich noch auf dem Friedhof um, um teilweise still vor Gräbern Halt zu machen.

Der 1928 in Westerrade geborene Hans-Heinrich Kuhlmann stellte fest, dass sein älterer Bruder Erwin, der während des II. Weltkrieges dem 25. SS-Panzer-Grenadier-Regiment angehörte und am 3. Oktober 1944 in Pal Rossi bei Bologna bei einem Häuserkampf in einer Bank erschossen wurde, in dem ausliegenden Buch der Toten-Gedenkstätte der vergangenen Kriege im Kirchturm nicht erwähnt ist. Vielleicht sollte man dieses einmal nachholen.

Auch bei der Kaffeetafel in der „Strengliner Mühle" wurde noch über die vergangenen Stunden gesprochen.

Am Abend war geselliges Beisammensein mit vielfältiger Unterhaltung und Tanz angesagt. Man wundert sich, dass einige, die sich am Tage so dahin schleppten, beim Tanz wohl den Alltag und den Schmerz vollkommen vergessen hatten.

Sonntagmorgen, am 26. Juni 2005, war ab 9.00 Uhr der Besuch unseres Heimatmuseums vorgesehen. Viele kamen, auch die Insassen eines chromblitzenden Vorkriegs-Bentley der Rallye an diesem Tag durch unsere wunderschöne Landschaft des Ostkreises Segeberg waren dabei. Sie staunten über unser dörfliches Museum ebenso, wie wir und einige Gäste über das tolle Fahrzeug.

Mit dem gut besuchten 15. Volkssportfest des SV Schwarz-Weiß Westerrade klang unser dreitägiges Fest am Sonntag aus.

Am späten Nachmittag konnte man an den Augen der sich Verabschiedenden sehen, dass manch eines feucht war. Und über den französischen Freundschaftskuss der Pariserin Dagmar („Meckie") Dauré, die ich bisher nur vom Schreiben kannte oder dem 78-jährigen Bollingstedter Hans-Heinrich Kuhlmann, der mich herzlich drückte und sich für unsere Mühen bedankte, war auch ich als ein nicht in Westerrade Geborener gerührt.

Es war richtig schön!

Für weitere Fragen stehe ich gerne zur Verfügung.

Das Buch, ein Video-Film über die gesamte Veranstaltung (als DVD auch das Einzelkapitel: „Museum Westerrade") sind zu erhalten bei:

Dieter Harfst
Tel.: 04553-224
Fax: 04553-1332
e-Mail: Harfst-Westerrade@t-online.de

Jahresbericht des Vorsitzenden

September 2004 bis September 2005

Unter großen Anstrengungen konnte der Mitgliederbestand auch im zurückliegenden Jahr gehalten werden. Wegen der ungünstigen Altersstruktur sind wir ständig auf neue Mitglieder angewiesen. Im Jahre 2004 konnten wir 71 neue Mitglieder aufnehmen, soviel wie in den letzten 20 Jahren zuvor nicht. Dem gegenüber gab es 60 Abgänge (Tod/Kündigungen). Den Neumitgliedern ab November 2004 wurde als Dankeschön zum Jahrbuch auch das Wappenbuch kostenlos überreicht, das soll auch in Zukunft weiterhin so erfolgen.

Im Berichtszeitraum fand u. a. auch die Jubiläumsveranstaltung am 13. November 2004 statt. Das *50. Heimatkundliche Jahrbuch* war termingerecht zum 1. November zusammen mit dem Buch *Hoheitsabzeichen des Kreises, der Städte, Ämter und Gemeinden im Kreis Segeberg* an alle Mitglieder verschickt worden. Aufmachung und Inhalt wurden gelobt. Herrn Ulrich Bärwald als Schriftleiter für das Jahrbuch, Herrn Hans Rahlf und allen anderen, die am Zustandekommen der beiden Bücher beteiligt waren, möchte ich für die ehrenamtliche Arbeit Dank sagen. Die sparsame Vereinsführung erlaubte es uns, beide Bücher im Wert von zusammen 29,00 € kostenlos an alle Mitglieder zu verschicken.

Die Jubiläumsveranstaltung war ein Meilenstein in der Vereinsgeschichte. Pünktlich um 10:30 Uhr konnte ich die Veranstaltung eröffnen. Über 200 Personen, darunter viele Persönlichkeiten aus dem Kreis Segeberg, waren zum Festakt gekommen. Die interessanten Grußworte enthielten viel Lob für den Verein. Im Rahmen meiner Begrüßung überreichte ich Herrn Dr. Jürgen Hagel die silberne Ehrennadel des SHHB. Die anspruchsvolle musikalische Umrahmung des Festes durch die sieben Musiker/Innen starke Musikgruppe *Windspiel*, der sehr gute Festvortrag von Prof. Dr. Witt und die gelungene Vorstellung des Wappenbuches durch unseren 2. Vorsitzenden Hans Rahlf reihten sich nahtlos aneinander. Die Ausschmückung der für diese Veranstaltung passenden großzügigen Räumlichkeiten im *Seehotel Vitalia* mit Flaggen und Wappen fand große Anerkennung. Am gemeinsamen Festessen im *Saal Tessin* nahmen 120 Personen teil.

Die sich anschließende Jahreshauptversammlung war mit ca. 130 Teilnehmern gut besucht. Hans Rahlf wurde mit der Silbernen Ehrennadel des SHHB für seine hervorragende ehrenamtliche Arbeit im Verein ausgezeichnet. Hans Rahlf überreichte mir anschließend für die Erstellung der Dorfchronik Sievershütten ein Präsent. Alle Wahlgänge zum Vorstand verliefen einstimmig: Ernst Steenbuck (1. Vorsitzender), Horst Pasternak und Uwe Schnoor (Beisitzer), Henry Joret und Johannes Grigull (Kassenprüfer).

Bei der Jahreshauptversammlung des SHHB im *Köhlerhof* in Bad Bramstedt war unser Verein – wie schon auf mehreren anderen Veranstaltungen – mit einer Stellwand präsent. Ernst Steenbuck wurde vom Vorsitzenden Prof. Dr. Ingwer Johannsen die Goldene Ehrennadel des Landesverbandes überreicht.

Heimatforschung, die Pflege der niederdeutschen Sprache, Fahrten zu interessanten Kulturstätten und einiges mehr standen – wie in den zurückliegenden Jahren – auf dem Programm. Sie gehörten aber auch zum Programm der Ortsvereine, die sich mit uns solidarisch verbunden fühlen. Der Heimatverein des Kreises Segeberg als Kreisgruppe des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes e.V. sieht sich als Dachverein für Ortsvereine und für die Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften. Durch gegenseitige Unterstützung wird der Kontakt gepflegt.

Der Arbeitskreis Geschichte im Amt Segeberg Land, der nun schon mehrere Jahre mit mindestens vier Veranstaltungen im Jahr aufwartet, wird von einer konstanten Teilnehmerzahl besucht. Besonders Chronisten sehen in den behandelten Themen Quellen zur Erstellung von Chroniken. Unserem 2. Vorsitzenden Hans Rahlf gebührt große Anerkennung für seine Aktivitäten als Leiter des Arbeitskreises.

Die AG Heimatforschung im Westen des Kreises trifft sich mit seinem AG-Leiter Manfred Jacobsen seit Frühjahr 2005 jeden Dienstag im Bramstedter Schloss. Über 40 Jahre hat man sich zuvor jeden Dienstag im *Hotel Zur Post* getroffen, im Frühjahr 2005 wurde das Hotel abgerissen.

Das Heimatkundliche Jahrbuch bietet Chronisten und Journalisten eine breite Palette von historischen Berichten. Für die Themenauswahl sind Ulrich Bärwald als Schriftleiter und Manfred Jacobsen, Horst Seyfert und Ernst Steenbuck als Redaktionsmitglieder zuständig. Den Autoren möchte ich für die Einsendung ihrer Berichte herzlich danken. Die Auflage beträgt 1.350 Exemplare. Wir wären sehr dankbar, wenn ausscheidende Mitglieder, die ihre Jahrbücher nicht weiter nutzen, uns diese übergeben, denn es gibt immer wieder Nachfragen nach alten Jahrbüchern von neuen Mitgliedern. Der Vorstand beschloss, dass alle Leihbüchereien des Kreises ein Freiexemplar vom Verein erhalten. Für 2007 oder 2008 haben wir geplant, ein neues Register zu erstellen.

Die AG Reisen mit dem Team Elfriede Thierbach, Gunther Köfer und Klaus Stegemann hat sich gut eingearbeitet. Die bisherigen Reiseveranstaltungen fanden große Anerkennung. Siehe hierzu den Bericht der AG Reisen. Für 2006 planen wir, dass wir jeden 1. Mittwoch im Monat ein Dorf im Kreis Segeberg besichtigen und dort eine kleine Wanderung unter ortskundiger Führung machen.

De „Drachtenlüd“, so z.B. die Volkstanzgruppe Kaltenkirchen und Willingrade trugen dazu bei, Festlichkeiten mit ihren Tänzen und Trachten zu verschönern. Die Trachtenträger der Segeberger Tracht traten u.a. bei der *Schaubude* in Bad Segeberg in Erscheinung. Horst und Gretchen Pasternak sind immer in Tracht dabei, wenn wir unseren Verein mit Schrift- und Bildtafeln an unserer Stellwand präsentieren.

Der „Plattdüütsche Krink Kaltenkirchen“ mit seinem Vorsitzenden Horst Schümann und seinem Vertreter Johann Schümann hat sich in Kaltenkirchen zu einem geachteten Kulturträger entwickelt.

Der „Plattdeutsche Krink Segeberg“ unter der Leitung von Uwe Schnoor bietet seinen Anhängern im Winterhalbjahr monatlich eine Veranstaltung. Gerda

Flägel ist dabei nicht nur unentbehrlich, sondern trägt mit ihren Vorträgen zur Programmgestaltung bei.

Der „Plattdüütsche Vereen to Rickels" mit ca. 100 Mitgliedern hat in Uwe Milbrand einen überaus aktiven Vorsitzenden. Günter Timm und seine Frau Wiebke haben sich aus der jahrelangen Mitarbeit zurückgezogen. Auf der Jahreshauptversammlung des Vereins gab es für die beiden viel Lob für ihre ehrenamtliche Vereinsarbeit. Unter anderem haben sie 10 Jahre Plattdeutschen Unterricht in der Schule erteilt. Günter Timm erhielt die Silberne Ehrennadel des SHHB.

Im Heimatbund Bornhöved ist Ernst Wilhelm Paap seit zwei Jahren 1. Vorsitzender. Wichtigstes Ereignis ist der jährliche Besuch der schwedischen Husaren. In diesem Jahr drehte das schwedische Fernsehen einen Film über die Schlacht der Schweden gegen die Dänen im Jahre 1813. Harald Timmermann, ehemaliger Vorsitzender des Vereins, der immer noch aktiv Heimatforschung betreibt, legte Widerspruch gegen den Kiesabbau auf dem Flurstück *Mang de Bargen* ein. Es handelt sich hier um das größte Gräberfeld der Bornhöveder Gemarkung, das nun durch den Kiesabbau zerstört wird. Auf dem Gelände führen Archäologen des Landesamtes Grabungen durch.

Der Heimatbund Norderstedt e.V. mit Peter Reimann als Vorsitzendem stellt jedes Jahr ein umfangreiches Programm für seinen Verein zusammen. Ein Heimatkundliches Jahrbuch, mehrere Bus-Ausfahrten, Vorträge und sonstige Veranstaltungen werden den Mitgliedern angeboten. Gemeinsam mit dem Kreisverein wollen wir am 25. Februar ein Trachtenfest in der Falkenburger Halle veranstalten.

Der Kulturverein Fahrenkrug mit Heinz Jürgensen als Vorsitzendem ist in seiner Vielseitigkeit kaum noch zu überbieten. Vorträge, Ausfahrten, Wanderungen, Theater und anderes mehr bietet der Verein den Dorfbewohnern. Mit viel Liebe wurde das Dorfmuseum von ihm aufgebaut und seitdem ständig weiter verbessert.

Der Arbeitskreis Dorfgeschichte Strukdorf unter Leitung von Hans-Peter Sager hat wie gewohnt sechs Vortragsabende gestaltet. Unter großer Anteilnahme wurde am 23. Juli seine Verabschiedung als Bürgermeister gefeiert. Bei seiner Abschiedsrede betonte er, dass er trotz seiner vielen Ämter die Leitung des Arbeitskreises Geschichte beibehalten wolle.

Von der Denkmalkennzeichnung ist zu berichten, dass gegenwärtig archäologische Denkmäler im Jahrbuch vorgestellt werden, hierzu liefert das Archäologische Landesamt Beiträge.

Der Plattdeutsche Vorlesewettbewerb 2005/2006 an den Schulen des Kreises Segeberg wird wie zuvor von Frau Schluck vom SHHB organisiert. Hans-Jürgen Büll aus Alveslohe, Kreisbeauftragter für Niederdeutsch, ist für den Kreis Segeberg zuständig. Er war vor einigen Jahren Vorstandsmitglied bei uns. Folgender Ablauf ist geplant:
Oktober bis Dezember 2005 Schulentscheidungen.
Januar bis März 2006 Landschaftsentscheid.
März und April 2006 Regionalentscheidungen.
Mai 2006 Landesentscheidung

„Vor 50 Jahren“. In der *Segeberger Zeitung* können Sie jeden Samstag unter dieser Überschrift Wissenswertes aus den Zeitungen von vor 50 Jahren lesen. Peter Zastrow aus Bad Segeberg listet diese Arbeit seit mehreren Jahren. Er macht diese Arbeit nicht im Auftrage des Heimatvereins, aber als Mitglied bei uns fühlt auch er sich unseren Aufgaben verbunden.

Ernst Steenbuck

Arbeitskreis Geschichte im Amt Segeberg-Land

Jahresbericht 2005

Wir haben auch im Jahre 2005 unsere regelmäßigen Themenabende in bewährter Weise fortgesetzt. Wobei wir wiederum die Sitzungs-Räumlichkeiten und die technischen Hilfen der Amtsverwaltung Segeberg-Land in Anspruch nehmen konnten.

Am 07. Februar 2005 hatten wir Frau Hedda Sievers von der Fa. Grafik+Druck GmbH aus Kiel zu Gast. Wir hatten sie gebeten, unseren Mitgliedern über *„die technischen Voraussetzungen und Möglichkeiten für den Druck von Chroniken"* näher zu informieren. Wir hatten das Thema insbesondere deshalb auf die Tagesordnung gesetzt, weil allein aus dem Amtsbereich Segeberg-Land in drei Gemeinden Chroniken vorbereitet werden, nämlich in Groß Rönnau, Klein Rönnau und Negernbötel. Und so konnte auch anhand konkreter Hinweise der Chronikschreiber Dieter Marsen (Groß Rönnau), Peter Rybka und Klaus Bostedt (Klein Rönnau) sowie Werner Kurpas und Werner Klose (Negernbötel) so mancher Fragenkomplex (z. B. Arbeiten am Manuskript, Buchausstattung und -formate, Papierqualität, Buchdruck) besprochen und geklärt werden.

Am 11. Mai 2005 fand eine Ganztagesfahrt nach Lauenburg und Scharnebek statt. An dieser Stelle kann auf den abgedruckten Reisebericht von Dieter Harfst verwiesen werden.

Auf unserer Veranstaltung am 08. August 2005 in der Amtsverwaltung Segeberg-Land beschäftigten wir uns mit dem Thema *„Die ehemaligen Gutsbezirke als Verwaltungsbezirke in unserer Region"*. Zu dieser Materie hatte sich unser Mitglied Eberhard Klamroth besonders kundig gemacht. Er spannte in seinem Vortrag den Bogen von der Kolonisation im 11./12. Jahrhundert n. Chr. über die landesverfassungsrechtliche Institutionalisierung im Jahre 1524, die Abschaffung der Leibeigenschaft 1805 bis hin zur Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928. Die bei der Auflösung zu Tage getretenen Auseinandersetzungsprobleme wurden am Beispiel der Gutsbezirke Margarethenhof, Rohlstorf und insbesondere Pronstorf treffend dargestellt. Angesprochen wurde ergänzend auch die Geschichte des heute noch bestehenden Forstgutsbezirkes Bucholz, der seit der letzten Ämterreform 1970 zum Amt Leezen gehört.

Die Veranstaltungsreihe 2005 wird am 07. November 2007 ausklingen mit einem Vortrag von Peter Schiller aus Kisdorf zum Thema *„Kriegsende 1945 und die unmittelbare Nachkriegszeit in unserer Region"*. Der Referent war schon einmal unser Gast und verfügt als Hobby-Historiker über ein profundes Wissen auch zu diesem Themenkomplex.

Im Übrigen beschäftigten wir uns im Rahmen unserer Arbeit „Studien und Materialien zur Geschichte unserer Region" mit der Vorbereitung eines weiteren Sachbuches. Im letzten Jahr hatten wir mit freundlicher finanzieller Unterstützung

der Stiftung der Kreissparkasse Segeberg das Sachbuch *„Die Straße der Bomber – Flugplätze, Fliegerangriffe, Luftkämpfe und Flugzeugabstürze während des II. Weltkrieges im Kreise Segeberg und Umgebung"* herausgegeben; es ist inzwischen vergriffen. Beteiligt waren hierbei die Hobby-Forscher und -Autoren Thomas Hampel, Dieter Harfst, Michael Sappl, Peter Schiller, Olaf Weddern und Edgar Winter.

Das in dieser Reihe zweite Sachbuch wird sich mit Recherchen zum Thema *„Kriegsende 1945 und die unmittelbare Nachkriegszeit in unserer Region"* befassen. Unsere Redaktions-Gruppe (zugleich Hobby-Autoren) besteht aus Erwin Boldt, Bad Segeberg, Dieter Harfst, Westerrade, Prof. Dr. Peter W. Kahl, Hamburg, Timo Lumma, Boostedt, Hans Rahlf, Bad Segeberg, Michael Sappl, Bad Segeberg, Peter Schiller, Kisdorf, Olaf Weddern, Latendorf, und Peter Zastrow, Bad Segeberg.

Auch in diesem Jahr möchte ich den Jahresbericht mit einem herzlichen Dank schließen, und zwar an die Veranstaltungsteilnehmer für das gezeigte Interesse, an meine Mitstreiter in der Sprechergruppe des Arbeitskreises (Dieter Harfst, Klaus Gröhn und Günther Meynerts) für die kräftige Mitarbeit, an die Amtsverwaltung Segeberg-Land für die freundlichen Hilfen und an den Heimatverein für die wohlwollende Unterstützung.

Hans Rahlf

Jahresfahrt des Arbeitskreises Geschichte im Amt Segeberg-Land

Drei Schleusen in Lauenburg und das Schiffshebewerk in Schnakenburg

Am 11. Mai 2005 war es einmal wieder soweit, die einmal jährlich stattfindende Ganztagesfahrt unseres Arbeitskreises stand an. Es ging in Richtung Lauenburg, um die Gelegenheit wahrzunehmen, in einem engen Bereich drei verschiedene Schleusen zu besichtigen. Eigentlich waren es ja vier, wenn man das Schiffshebewerk in Scharnebek am Elbe-Seitenkanal mit dazu rechnet.



Besichtigung der Palmschleuse. Günther Meynerts (ganz rechts, unser Kassenchef), macht einen zufriedenen Eindruck, hatten doch alle die 40,- € Kostenbeitrag für die Fahrten, Besichtigungen und für Leib und Seele abgeliefert.

Aber von vorn: Durch die wunderschöne Landschaft ins Lauenburgische führte nach Begrüßung der Gäste durch Hans Rahlf Klaus Gröhn in die Geschichte des früheren Herzogtums ein. Er rundete die Beiträge mit Liedern, passend zur Landschaft und zur Jahreszeit, ab.

Ich erläuterte im Vorwege die Geschichte des Elbe-Lübeck-Kanals:



Auch für Klaus Gröhn waren die technischen Erläuterungen der 3 Fachkräfte vom W.S.A. sehr interessant. Wichtig: Der Sicherheitshelm.

Seit Jahrhunderten gibt es in Lauenburg eine Wasserstraßenkreuzung. Vom Ende des 14. Jahrhunderts (1398) an bestand für etwa 100 Jahre die „Stecknitzfahrt“, die die Elbe bei Lauenburg mit der Ostsee (Lübeck) verband. 13 Schleusen waren zu bauen. Immerhin war eine 20 Meter hohe Wasserscheide, der Möllner Berg, zu überwinden. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts kamen noch vier weitere Schleusen hinzu. Ausgelegt war die Wasserstraße für Kähne, die 12 Meter lang und 2,50 Meter breit waren und bei nur 30-40 Zentimeter Tiefgang 7,5 Tonnen Salz transportieren konnten. Die Fahrt von Lauenburg nach Lübeck dauerte zwei bis drei Wochen. Man hat am ELK an einer Stelle bei Bauarbeiten im Bereich eines alten Kanalabschnittes Reste eines Seiles gefunden. Man vermutet, dass dies schon eine erhebliche Erleichterung für die Fortbewegung der Kähne darstellte und die mittels eines laufenden Blockes und vielleicht schon mit Pferdestärke erfolgte.

Versetzen wir uns einmal in diese frühere Zeit zurück. Von der Wasserscheide in Mölln musste in trockener Jahreszeit manchmal lange gewartet werden, bis die Schleuse gefüllt war, um auf der Welle in die zu fahrende Richtung getragen zu werden. Für den Verkehr zwischen Mölln und Lübeck nutzte man das Flüsschen Devenau für das Befüllen der „Stauschleusen“. Die Schleusen bestanden aus Holz und mussten alle 30 bis 40 Jahre erneuert werden. Um für den nötigen Wasserstand zu sorgen, wurde der Möllner See durch eine Oberschleuse abgesperrt. Das Aufstauen dauerte, je nach Wetterlage, 2 Tage. Wenn sich genügend Wasser gesammelt hatte und etwa 24 bis 30 Schiffe beladen zur Abfahrt vor der Schleuse lagen, wurde sie geöffnet, und die Schiffe trieben auf der Welle durch das ansonsten seichte Flussbett bis nach Lübeck. Diesen Tag nannte man den „Zapfeltag“. Wer es nicht schaffte, auf dieser Welle „mitzureiten“, der musste die nächsten 2 Tage später abwarten. Lediglich der Sonntag war für alle Beteiligten ein freier Tag

und wurde vielfach für den Kirchgang genutzt. Bergauf, Richtung Lauenburg, war es schon schwieriger. Hier wurden für die Überwindung der Wasserscheide sechs bis acht „Leinenzieher" notwendig. Und nicht nur die zu pachtenden Leinenzieher, sondern auch oft die Ehefrau und die Kinder schleppten den Kahn. Dabei nutzten sie den so genannten „Treidelpfad", der parallel zum Schiffweg verlief. Der „Alte" („Schipper") stand am Ruder und trieb die Familie oder auch den Schiffsknecht an. Jeder Tag war bares Geld wert. Salz, das „weiße Gold", war ein kostbares Gut. Es war im gesamten Ostseeraum sehr gefragt, wo es zur Konservierung von Fisch und Fleisch gebraucht wurde.

In Lauenburg unter der fahrerischen Sicherheit unseres Busfahrers Hans-Werner Doll angekommen, besichtigten wir die Palmschleuse, danach die alte Lauenburger Schleuse und den Neubau.

Die elbseitige Eingangsschleuse, die Palmschleuse bei Lauenburg, kann noch heute besichtigt werden. Diese älteste Kesselschleuse Europas ist mit einem Kessel (auch Kasten genannt) und mit zwei Toren, einem Klapptor im Oberwasser und einem Stemmtor im Unterwasser ausgestattet.

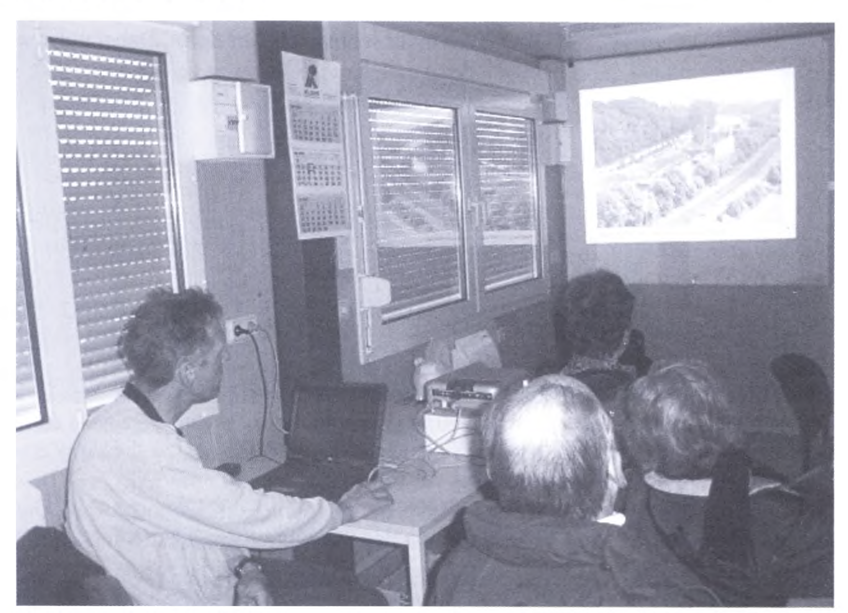
Die erste Bauausführung war aus Holz. 1724 wurde sie dann umgebaut; dazu wurden behauene Felssteine für die Schleuse selbst und für das zu diesem Zeitpunkt errichtete Schleusenmeisterhaus verwendet.

Im Jahre 1900 wurde der „Elbe-Trave-Kanal" dem Verkehr übergeben. Die Palmschleuse als Ein- oder Ausgangspunkt des Stecknitz-Kanals hatte nun ausge-



Diese Postkarte ist am Tag der Einweihung am 16. Juni 1900 nach Eisenach abgeschickt worden. Sie gelangte nach nur einem Tag Postweg ins thüringische Erfurt.

dient. Der Name „Palm“ kommt daher, weil der erste Schleusenmeister nach dem Neubau 1724 Palm hieß.



Die Bauaufsicht des Schleusenneubaus, der Wasserbauwerkermeister Uwe Diercks, erklärt beim Lichtbildervortrag in einem Baucontainer den Bau und die Gesamtsituation.

Die Einweihungsfeierlichkeiten für den Kanal am 16. Juni 1900 waren in Lübeck ein Großereignis. Kaiser Wilhelm II. weihte diese wichtige Verbindung von der Ostsee zur Elbe ein. Der Kanal wurde seinerzeit so vorausschauend geplant und gebaut, dass er bis in jüngste Zeit weitestgehend den Verkehrsanforderungen genügte. 1921 wurde er in „Elbe-Lübeck-Kanal“ (ELK) umbenannt.

Die Schleuse Lauenburg, eine von sieben Schleusen des ELK (Büssau, Krummesse, Berkenthin, Behlendorf, Donnerschleuse, Witzeetze und Lauenburg), ist nun über 105 Jahre in Betrieb. Ihr bautechnischer Zustand ist inzwischen so schlecht, dass ihre Stand- und Betriebssicherheit nicht mehr ausreichend gewährleistet werden kann. Eine Grundinstandsetzung ist nicht mehr möglich. In meiner Eigenschaft als Tauchermeister habe ich mit meinen Tauchern in einigen Vorsohlenbereichen Anfang der 80er Jahre den Beton unter Wasser erneuert, auch in Lauenburg. Dies geschah in der Winterzeit und bei laufendem Betrieb.

Die alte Schleuse Lauenburg wird bald durch eine neue ersetzt werden. An dieser erstaunt noch heute nach 105-jähriger Betriebszeit die einfache Technik. Zur Schleuse gehören drei Sparkammern. Auf einen Schleusenhub von einem Meter werden 1.400 Kubikmeter Wasser benötigt. Der höchste Schleusenhub, bedingt

durch das Wehr in Geesthacht, ist 4,75 Meter. Bei unserem Besuch (ich habe die Zeit gestoppt) dauerte eine Schleusung insgesamt nur 8 Minuten. Äußerst bemerkenswert ist die Hotopp-Technik, das heißt, das Befüllen und Leeren der Schleusenkammer. Zwar ist bei diesem Prinzip nur eine begrenzte Hubhöhe von ca. 7 m erreichbar, sie ist aber simpel und einfach: Es ist der Mechanismus des Vacuum-Prinzips, vergleichbar mit dem Absaugen einer Flüssigkeit, z.B. Abzapfen von Benzin von einem Tank in einen anderen. Oder wer von der älteren Generation erinnert sich nicht an das Annuckeln von selbst gekeltertem Wein in der unmittelbaren Nachkriegszeit? So ähnlich funktioniert es hier auch. An sechs weiteren Schleusen des ELK ist diese Technik eingebaut. Sie gibt es nur noch einmal in Kanada und an einer Schleuse in Mecklenburg-Vorpommern.

Nun hat sie ausgedient, die alte Schleuse Lauenburg. Leider geht damit auch ein Stück Geschichte zu Ende. Und wie man sich denken kann, ist auch ein wenig Wehmut dabei, wenn man sich neuen Dingen auch nicht verschließen kann. Das Wasser- und Schifffahrtsamt Lauenburg hat den Bau einer neuen Schleuse unter schwierigsten Bedingungen sehr gut im Griff. Große Probleme bereiteten das anstehende Gelände der Endmoräne auf der schleswig-holsteinischen Seite. Diese Probleme wurden von den Wasserbauern unter Einsatz schwerer Technik hervorragend gelöst, wie wir vor Ort sehen konnten.



Kapitän Peter dreht mit seinem Schiff „Elvkieker II" vor dem Einfahren in den Trog im Oberwasser des Elbe-Seitenkanalnoch noch eine Runde.

Sehr anschaulich wurden die einzelnen Schleusen und Bauabschnitte in einer Dokumentation direkt vor Ort von den Herren Albers, Lühr und Diercks vom Wasser- und Schifffahrtsamtes Lauenburg erläutert.

Nach der Mittagspause fuhren wir Richtung Scharnebek, wo uns Kapitän Peter Helle schon auf seinem Schiff „Elvkieker II“ erwartete.

Der Elbe-Seitenkanal bildet eine Querverbindung zwischen dem Mittellandkanal und der Elbe. Er wurde 1968 gebaut und im Juli 1976 fertig gestellt. 4 Wochen nach der Einweihung brach der Damm direkt an einem Wegetunnel bei Lüneburg. Der Kanal lief leer, und es ergossen sich 4 Milliarden m^3 Wasser sintflutartig in die Illmenau-Niederung. 10 Quadratkilometer Land wurden überschwemmt. 1977 nahm der Kanal den Betrieb wieder auf.

Es ist ein Erlebnis, in einem Trog 38 Meter Höhenunterschied zu überwinden. Das Senkrechtschiffshebewerk in Lüneburg-Scharnebek besteht aus zwei Trögen, je 100 Meter lang und 12,50 m breit. Die Wassertiefe beträgt 3,5 m. Jeder Trog hat ein Gewicht von 5.800 Tonnen und wird an Seilen mit Kontergewichten in die Auf- oder Niederfahrt gebracht.

In Lauenburg wurde noch ein Teil der Altstadt besichtigt. Ein schöner und abwechslungsreicher Tag ging damit zu Ende.

Dieter Harfst

Fahrten / Exkursionen 2005

Am 16. Februar trafen sich die Mitglieder der Reisegruppe, die an der Mehrtagesfahrt in das Weserbergland teilgenommen hatten, zur Nachlese. Im Residence-Hotel in Bad Segeberg zeigte unser 2. Vorsitzende, Herr Hans Rahlf, einen profihaften Videofilm über diese Mehrtagesreise vom September 2004.

Am 4. Juni 2005 hatten wir eine Halbtagesfahrt mit Fußwanderung nach Negernbötel. Mit dem Bus fuhren wir über Schackendorf zu den Langbettgräbern, wo uns unser Vereinsmitglied Werner Klose über die historisch interessanten Gräber aus der Steinzeit aufklärte. Förster Borchert, dessen Forsthaus – ein Ökohaus mit Schnittlauch auf dem Dach – zwischen Negernbötel und Hamdorf liegt, führte uns zu der im Rohbau fertigen Wildbrücke, die über die Autobahn 21 führt. Die 50 m breite Brücke, die die Autobahn überspannt, soll als natürliche Landschaft begrünt werden. Den Tieren – vom Käfer bis zum Rothirsch – soll die Möglichkeit gegeben werden, die Straße unbeschadet zu kreuzen. Die Verbreitung der Artenvielfalt auf beiden Seiten der Autobahn soll dadurch garantiert bleiben. – Ein Fußmarsch von ca. zwei Kilometer führte uns vorbei an den noch gut erhaltenen Schanzen aus dem Jahre 1700. Herr Werner Klose und Förster Borchert berichteten über die Truppenaufstellung anlässlich der Auseinandersetzung der Dänen mit dem Gottorfer Herzogtum. Hier standen sich ca. 18.000 Mann kampfbereit gegenüber. Der Dänenkönig Christian IV. wollte das Herzogtum einverleiben. Durch den



Trotz Regenwetters waren alle Wanderer begeistert von der schönen Nachmittagswanderung im Naturschutzgebiet Kiebitzholm.

Beistand Polens, Russlands, Brandenburgs, Sachsens, Frankreichs, Hollands, Englands und Hannovers war es hier zu einem Großaufgebot vieler Truppen gekommen. Durch den *Frieden zu Traventhal* im Jahre 1700 konnten die Feindseligkeiten vorerst beendet werden, *Nordischer Krieg.*

Bei der Försterei Kiebitzholm angekommen, wurden wir von einem kräftigen Regenschauer überrascht, der uns aber wenig störte, weil wir im Schutz des überdachten Jugendkamps Schutz fanden. Unser Mitglied Bäckermeister Torsten Gräper war hierher mit seinem Verkaufswagen gekommen und versorgte uns mit Kaffe und Kuchen. – Mit einem Spaziergang durch das Naturschutzgebiet Kiebitzholm mit seinen Heideflächen und dem Moor fand der schöne Nachmittag sein Ende.

Ernst Steenbuck

Fahrten nach Wienhausen und Celle am 6. 8. und 13. 8. 2005

Im diesjährigen Fahrtenangebot war *Celle* der große Renner. Um möglichst alle Anmeldungen zu berücksichtigen, entschlossen wir uns, eine zweite Fahrt anzubieten. So konnten wir am 6. 8. und 13. 8. insgesamt 86 Teilnehmer begrüßen.

Unser erstes Ziel war das Dorf *Wienhausen* in der Nähe von Celle mit seinem ehemaligen *Zisterzienser Kloster*. Es wurde 1230 von einer Schwiegertochter Heinrichs des Löwen, Agnes von Meißen, gegründet. Aus der Blütezeit im 14. Jahrhundert stammen die noch erhaltenen Gebäude, wunderschöne Beispiele norddeutscher Backsteingotik.

Heute ist das Kloster ein evangelisches Damenstift mit z. Zt. einer Äbtissin und 15 Konventualinnen. Beim Eintritt in den Konvent verpflichten sich die Damen, die Schätze des Klosters zu pflegen und sie den Besuchern zu zeigen. Die berühmten Bildteppiche werden nur einmal im Jahr, kurz nach Pfingsten, der Öffentlichkeit gezeigt, aber auch so waren die Führungen in zwei Gruppen für alle ein Genuss.

Nach dem Mittagessen in der *Linde* im Dorf fuhren wir zurück nach *Celle*, wo uns ein geführter Stadtrundgang in zwei Gruppen erwartete. Wir bekamen einen kleinen Eindruck von der sehr schönen Altstadt, aber um alle ca. 500 Fachwerkhäuser genauer anzusehen, war zu wenig Zeit.

Abgerundet wurde der Eindruck durch eine Führung im *Celler Schloss*. Hier erfuhren wir noch mehr über die Geschichte der Stadt, die sich immerhin zur Zweitresidenz des Königreichs Hannover entwickelt hatte. Die vielfältigen Beziehungen zum englischen Königshaus waren interessant. Auch das Schicksal der Caroline von Dänemark wurde uns eindringlich geschildert. Sie lebte drei Jahre in Verbannung im Celler Schloss, nachdem ihr Geliebter, der Leibarzt und Minister Struensee des dänischen Königs, hingerichtet worden war. Auch das Filmprogramm mit O. W. Fischer als Struensee gehörte zu den Ausstellungsstücken im Schloss.

Mit viel neuem oder aufgefrischtem Wissen konnten wir um 18.00 Uhr die Heimreise antreten.

Elfriede Thierbach

Vorstand des „Heimatverein des Kreises Segeberg e.V.“

Stand: 1.September 2005

1. Vorsitzender:	**Ernst Steenbuck,** Struvenhüttener Straße 13, 24641 Sievershütten. Tel./Fax. 04194 680,
2. Vorsitzender:	**Hans Rahlf,** Bussardweg 52, 23795 Bad Segeberg, Tel./Fax. 04551 82405
Schriftführer:	**Horst Seyfert,** Theodor-Heuss-Ring 55, 23795 Bad Segeberg, Tel. 04551 81239
Schriftführervertreter:	**Dieter Harfst,** Klingenbrooker Weg 12 23815 Westerrade, Tel. 04553 224, Fax 04553 1332
Rechnungsführer:	**Henning Pöhls,** Hauptstraße 25 24568 Winsen, Tel.. 04191 5229
Mitgliederregistrierung:	z.Z. vom 1. Vors. Ernst Steenbuck verwaltet
Beisitzer:	**Gerda Flägel,** Hamburger Straße 56, 23795 Bad Segeberg, Tel. 04551 2232 **Horst Pasternak,** Kisdorfer Weg 5. 24568 Kaltenkirchen, Tel./Fax 04191 3479 **Hans Mehrens,** Hauptstraße 34a 24623 Großenaspe, Tel. 04327 273 **Manfred Jacobsen,** Landweg 55 24576 Bad Bramstedt, Tel. 04192 889855 **Uwe Schnoor,** Fliederweg 3b, 23795 Bad Segeberg, Tel. 0455181769 **Klaus Stegemann,** Rahland 22, 23795 Klein Rönnau, Tel. 0455181481
Mitarbeiter:	**Schriftleiter des Heimatkundlichen Jahrbuches** Ulrich Bärwald, Am Markt 20, 23867 Sülfeld **Redaktionsmitarbeiter:** Ernst Steenbuck, Manfred Jacobsen, Horst Seyfert **AG Reisen,** Elfriede Thierbach, Rantzaustraße 13, 23795 Bad Segeberg, Klaus Stegemann, Rahland 22, 23795 Klein Rönnau Gunther Köfer, Dorfstraße72, 23815 Geschendorf. **Plattdeutscher Krink Segeberg:** Uwe Schnoor, s.o. **Plattdüütscher Krink Kaltenkirchen:** Horst Schümann, Am Hohenmoor 32, 24568 Kaltenkirchen; 2. Vors. Johann Schümann **Vereen to Rickels:** Uwe Milbrand; Am Kiesberg 14, 24635 Rickling **Heimatbund Bornhöved:** Ernst Wilhelm Paap, Segeberger Landstraße 8, 24619 Bornhöved. **Heimatbund Norderstedt e.V.:** Peter Reimann, Marommer Straße 11, 22850 Norderstedt **Kulturverein Fahrenkrug:** Heinz Jürgensen, Schackendorfer Weg 5, 23795 Fahrenkrug **AG. Geschichte im Amt Segeberg Land:** Hans Rahlf, s.o **AK. Heimatforschung im Westen d. Kreises:** Manfred Jacobsen, s.o. **AK. Museen und Sammlungen:** Dieter Harfst, s.o. **Beauftragter für Plattdeutsch** an den Schulen des Kreises Segeberg Hans-Jürgen Büll, Lüttn-Feld 1, 25486 Alveslohe **Denkmalkennzeichnung:** Ernst Steenbuck, s.o.
Ehrenmitglieder	Dr. Leo Beckmann, Fuhlendorf, Dr. Horst Tschentscher, Bad Segeberg, Dr. Jürgen Hagel, Nürtingen
Ehrennadel Gold, SHHB	Ernst Steenbuck, Sievershütten.
Ehrennadel Silber, SHHB	Heinz Brauer, Bad Segeberg; Ulrich Bärwald, Sülfeld; Gerda Flägel, Bad Segeberg; Diedrich Scharmacher, Bad Segeberg; Alfred Ehrlichmann, Bad Segeberg; Hans-Peter Sager, Strukdorf; Annemarie Kröger, Heidmühlen; Horst Seyfert, Bad Segeberg; Antje Jans, Kummerfeld; Heinz Jürgensen, Fahrenkrug; Christa Meyer-Behrmann, Kaltenkirchen; Günter Timm, Rickling; Dr. Jürgen Hagel, Nürtingen; Hans Rahlf, Bad Segeberg

Mitgliederverzeichnis

Stand: 1. September 2005

Altengörs

Georg Kiel
Heinz Gosch
Thomas Rottgardt

Alveslohe

Hans-Jürgen Büll
Hans Hachmann
Gerhard Hoch
Gemeinde Alveslohe

Armstedt

Hans Breiholz
Gemeinde Armstedt

Bad Bramstedt

Ilse Biss
Rudolf Blum
Hartmuth Böttcher
Jutta Brodersen
Hetje Döhrmann
Horst Ebeling
Manfred Fiehring
Andreas Fligge
Jürgen H. Fölster
Jürgen Fuhlendorf
Dieter Gaipl
Margit Hamdorf
Gerhard Harder
Anke Hartmann
Manfred Jacobsen
Dr. Peter-Dieter Jung
Hans Georg Koch
Christa Kurschat
Dr. Ulrich March
Gertrud Meinhardt
Friedrich-Wilhelm Obersteller
Wilhelm Peters
Jan-Uwe Schadendorf
Antje Scheel
Ernst Schlichting
Jürgen Schneider
Uwe Jens Schnoor
Liane Schnoor
Hans-Jürgen Schnoor
Walter Schulze
Rudolf Schurillis
Hans-Hermann Trimpert
Amt Bad Bramstedt-Land
Evang. Kirchengemeinde
Stadt Bad Bramstedt

Bad Segeberg

Dieter Abel
Margot Adamkiewicz
Horst Adlung
Hans-Joachim Am Wege
Günther Arndt
Ilse Aurich
Silke Banaski
Uwe Bangert
Jürgen von Basse
Hermann Bauer
Ulrich Baumgart
Hans-Werner Baurycza
Friedrich Beckmann
Willy Behrens
Erwin Beuck
Otto Beyer
Elisabeth Block
Hanna Blunck
Käthelies Blunk
Friedrich-Georg Blunk
Erwin Bojens
Fritz Bolduan
Magret Bonin
Ilse Bracker
Elsa Brauer
Heinz Brauer
Dr, Wolfgang Brauer
Klaus-Dietrich Brömmer
Hubert Brosche
Peter Bruhn
Rudolf Bürger
Ernst Bunge
Gerhard Bunge
Dr, Vincent Bünz
Inge Busch
Kaethe Carstens
Marianne Christiansen
Traute Christiansen
Rolf Christiansen
Claus-Peter Chudy
Sielke Cohrs
Ingeborg Damaschke
Christel Dankert
Eleonore Detlefsen
Lieselotte Dettmann

Helga Dettmann
Harald Dohm
Lieselotte Dohrendorf
Hans-Jürgen Dolgner
Dr. Jürgen Dolling
Gerhard Donat
Dieter Dose
Jürgen Dose
Margit Drews
Minna Eggert
Elfriede Ehrlichmann
Waltraut Else
Ilse Engel
Hans Faust
Lieselotte Fiebiger
Irene Fischer
Gerda Flägel
Doris Fokuhl
Dr. Hartmut Frank
Eberhard Friedrich
Jürgen Frielinghaus
Thea Fritsch
Bernd Gaden
Gerhard Geerdes
Emma Geffke
Thomas Gerull
Irmgard Gloge
Dirk Gosch
Adolf Göttsche
Ernst Gräfe
Torsten Gräper
Walter Gräper
Wally Greese
Ingrid Greve
Johannes Grigull
Hildegard Gripp
Käthe Gundermann
Herdis Hagemann
Dr. Gerd Hagenah
Margarete Hamann
Max Hamann
Louise Hansen
Manfred Hapke
Lieselotte Hardt
Gertrud Hartmann
Anita Hass
Dirk Hein
Karl-Ludwig Heinsen
Liesbeth Hellberg
Anna Herbst
Astrid Hilse
Renate Hinz
Heinz Hirsinger
Ulrich Höffer

Gräfin von Hohenthal
Dr. Joachim Hüttmann
Carsten Ingwersen
Ursula Jacobs
Harro Jamke
Uwe Janßen
Gisela Jendis
Udo Jensen
Helga Jessen
Henry Joret
Günter Jung
Burghard Karow
Ursula Kehl
Brunhilde Kelch
Egon Klatt
Horst Klopfenstein
Irmgard Kloth
Ernst Knees
Günter Knieke
Jürgen Koch
Theodor Koch
Walter Köhler
Achim Kölbel
Johannes König
Dietrich Kreplin
Armin Kröska
Herta Krohn
Rita Lamp
Dr. Helmut Lehmann
Hildegard Lembrecht
Klaus Lienau
Magda Lienau
Wilhelm Liley
Ruth Loepki
Renate Lorenzen
Heinz Lüders
Else Lüth
Ellen Lüthje
Margarethe Mählmann
Dieter Marsen
Johannes Marx
Horst Maschmann
Dr. Gerhard Medow
Norbert Meineke
Elfriede Menk
Irmgard Meyer
Helmut Meyer
Hans Peter Mietrach
Ingeborg Mohring
Edith Mueller
Ilse Müller
Angelika Mull
Antje Mumme
Carla Munkel

Wilhelm Nehlsen
Günter Neitz
Rolf und Annelene Neumann
Birgit Neve
Eve-Marie Niehuus
Dr. Hans-Jürgen Nolte
Lore Oeverdiek
Erika Ohrt
Wiltraud Ohrt
Paula Olbrich
Lola Pardey
Dietrich Pardey
Lieselotte Paul
Helga Paulsen
Angelika Pelz
Elisabeth Petersen
Otto Petersen
Arnd Petzold
Irene Polmer
Waltraud Poppe
Siegfried Prante
Ursula Preuschoff
Maren Quaatz
Maria Radtke
Hans Rahlf
Willi Rahlf
Frauke Ramm
Horst Ramm
Hans-Jürgen Reher
Ingeborg Reher
Marianne Reher
Eckart Reimpell
Hans Reimers
Anni Reuther
Horst Richter
Margarete Richter
Herbert Rohlf
Jürgen Rohlf
Heinz Roth
Hannelore Rüdiger
Ursula Rüter
Astrid Rutz
Michael Sappel
Emma Sager
Wilhelm Sager
Horst Salomon
Erich Sarau
Manfred Saß
Dietrich Scharmacher
Elfriede Scharmacher
Klaus Schierbeck
Annemarie Schmidt
Uwe Schnoor
Erich Schöttler
Peter Schramm
Brunhild Schuckart
Annemarie Schulz
Hans-Christian Schumacher
Ilse Schwanke
Dieter Schwär
Hans-J. u. Helga Schwär
Irma Schwarzloh
Hilde Schwerin v. Krosigk
Albrecht Seibert
Walter Selk
Horst Seyfert
Elisabeth Siebert
Torsten Simonsen
Ingrid Simonsen
Wolfgang Spahr
Gerda Specht
Peter Specht
Wilhelm Specht
Edith Spieß
Wilh. Sponholz
Erika Stahl
Käthe Steenbuck
Heinrich Steffen
Karin Stegemann
Elisabeth Stein
Hans-Jörg Stemmler
Volker Stender
Horst Stolten
Gundolf Strache
Otto Strüver
Ernst u. Mariechen Studt
Anna Sturm
Waltraut Sulimma
Doris Teegen
Elfriede Thierbach
Greta Thomsen
Ruth Tödt
Immobilien GmbH Tödt, Günter
Heinz Tölle
Annelies Trantow
Heinke Trimpert
Dr. Horst Tschentscher
Antje Vogelberg
Peter Vollmers
Dr. Hellmuth von Brehm
Dr. Karin von Brehm
Kurt Voss
Edith Walter
Wegezweckverband des Kr. Segeberg
Hans Werner Wesche
Hans-Heinrich Wilkening
Klaus Witt
Ingrid Winter

Marga Wollesen
Werner Wulf
Hans-Christian Wulff
Rainer Wulff
Peter Zastrow
Klaus Jürgen Zierow
Ingrid Ziesmann
Adda Zoels
Werner Zoels
Alfons Ziehms
Horst Zuther
Ev-Luth. Kirchengemeinde
Franz-Claudius- Schule
Theodor-Storm- Schule
Kirchenkreis Segeberg
Kreisbauernverband Segeberg
Kreis Segeberg
Stadtbücherei Bad Segeberg
Stadt Bad Segeberg
Amt Segeberg-Land

Bahrenhof

Werner Harm
Gerhard Lemburg
Winfried Weber
Gemeinde Bahrenhof

Bark

Grete Möller
Gemeinde Bark

Bebensee

Joachim Brauer
Anna-L. Rammul
Horst Schumacher
Heinz Rickert

Bimöhlen

Alice Rauch
Herbert Thun
Gemeinde Bimöhlen

Blunk

Burkhard Wiechert
Gemeinde Blunk

Bockhorn

Christel Dwinger

Boostedt

Willi Göttsche
Hildegard Haase
Johann Heinrich
Peter Matthias
Annegret Pingel
Carl-H. Spethmann
Hilde Timm
Gemeinde Boostedt

Bornhöved

Dr. Johannes Rickert
Wolfgang Scharnweber
Gerhard Thies
Harald Timmermann
Heimatbund Bornhöved,
z.Hd. Ernst-Wilhelm Paap
Amt Bornhöved
Dörfergemeinschafts Schule
Gemeinde Bornhöved

Braak

Olaf Weddern

Bühnsdorf

Uwe Fürst
Manfred Heinrich
Bernd-Jürgen Maass

Daldorf

Gemeinde Daldorf

Damsdorf

Gemeinde Damsdorf

Ellerau

Eduard Sievers
Torsten Thormählen
Inken M. Werthmann-Wieries

Fahrenkrug

Gerhard Böttger
Gerda Doose
Dirk Gerke
Heinz Jürgensen
Hans Wolfgang Kruse
Paul-Gerhard Meyns
Karl-Heinz Schnack-Friedrichsen
Hans Schönemann
Gustav Adolf Spahr
Werner Wandschneider
Kulturverein Fahrenk. eV.
z.Hd. H. Jürgensen
Gemeinde Fahrenkrug

Föhrden-Barl

Hans Jochen Hasselmann
Gemeinde Föhrden-Barl

Fuhlendorf

Dr. Leo Beckmann
Jörn Dwinger
Hans Lembcke
Werner Lembcke
Holger Runge
Gemeinde Fuhlendorf

Garbek

Hans Joachim Bolda
Elli Dankert
Margret Jedack
Karl-Heinz Michelsen
Peter Rüder
Edelgard Studemund
Dr. August Wilkens

Geschendorf

Elli Janssen
Dieter Finkenstein
Manfred Försterling
Gunther Köfer
Ingrid Winter
Gemeinde Geschendorf

Klein Gladebrügge

Heinrich Flucke
Gemeinde Gladebrügge

Goldenbek

Alfred Könnecke
Walter Meier

Gönnebek

Werner Edert
Werner Stöwer
Gemeinde Gönnebek

Groß Niendorf

Klaus Böttger
Claus Fahrenkrog
Hinrich Fölster
Friedrich Hamburg
Gemeinde Groß Niendorf

Groß Rönnau

Heinz-Hermann Steffens
Gemeinde Groß Rönnau

Großenaspe

Reiner Alms
Hans Asbahr
Jürgen Julius Asbahr
Thea Delfs
Jürgen Förster
Manfred Ginckel
Dr. Bernd Häuer
Heinrich Jörs
Dieter Köhnke
Carl-Heinrich Krüger
Michael Küstner
Hans Mehrens
Karl Mehrens
Martin Müller
Gerlinde Schulze
Max Stick
Günther Timm
Peter Winselmann
Willi Wisser
Evang. Kirchengemeinde
Gemeinde Dorfarchiv
Gemeinde Großenaspe
Friedrich Winselmann

Groß-Kummerfeld

Andre Beyer
Antje Jans
Gerd Mauck
Gemeinde Groß Kummerfeld

Hagen

Marie-Luise Greiner
Johannes Peter Wickhorst

Hamdorf

Karl-Heinz Horn

Hardebek

Karin Krüger
Kurt Lehmann
Gemeinde Hardebek

Hartenholm

Rolf Bünjer
Klaus Buthmann
Gertraud Haag
Ilse Havemann
Gertrud Köck
Helmut Mohrmann
Gerdt Peve
Meinert Schweim
Gemeinde Hartenholm

Hasenkrug

Gemeinde Hasenkrug

Hasenmoor

Gemeinde Hasenmoor

Heidmoor

Gemeinde Heidmoor

Heidmühlen

Karla Kramer
Hans Kröger
Jürgen Rehder

Henstedt-Ulzburg

Gerd Bodo Bartlick
Günter Heinz Baum
Walter Bruhn
Thorsten Brunswig
Christian Clausen
Ulrich Schuetz Elch-Apotheke
Else Fredrich
Heinz Glück
Uwe Janssen
Heinz Kracht
Werner Lentfer
Heinz Manke
Wilfried Mohr
Elfriede Petersen
Werner Pöhls
Hans-Heinrich Schacht
Carsten Schäfer
Klaus Schlüter
Helmut Schmuck
Horst Schneemann
Johann Schümann
Dagmar Schümann
Irmgard Studt
Jörg Taute
Hartmut Tessin
Georg Warnecke
Annemarie Winter
Gemeinde Henstedt-Ulzburg

Hitzhusen

Gemeinde Hitzhusen

Högersdorf

Hans-Erich Greve
Eggert Schurbohm
Elke Schwarz
Gemeinde Högersdorf

Hüttblek

Erwin Meier
Hans-Hinrich Thies
Elke Thies-Wendt
Gemeinde Hüttblek

Itzstedt

Herbert Meins
Uwe Mohr
Gerd-Heinrich Wrage
Gemeinde Itzstedt

Kaltenkirchen

Ulrich Bremer
Ernst Eising
Elke Ellerbrock
Hildegard Engelke
Winfried Falck
Frieda Fehrs
Werner Feldsien
Hetti Fiehland
Elfriede Freese
Helga Hübner
Ina Jacobsen
Gerda Jawaid
Margrit Köhnke
Joachim Kühl
Helmut Lienau
Karl-Kurt Lippe
Frauke Maass
Helga Maeting
Christa Meyer-Behrmann
Johanna Möckelmann
Ruth Möckelmann
Dr. Arnold Möckelmann
Hans Moritz
Hans-Chr. Muxfeldt
Cornelius Nissle
Gretchen Pasternak
Horst Pasternak
Reiner Peters
Nicolaus Pohlmann
Else Redecke
Plattdüütschen Krink z.Hd Horst Schümann
Ingeburg Rüter
Dr. Paul-Gerhard Schoop
Elli Schroeder
Horst Schümann
Gerda Schwill
Theo Steenbuck
Elisabeth Stingl
Hans Thies
Jörg Wirth
Stadt Kaltenkirchen

Kattendorf

Juris Bekeris
Rolf Holdorf
Anke Pohlmann
Amt Kisdorf in Kattendorf
Gemeinde Kattendorf

Kayhude

Werner Matthiessen
Joachim Sieg
Fritz-Derk Voß
Gemeinde Kayhude

Kisdorf

Martin Ahrens
Hans-Martin Ahrens
Hans-Werner Buhmann
Wolfgang Dietz
Joachim Goppelt
Helmut Heberle
Elke Hein
Marlene Hroch
Klaus Lohse
Niels Offen
Bernd Radtke
Peter Schiller
Harro Schmidt
Ernst Schmuck-Barkmann
Artur Timmermann
Reinhard Trojahn
Helmut Wessel
Hedwig Zlobinski
Gemeinde Kisdorf
Klaus-H. Richter

Klein Rönnau

Hans-Jürgen Berner
Erika Beyer
Klaus Bostedt
Peter Bostedt
Horst Bredemeier
Otto Dittmer
Hans-Wilhelm Gertz
Marianne Gehm
Ilse u. Jan Hesebeck
Lisa Keggenhoff
Gerda Kopke
Manfred Kuhlbrodt
Karl Nagel
Karl-Heinz Radetzki
Werner Sager
Udo Seydel
Marga Schütt
Dr. Erich Smetka
Klaus Stegemann
Peter-H Stelling
Betty Vogt
Rudi Winter
Werner Winter
Gemeinde Klein Rönnau

Krems II

Aenne Höppner
Gemeinde Krems II

Kükels

Klaus Hildebrandt
Karin Schmidt
Gemeinde Kükels

Leezen

Hans Kabel
Lisa Krüger
Hans-Hermann Lentfer
Hans-Wilhelm Steenbock
Amt Leezen
Evang. Kirchengemeinde Leezen
Gemeinde Leezen

Lentföhrden

Gemeinde Lentföhrden
Ernst Lewin
Uwe Looft

Mielsdorf

Ludwig Bohnsack
Hans David-Studt
Elisabeth Wollschläger

Mönkloh

Klaus Mohr
Friedrich-Wilhelm Rühl
Gemeinde Mönkloh

Mözen

Arno Bolzendahl
Etta Kaack neu
Ernst Walter Meyer
Gemeinde Mözen

Nahe

Christian M. Bergmann
Willi Biester
Hans Bräuer
Herbert Breker
Kati Grefe
Kuno Hellwich
Hans-Heinrich Hüttmann
Johann-Joachim Hüttmann
Siglint Ifländer
Peter Jacobsen
Ludwig Könning
Hildegard Krabbe
Anneliese Lücke
Jürgen Matzen
Wilfried Neumann

Gertrud Pfadler
Hans-Jürgen Rathje
Heinz Richter
Nico Rogozenski
Heinz Schernus
Erika Schiwek
Rolf Sperber
Hans Tidow
Michael Wülbern
Gemeinde Nahe
Grund-u.Haupt- Schule

Negernbötel

Werner Klose
Kurt Lemcke
Klaus Martens
Gemeinde Negernbötel

Nehms

Heinz Wulf
Gemeinde Nehms

Neuengörs

Werner Brockmann
Heinrich Molt
Peter Rahlf
Gemeinde Neuengörs

Neversdorf

Dr. Klaus Fleischhack
Peter Schultze
Gemeinde Neversdorf

Norderstedt

Helga Barkowski
Heinrich Dumbries
Hellmuth Gärtner
Ursula Gradl
Anneliese Jens
Walter Klencke
Gerhard Köhn
Friedrich Pohlmann
Gerhard Rudolph
Dr. Volker Schmidt
Holger Schock
Sieghard Seliger
Volker H. Steinau
Gerhard Thomsen
Hans-Otto Wessel
Werner Wübbe
Heimatbund Norderstedt
z.Hd. Herrn Peter Reimann
Dr. Ilse Zauner

Nützen

Jutta Schröder
Gemeinde Nützen

Oering

Werner Brors
Wolfgang Finnern
Nicola Frahm
Hartwig Göttsch
Gudrun Heinonen
Ilse Hüttmann
Christa Warzecha
Gemeinde Oering

Oersdorf

Willi Gosch
Inse Krüger
Rosemarie Lohse
Gemeinde Oersdorf

Pronstorf

Günter Engelhardt
Eberhard Klamroth
Jürgen Leonhard
Annegret Kruse
Martelies Köppen
Klaus Mecke
Brigitte Prehn
Jörg Schröder
Gemeinde Pronstorf
Adolf Hammerich
Claus Frank

Quaal

Hans-Dieter Würfel

Rickling

Stefan Gonschiorek
Peter Sutter
Helga Wulff
Plattdütsch Vereen to Rickels z.Hd. Uwe Milbrand
Heinz Westphal
Renate Weinberg
Gemeinde Rickling
Günter Timm

Rohlstorf

Friedhelm Moritz
Ferdinand Von Stumm
Gemeinde Rohstorf

Schackendorf

Friedrich Brockmann
Friedrich Gilde
Klaus Gröhn

Richard Hauschildt
Reinhard Nass
Gemeinde Schackendorf

Schieren

Wiebke Klees-Bruhn
Hans-Werner Rohlf-Grimm
Kurt Schumacher
Gemeinde Schieren

Schmalensee

Christian Detlof
Wilfried Herbst
Hans Siebke

Schmalfeld

Ute Dwinger
Plattdüütsch Hööge Rosita Kraft u. Petra Brix
Rüdiger Völkl
Gemeinde Schmalfeld

Schwissel

Gemeinde Schwissel

Seedorf

Gemeinde Seedorf
Werner Schramm, Kembs
Horst Schramm, Kembs
Siegfried Tromnau, Schlamersdorf
Inge und Hans Kößling, Seekamp

Seth

Lisa Finnern
Karl Heinz Gülk
Renate Knees
Gero Storjohann
Ewald Stürwohld
Gemeinde Seth

Sievershütten

Peter Adler
Hans Gerth
Otto Harms
Herma Henning
Jürgen Hering
Adolf Köneking
Ulla Langmaack
Margret Mau
Karl-Heinz Meetz
Helmut Pöhls
Henning Pöhls
Resi Reimke
Reinhard Siert
Lisa Spahr
Ernst Steenbuck
Jutta Wederhake
Detlef Winkelmann
Gerd Zeuner
Gemeinde Sievershütten

Stipsdorf

Waltraud Hamann
Hans-Joachim Hampel
Elfriede Teegen
Gemeinde Stipsdorf

Stocksee

Dr. Georg Friedrich Baur
Peter Bülck
Prof. Dr. Dietrich Wiebe
Gemeinde Stocksee

Strenglin

Hans Molt
Torsten Trillmann

Strukdorf

Jürgen Albert
Wilfried Henck
Horst Leonhardt
Hans-Peter Sager
Hans-August Studt
Gemeinde Strukdorf

Struvenhütten

Ulrike Balnojan
Margret Ettmeier
Hermann Hussmann
Hans-Heinrich Lührs
Deta Petersen
Günter Plambeck
Wilfried Winterhoff
Gemeinde Struvenhütten

Stubben

Klaus Voß

Stuvenborn

Helmut Dreyer
Ilse Gloyer
Peter Humburg
Heinz Korbs
Elke Steenbuck
Helga Tepe
Wilhelm Thies
Anke Willrodt-Ahrens
Günter Ziemer
Gemeinde Stuvenborn

Sülfeld

Ulrich Bärwald
Jens-Martin Bielenberg
Helmut Blunck
Helga Dittrich
Karl-Heinz Enke
Helga Hus
Werner Jablonski
Ingo Jurmann
Emmi Krickhahn
Rudolf Paulsen
Grete Petersen
Joachim Polster
Heinrich Röttjer
Rudolf Rupprecht
Burkhard Schulz
Fritz Timm
Margret Westphal
Günther Wilke
Rosemarie Wrage
Gemeinde Sülfeld

Tarbek

Gemeinde Tarbek

Tensfeld

Sabine Lehmann
Norman Loewisch
Gemeinde Tensfeld

Todesfelde

Edda Grandt
Heinrich Gröhn
Kai Krogmann
Claus Wrage
Gemeinde Todesfelde
Hans-Hermann Bölck

Trappenkamp

Hedwig Czenna
Klaus Deneke
Karin Ducke

Travenhorst

Jan Kiene
Gemeinde Travenhorst

Traventhal

Landmuseum "Gest. Traventhal", P.Beiersdorf
Gemeinde Traventhal

Wahlstedt

Axel Bernstein
Kurt Janke
Renate Mühlker
Karsten Paulsen
Johanna Rahlf
Irmgard von Piotrowski
Dierk E Seeburg
Werner Stamp
Grete Tödt
Stadtverwaltung Wahlstedt

Wakendorf II

Jürgen Gülk
Ernst Gülk
Herbert Gülk
Kurt Hachmann
Bernd Hartmann
Kunje Ketelsen
Juliane Ketelsen
Bertil Kröger
Hans Kröger
Alfred Lentfer
Karl-Heinz Lütt
Karla Martens
Claus Mohr
Anneliese Pruns-Tesdorff
Hans-Hermann Schütt
Kurt Heinrich Steenbock
Prof. Dr. Günther Wolgast
Gemeinde Wakendorf II

Wakendorf I

Kurt Böttger
Günther Meynerts
Gemeinde Wakendorf I

Warder

Heinrich Alward
Gerd Schäfer
Gundschule Warderfelde

Weddelbrook

Hans-Joachim Scheer
Jürgen Schüchler
Hartwig Tode
Gemeinde Weddelbrook

Weede

Dorothea Dahlmann-Kohrt
Ekhard Ladwig
Klaus Studt
Inke Studt-Jürs
Gemeinde Weede
Alwin Blunck
Jürgen Paustian

Wensin

Hanns-Christian Hastedt

Gemeinde Wensin
Hans Wilhelm Traber Jun.
H. Olaf Meintz

Westerrade

Burghard Dölger
Oskar Dunken
Dieter Harfst
Herbert Studt
Gemeinde Westerrade

Wiemersdorf

Hugo Baggendorf
Klaus Harder
Uwe Jörck
Dr. Hans-J. Leupelt
Hermann Schlesselmann
Manfred Venzke
Timm Jörck
Gemeinde Wiemersdorf

Winsen

Kerstin Biehl
Thea Denker
Hans-Peter Suwe

Wittenborn

Bernd Gerken
Hannelore Helmke
Gisela Juister
Herbert Lange
Christel Mertin
Anneli Piotrowski von
Gemeinde Wittenborn

Mitglieder außerhalb des Kreisgebietes

Bad Eilsen

Hildegard Martens

Bad Kissingen

Kurt Vellbinger

Bad Oldesloe

Holger Diercks

Blumenthal Horst, Brandenburg

Eberhard von Lewinski

Bargteheide

Margret Fischer

Braunschweig

Gerhard Beutmann

Bremerhaven

Dagmar Schumacher-Ahrens

Croydon/Großbritanien

Gerhard Tiedemann

Elmenhorst

Günter Hamann

Ettlingen

Inge Heck

Farchau

Andreas Hamdorf

Feldhorst

Hans-Werner Rickert

Flensburg

Dr. Horst Ralf

Fockbek

Hermann Reher

Frankfurt/Main

Udo Corts

Friedrichstadt

Eitel Galla

Hamburg

Frauke Baumeister
Thomas Clasen
Andreas Fischer-Happel
Geneologische Gesellschaft
Uwe Hagemann
Wolfgang Milkereit
Klaus Nickoleit
Heinrich Schlichting
Mendelsohnstr. Schule

Hemdingen

Johann Plambeck

Hofheim

Hans Peter Hass

Karlsruhe

Ina Schultz

Kassel

Wolfgang Kasch

Keitum/Sylt
Wilhelm Borstelmann

Kellinghusen
Henning Broockmann

Köln
Hans-Jürgen Kamrath

Langendorf / Elbe
Hayo Schütte

Leer
Kurt Wrage-Broers

Lübeck
Waldemar Barkmann
Dr. Christian Dräger
Theo Dräger
Frank Schumacher
Dr. med. Erich Voß
Joachim Weigt

Lüneburg
Karl-August Hellmann

Moers
Heinz Muhsal

Neumünster
Klaus August
Karl-Heinz Laß

Nübel
Klaus Bregas

Nürnberg
Dr. Gisela Schumacher-Matthäus

Nürtingen
Dr. Jürgen Hagel

Plön
Museum des Kreises Plön

Rheinbach
Wiebke Paape

Rosengarten / Sottorf
Peter Fischer

Schellhorn
Klaus-Volker Köster

Schleswig
Landesarchiv Schleswig

Springe
Günther Röstermund

Stockelsdorf
Horst Thies

Tangstedt/Wilstedt
Helmut Bättjer
Herbert Gülk

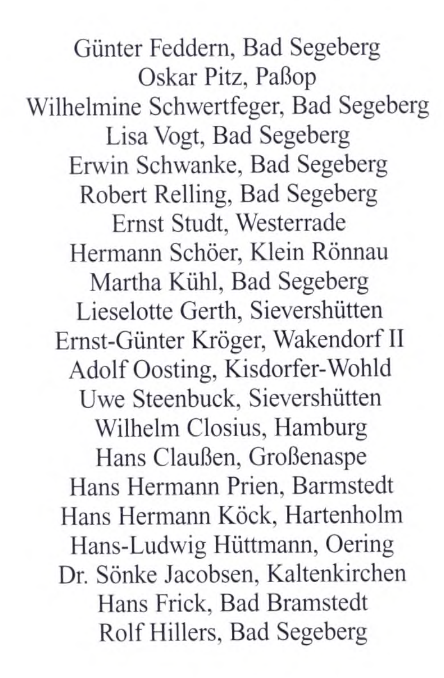
Timmendorfer-Strand
Thorsten Sick

Uetersen
Hans-Heinrich Hatlapa

Weßling / Oberbayern
Hartmut E. Feldhausen

Weener/Ems
Dr. Rolf Behrens

Windhoek/Namibia
Elke Böhm



Günter Feddern, Bad Segeberg
Oskar Pitz, Paßop
Wilhelmine Schwertfeger, Bad Segeberg
Lisa Vogt, Bad Segeberg
Erwin Schwanke, Bad Segeberg
Robert Relling, Bad Segeberg
Ernst Studt, Westerrade
Hermann Schöer, Klein Rönnau
Martha Kühl, Bad Segeberg
Lieselotte Gerth, Sievershütten
Ernst-Günter Kröger, Wakendorf II
Adolf Oosting, Kisdorfer-Wohld
Uwe Steenbuck, Sievershütten
Wilhelm Closius, Hamburg
Hans Claußen, Großenaspe
Hans Hermann Prien, Barmstedt
Hans Hermann Köck, Hartenholm
Hans-Ludwig Hüttmann, Oering
Dr. Sönke Jacobsen, Kaltenkirchen
Hans Frick, Bad Bramstedt
Rolf Hillers, Bad Segeberg

ISBN 3-00-017054-5